



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

**Festschrift zur 200jährigen Jubelfeier der Ritterakademie
auf dem Dome zu Brandenburg**

Ritter-Akademie <Brandenburg an der Havel>

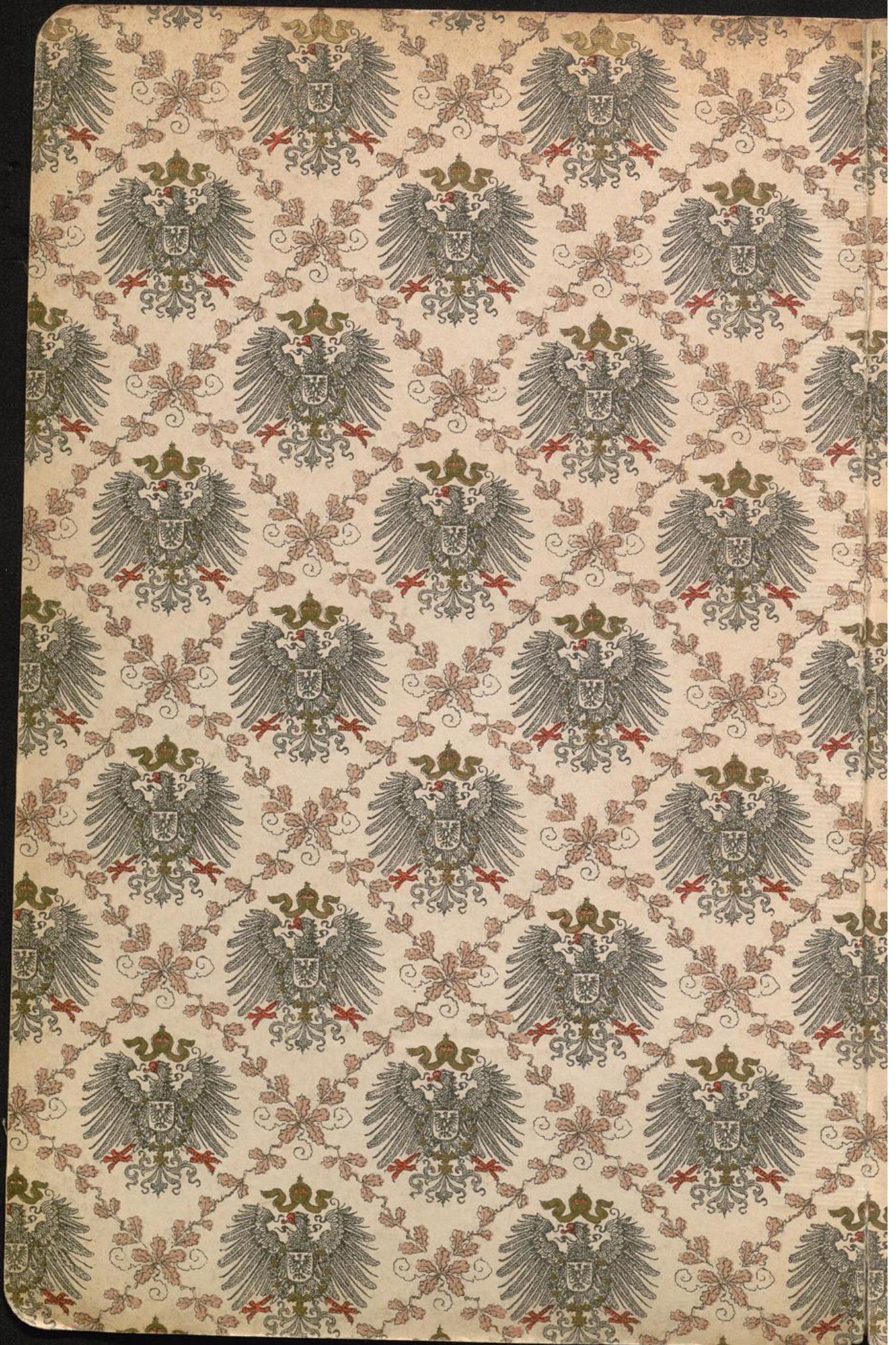
Brandenburg a. H., 1905

[urn:nbn:de:hbz:466:1-54229](#)

Festschrift
der
Ritterakademie
zu
Brandenburg a. S.

6. Juli 1905

M
63118







1705

1905

Festschrift
zur
200 jährigen Jubelfeier
der
Ritterakademie
auf dem
Dome zu Brandenburg a. H.



Brandenburg a. H.
Ed. Alterthums Buch- und Kunstdruckerei
1905.

1902

1901

Reichsbibliothek



03
M
63118

2015753

LSNF

Gemeinschaftsbibliothek der
Universitäten und Fachhochschulen des
Bundeslandes Nordrhein-Westfalen

Bundesrepublik Deutschland
Fachhochschule für Politik und
Kommunikation Potsdam
2001



U n h a l t.

1. Festode. Von Oberlehrer Schiendel	5.	1
2. Aus dem Leben des Direktors Johann Daniel Arnold (1797—1829). Von Direktor Dr. Kehr	"	5
3. Aus alten Tagen auf Burg-Brandenburg. Von Ober- lehrer Dr. Gebauer	"	33
4. Geschichte der Petrikapelle zu Dom-Brandenburg a. S. Von Oberlehrer Dr. Michaelis	"	67
5. Schüleraufführungen am Ritterkollegium zu Branden- burg a. S. (1707—1774). Von Oberlehrer Dr. Wachtler	"	93
6. Aus den Aufnahmeprotokollen des Ritterkollegiums im achtzehnten Jahrhundert. Von Direktor Dr. Kehr . . .	"	137
7. Die Verlegung der preußischen Nationalversammlung nach dem Dom zu Brandenburg a. S. im Jahre 1848. Von Oberlehrer Professor Dr. Grünbaum	"	147





I.

Ehrwürdger Bau, du Stätte der Jugendzucht,
Dir gilt vom Turm der jubelnden Glocke Klang,
Dir heut der Hochgesang der Freude
Und die Gebete des treuen Dankes.

Du ragst auf heiligem Grunde seit alter Zeit
Und weckst Erinnerung, würdig des Feiertags,
So nah der Stätte, da vorzeiten
Ernst der Ottoneische Dom emporstieg,

Den hier mit Weisheit mächtiges Kaiserwort
Vor tausend Jahren fern in des Ostens Mark
Als Sitz der Christenheit begründet,
Heidnischem Troze zu steter Mahnung.

Ritter des Glaubens breiteten friedlich aus
Des Kreuzes Botschaft rings dem Barbarentum,
Und gegen Trutz und Feindestücke
Ritter des Schwertes in blutiger Fehde.

Sieghaft Mannen streuten als Hüter treu
Von hier die Saat der christlichen Liebe aus.

Tief in der rauhen Wildnis Herzen
Lehrten den Pflug sie die kundge Führung,

Brachten Gesetz und edlerer Sitte Zucht
Und deutschen Weisens kernige Eigenart,
Bis von Jahrhundert zu Jahrhundert
Tiefer die kräftigen Wurzeln schlugen.

So ward der Grund gelegt und das Land gebaut,
Urwald gerodet, sodaß das Immergrün
Der dunklen Föhre wich dem Acker,
Fleißig bestellt von den rüstgen Händen.

So wuchs auf karger Scholle der Märker fest
Im rauhen Kampf mit nordischem Wintersturm,
Friedsam die Hand am treuen Pfluge,
Aber im Kampfgewühl fest am Schwerte,

Bis dann der Preußenaar seine Fittige
Machtvoll gebreitet, stetigen Fluges froh,
Und ernster Fürsten weise Sorge
Märkischem Edessinn sich vermählte.

Da keimte kraftvoll rings auf der Märker Sand
Ein blühend Leben freudiger Schaffenslust
Und um des Wohlstands leises Sproßen
Rankte empor sich des Geistes Bildung;

Denn nicht des Tages wechselnde Mühsal —
Nicht nur des Schwertes blutige Rittershaft :
Vielmehr des Geistes frohes Schaffen
Fördert das Edelgeistein der Kräfte.

Darum erblühten Stätten der Jugendzucht,
Wo freie Künste lehrten des Geistes Kraft und mi. v. 180
Zu schönerer Blüte sich entfalten,
Als sie die nordische Sonne träumte.

So steht auch du, ehrwürdiger Bau, geweiht
— Schon sind der Lustren reichliche vierzig her —
Dem heilgen Zweck, aus jungem Nachwuchs
Männer zu bilden von Geistesadel.

Und durch den Kreislauf zweier Jahrhunderte
Schaut dein Gemäuer, milde und ernst zugleich
Der Jugend Spiel und treue Arbeit
Und auf den Übermut froher Stunden.

Du gabst dem Jüngling, welcher des Ziels froh
Zum Kampf hinaus zog kühn auf des Lebens Bahn,
So oft in Liebe das Geleit und
Grüßtest ihn wieder in reisem Alter,

Wenn er zu ernster Feier und frohem Spiel
Herbeigeeilt zur Stätte der Jugendlust.
Und wo der Ahnherr sich gebildet,
Da soll der Enkel dereinst Scholar sein !

— Allein nicht alle kehren zum Gruß zurück,
Die hier geweilt in goldener Kinderzeit ;

Schon ruht auf manchem stillen Hügel
Unter Eypressen der ernste Denkstein,

Sei's, daß im Frieden müde ein Auge brach,
Oder im Kampfe sie für das Vaterland
Des Helden Ehrentod gefunden,
Wie uns die Inschrift, die schlichte, kündet. —

Vor allen ihnen flechte der Feiertag,
Vor allen ihnen Kränze der Dankbarkeit,
Die treu das Wort im Herzen starben :
Fürchtet den Herrn und ehrt den König !



Verfasser: Oberlehrer Schiedel.

II.

Aus dem Leben
des
Direktors Johann Daniel Arnold.

(1797 – 1829.)



Verfasser: Direktor Dr. Kehr.



Gratum est, quod patriae civem populoque dedisti,
si facis, ut patriae sit idoneus, utilis agris,
utilis et bellorum et pacis rebus agendis;
plurimum enim intererit, quibus artibus et quibus hunc tu
moribus instituas.

Iuv. sat. XIV, 70.

Die Ritterakademie hat sich des Glücks erfreut, im Laufe der zweihundert Jahre, die seit ihrer Gründung verflossen sind, vielfach Männer als Leiter an ihrer Spitze zu sehen, die es durch den Wert und die Macht ihrer Persönlichkeit oder ihre schöpferische Tätigkeit in der Neugestaltung des Erziehungsweises verstanden haben, auf lange Zeit hin der Anstalt den Stempel ihres Wesens und Geistes aufzudrücken. Zahlreiche Schüler unserer Anstalt erinnern sich mit warmer Dankbarkeit der reich gesegneten Wirksamkeit Ernst Köpkes (1856—83)¹⁾, eines Mannes, der sich ebenso als Erzieher wie als Direktor um die Ritterakademie hoch verdient gemacht hat. Verstand dieser es meisterhaft, durch nachhaltige Einwirkung und persönliche Teilnahme wie durch geistvollen Unterricht und zündende Rede auf das Gemüt seiner Schüler einzuwirken, so war es seinem Vorgänger Hermann Blume (1836—48)²⁾, durch seine Unermüdlichkeit im Auffinden neuer Wege und Mittel wie sein unzweifelhaftes Organisationstalent gelungen, die ihm unterstelltte Anstalt nach großen Schwierigkeiten den übrigen Gymnasien des preußischen Staats in der Gestaltung des Lehrplans und der Zielforderungen gleichgestellt zu sehen. Wie aber noch heute jeder Schüler der Anstalt Köpkes Namen kennt — werden wir alle doch täglich beim Betreten der

¹⁾ Hornung im Jahresh. der Ritterakademie zu Brandenburg a. S. 1884. S. 15 ff. Goldschmidt, zur Geschichte des Friedrichs-Gymnasiums in Berlin 1850—1890. S. 33. A. C. Müller, Geschichte des Friedrich-Werderschen Gymnasiums in Berlin. S. 130.
²⁾ Köpke im Jahresh. der Ritterakademie zu Brandenburg a. S. 1869. S. 14. Pökel, philologisches Schriftstellerlexikon. S. 25. Kleine, Geschichte des Weieler Gymnasiums. S. 27.

Aula durch den Anblick seines Bildes an ihn erinnert — so weiß noch heute jeder Zögling von Johann Daniel Arnold zu berichten, dessen Erinnerung 1805 die pietas discipulorum jene wunderbare Marmorbüste von Gottfried Schadows Meisterhand gewidmet hat, die eine Zierde der Anstalt ist. Seiner Erinnerung sind die folgenden Blätter geweiht; hat er doch nicht weniger als 54 Jahre der Ritterakademie als Lehrer und Direktor angehört und in guten wie schlimmen Tagen ihr Wohl zur Rücksicht nur seiner Tätigkeit gemacht und dabei eine Opferfreudigkeit und Selbstlosigkeit bewiesen, daß gerade die zweihundertjährige Jubelfeier willkommenen Anlaß bietet, den Zoll aufrichtigen Dankes dem Andenken des edlen Mannes zu entrichten.

Über keinen Zeitabschnitt unserer Schule sind wir so genau unterrichtet, wie über die Jahre 1775 — 1829, während derer Arnold zunächst als Lehrer, dann aber seit 1797 als Direktor hier gewirkt hat. Denn der fleißige Mann hat nicht nur alle einschneidenden Maßnahmen, die die Ritterakademie damals trafen, gewissenhaft geschildert, sondern auch in einem Tagebuch eine Fülle kulturhistorisch interessanten Materials hinterlassen, aus dem zu schöpfen und mitzuteilen Freude macht¹⁾.

Als Arnold 1797 Nachfolger des Direktors Breymann²⁾ wurde, war sein Absehen zunächst darauf gerichtet, die Überfülle und Mannigfaltigkeit wie die großklingenden Namen der Lehrgegenstände, die manchen unerfahrenen Lehrer leicht in Verfuchung führen konnten, über das Gebiet der Schule hinauszugehen, zu beseitigen. Er erkannte richtig, daß eine neue Organisation des Unterrichts geboten sei, wenn die Anstalt mit den übrigen höheren Schulen des Landes gleichen Schritt halten sollte. Nach der vielfach gemachten Erfahrung, daß die Zöglinge, die später in das Heer als Fahnenjunker übergehen, selten die gehörige Zeit zur Ausbildung hier verweilten und oft nach einem halben, einem ganzen, höchstens zwei Jahren schon wieder austraten, während sie doch mindestens drei Jahre hier bleiben sollten, schlug er einen Lehrplan vor, zu dessen Ausführung sechs halbe Schuljahre erforderlich waren. Nach diesem Plane waren die Lektionen für die Anfänger, deren einige in jedem Halbjahr hinzukommen pflegten, perennierend wie auch für die künftigen Soldaten. Die einzelnen Lehrgegenstände wurden je

1) Als Hauptquellen kommen in Betracht J. D. Arnolds Ephemeriden für die Ritterakademie. Handschrift gr. Fol. 154 S. geb. sowie seine kurze Geschichte der Ritterakademie zu Dom-Brandenburg in dem ersten Jahrhundert vom 4. August 1704 — 1805. Brandenburg 1805. 8. VIII. 134 S. Die sonstige Literatur ist bei Wiese-Trmer, hist.-statist. Darstellung des höheren Unterrichtswesens in Preußen. IV S. 238 verzeichnet. 2) Arnold, Geschichte S. 22 ff.

nach Bedürfnis für zwei, drei oder vier Klassen in untergeordnete, aber für sechs Halbjahre parallel laufende Pensen geteilt. So war es möglich, daß ein Zögling im Französischen in der ersten und in der Mathematik in der letzten seinen Platz fand¹⁾. Leider gestaltet der Raum nicht ausführlichere Mitteilungen, ich begnüge mich daher nur aus der Fülle der Tatsachen zweierlei herauszuheben, das für die Geschichte der Pädagogik wertvoll erscheint. Einmal ist charakteristisch, daß für bürgerliche Baukunst zwei Stunden angelebt sind und daß gleichzeitig für die künftigen Soldaten, deren damals fünf waren, die Kriegsbaukunst in zwei Stunden wöchentlich vorgetragen wird. Der Direktor selbst hat sich u. a. den Unterricht im Zeitungslesen, wöchentlich zwei Stunden, vorbehalten und begründet die Notwendigkeit dieses Unterrichts folgendermaßen: Diese Lektion, woran alle Eleven teilnehmen, wird besonders zur Wiederholung, Erläuterung und Ergänzung der geschichtlichen und geographischen Vorträge benutzt. Ein jeder muß ein Buch unter dem Namen Ephemeriden mitbringen und mit wenigen Worten die Hauptmomente der Zeitgeschichte eintragen, um in den Zusammenhang der gleichzeitigen Begebenheiten zu kommen oder ihn zu unterhalten: wozu, wenn es früher vernachlässigt wurde, späterhin ein sehr beschwerliches Studium nötig wird. Dabei wird, besonders für die Anfänger, darauf Bedacht genommen, daß sie die Zeitungssprache verstehen und richtige Begriffe an den sehr ungleichartigen Ausdrücken lernen²⁾. Unter den Lehrgegenständen vermissen wir das Turnen, das Arnold erst 1817 eingeführt

1) Arnold, Nachweisung über die verschiedenen Punkte, von denen in Ansehung des Ritter-Collegii Bericht erstattet werden soll. Akten des Domkapitels Sect. I Tit. VI. Littr. R. Nr. 19 S. 15. Die Einrichtung steht erichtlich unter dem Einfluß des Fachsystems, das A. H. Francke im Pädagogium durchgeführt hatte, (Kramer, A. H. Franckes pädag. Schriften (1876) S. 54. Holstein, Geschichte der ehemaligen Schule zu Kloster Bergen in den Jahrb. für Philologie und Pädagogik XXXI S. 600) und das ist in Preußen bis 1820 vielfach noch erhalten hat (Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts II² S. 330). Am längsten hat das nach Altersstufen gegliederte Fachsystem, wobei Schüler verschiedenen Alters denselben Unterricht genießen, in der Erziehungsanstalt Schnepenthal bestanden. (Festschrift zur 100 jährigen Jubiläumfeier 1884 S. 29.) Mit Recht bemerkt Paulsen a. a. O. I² S. 559, daß die Organisation, die im 18. Jahrhundert zahlreiche Nachahmer fand, mit den besonderen Bedürfnissen eines Alumnats zusammenhängt, das sehr ungleich vorbereitete Schüler aufzunehmen gezwungen ist. 2) Arnold, Nachweisung S. 18. 19. Rethwisch, der Staatsminister Freiherr von Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrichs des Großen S. 37. Das Zeitungslesen im Unterricht des Pädagogiums zu Halle bezeugt Kramer a. a. O. S. 332, im Dessauer Philanthropin wurde jeden Sonnabend mit der obersten Klasse ein Zeitungskollegium gehalten, 'um die Staatsverfassungen und merkwürdigen Begebenheiten der Erwachsenen nach und nach bekannt zu machen'. (Söring in der Vorrede seiner Ausgabe der Basedowischen Schriften S. LXXXIII).

hat, nachdem die Anstalt auf seine Befürwortung den Lehrer Lucius bei Jahn und Eiselen hatte unterrichten lassen. Er scheint darin mehr dem Zeitgeist nachgegeben zu haben, als eigener Begeisterung gefolgt zu sein, denn am Schluß des Berichts, in dem er für die Einführung derselben Gründe anführt, heißt es: 'Übrigens werde ich sorgen, daß diese Übungen nicht Hauptfache werden und zu keinem schädlichen esprit de corps führen' ¹⁾. Es war dasselbe Jahr, in dem Gottfried Hermann an seinen Freund Ilgen in Pforta schrieb: 'Mir an Ihrer Stelle hätte man mit einem Turnplan und dergleichen Dingen nicht kommen dürfen; ich hätte mich in Person nach Berlin aufgemacht und demonstriert, daß der Rektor einer litterarischen Schule nicht auch Stallmeister eines hölzernen Pferdes sein könnte' ²⁾.

Hand in Hand mit der Umgestaltung des Lehrplans ging die Einführung einer Zensur, die sich nach Arnolds späterer Äußerung ³⁾ als besonders nützlich erwies. Alle Monate wird sie nach voraufgegangenem Konferenzbeschuß den Schülern mitgeteilt. Mit einem längeren oder kürzeren protokollarisch festgestellten Urteil wird jedem Zögling seine Sittenklasse angewiesen, auf deren Rechte er im folgenden Monat Anspruch hat. Solcher Sittenklassen sind drei vorhanden ⁴⁾:

Die erste Klasse umfaßt alle die, die sich durch Fleiß auszeichnen und gute Führung aufweisen. Sie heißt die Klasse der Wahlfähigen, d. h. solcher, die schon ohne bürgerlichen Zwang zwischen dem Rechten und Unrechten zu wählen verstehen. Der 'Bürger' dieser Klasse kann zu keiner Strafe gezogen werden ohne feierliches Urteil und Recht; kann, wenn er unter die ersten drei oder vier

Schulordnungen des 18. Jahrhunderts haben vielfach das Zeitungslesen in den Dienst des Unterrichts gestellt (Kehr, Geschichte der Methodik II ² S. 109) und Becker empfahl es, 'wobei die Weltteile, vornehmsten Länder und Städte bekannt gemacht wurden' (Heubaum, Gesch. des deutschen Bildungswesens I S. 305.) Noch bis zu Anfang des 19. Jahrh. stand es auf dem Gymnasium zu Eisleben (Ellendt, Gesch. des Gymnasiums zu Eisleben S. 247) im Lehrplan der vier unteren Klassen. 1) Arnold, Ephemeriden S. 121. 2) Euler, Geschichte des Turnunterrichts. ² S. 145. Anm. 1. 3) Arnold, Geschichte S. 43. 4) Arnold, Nachweisung S. 24. Maßgebend war, wenn ich recht sehe, die ähnliche Einteilung, die Resewitz auf dem Kloster Bergen 1776 durchgeführt hatte (abgedruckt in den Gedanken zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung. Bd. III Stück 1 S. 27–46). 1784 hat dann Chr. G. Salzmann in seiner Ankündigung einer neuen Erziehungsanstalt (mitgeteilt in der Festschrift zum 100jährigen Jubiläum der Erziehungsanstalt zu Schneppenthal S. 29) ebenfalls drei Hauptordnungen unterschieden, die nach der Kleidung verschieden sind. 1782 war in Liegnitz aus den durch Fleiß und untadelhafte Führung ausgezeichneten Zöglingen die Ehrenklasse der Eximierte oder Vertrauten errichtet worden, deren Vorrecht darin bestand, daß sie in den Freitunden ohne Aufsicht in der Stadt verkehren durften (Wendt, Gesch. der Ritterakademie zu Liegnitz I S. 15).

gehört, Anspruch auf ein eigenes Wohnzimmer machen, verwaltet seinen Stat selber und hat die Freiheit, allein und ohne Begleitung, jedoch nach geheimer Anzeige bei dem öffentlichen Inspizienten und beim Direktor, spazieren zu gehen oder Besuche zu machen. — Die zweite Klasse, gewöhnlich, 'und zu unserer belebenden Hoffnung', die zahlreichste, hat den Namen der zuerkannten Accessisten, d. i. solcher, die bei ihrem Fleiße das Anrecht haben, in die erste Klasse einzurücken, wenn sie sich diesen oder jenen Fehler abgewöhnen, diesen oder jenen Mangel verbessern. Ein Bürger dieser Klasse ist ebenfalls frei von peinlichen Strafen ohne vorhergegangene gerichtliche Untersuchung, kann seine Erholungsstunden am Billard oder auf der Kegelbahn oder zu einer beliebigen Zerstreuung, nämlich im Bezirk der Anstalt, verwenden, darf aber noch nicht allein spazieren gehen. — Die dritte Klasse heißt die der zugestandenen Accessisten, das sind solche, die zwar nicht ganz unkinderhaft sind, aber doch mehr tun könnten und die sich noch manche Zurechtweisung zuziehen. Sie sind und bleiben genau von ihrem jedesmaligen Inspizienten abhängig, bis sie sich mehr anstrengen und die gerügten Fehler ablegen. —

Sollte das Urteil über einen Eleven so nachteilig ausfallen, daß er auch unter der letzten Klasse nicht Platz finden könnte, so wird er als ein unmündiges Kind behandelt, das der strengeren Zucht durch Zwang, Einschränkung und Entbehrungen noch bedarf, um seine Fehler abzulegen und Folgsamkeit zu lernen. Von dieser 'Zensur' meint Arnold¹⁾, daß sie auch für den Lehrer von hohem Wert sei, insofern sie ihn zu einer fortgesetzten Aufmerksamkeit verpflichtet und durch die Besprechungen bei der Gerichtsitzung²⁾ seine pädagogischen Grundsätze berichtigt und somit ihm sein Amt wichtig macht, für sich und andere genugtuender.

Alle diese Einrichtungen beweisen, daß Arnold einen weiten pädagogischen Blick besaß und seiner Zeit voraus war. Immer wieder betont er, seine Schule solle nicht bloß eine Lehranstalt, sondern vornehmlich ein Erziehungsinstitut sein. Wie die Mittel an sich beschaffen seien, durch die dieses Ziel erreicht werde, darauf kommt sehr viel an. 'Mögen diese noch so schön auf dem Papier angegeben und vorgeschrieben sein, die Haupsache beruht immer, wie in jeder Erziehungsanstalt, auf dem Geist, der Tätigkeit und der herzlichen Teilnahme der Lehrer und Erzieher'. In seiner Nach-

1) Arnold, Nachweisung S. 26. 2) Der Ausdruck 'Gerichtsitzung' scheint der philanthropistischen Pädagogik entnommen zu sein. Über den 'Senat' des Philanthropins (wir reden heute von einer 'Konferenz') vgl. Gerlach, das Dessauer Philanthropin in seiner Bedeutung für die Reformbestrebungen der Gegenwart in den Jahrb. für Philologie und Pädagogik, XXXI S. 16 ff.

weisung (S. 24) stellt er dann fest, daß sich das Ritterkollegium dieser Tätigkeit und dieser Teilnahme zu erfreuen habe, charakterisiert den Geist, in dem die Lehrer tätig sein sollen und sind, und schließt mit dem Wunsche, sie möchten nie in den Augen der Zöglinge als 'Zuchtmeister oder ewige Moralprediger' erscheinen. Es kam ihm vor allem darauf an, in der ihm unterstellten Anstalt für die Erweckung und Kräftigung dieses guten Geistes zu sorgen, der sich nach seiner Ansicht nur durch Befolgung bewährter Grundsätze erzwingen läßt: Exemplum doceat! Vitia persequaris, non homines! Puer reverentia! 'Das war bisher mein Codex und ist es auch noch' ¹⁾.

Bei seinen rühmlichen Bestrebungen, die Schule nach innen und außen zu fördern, fand Arnold rege und tatkräftige Unterstützung an dem edlen Domherrn von Panwitz, der den größten Teil des Jahres auf dem Dome zubrachte und daher in höherem Maße als die übrigen Mitglieder des Domkapitels zur Schule in nähere Beziehungen zu treten vermochte. Ein durch Reisen und Lektüre vielseitig gebildeter Mann liebte er den persönlichen Umgang mit den Zöglingen, lud diese und ihre Lehrer häufig zur Tafel und hielt jahrelang vor den Schülern der obersten Stufe Vorlesungen über die Institutionen und erklärte ihnen die Dichtungen des Horaz. Ich weiß ihn nicht besser zu charakterisieren, als wenn ich die Worte hierherfüge, mit denen das chron. Brand. 4 ²⁾ den Bischof Gernand von Brandenburg (1220–1240), der den Kaiser Friedrich II. auf seinem Zug nach Italien begleitete ³⁾, gerühmt hat: *Fuit homo mundus dulcis affabilis studiosus et disciplinatus adeo, ut et ipsi filii nobilium mitterentur ad eum disciplina et moribus imbuendi.* Cotidie pauperes et scolares ad mensam coram se posuit comedentes. Als Panwitz 1802 starb ⁴⁾, löste ihn der Domherr von der Schulenburg ab ⁵⁾. Er schätzte den tüchtigen Direktor außerordentlich und erinnerte sich gern der Jahre 1780–83, während derer er sein Schüler hier gewesen war. Ihm war bei seinem Eintritt in das Domkapitel die damals völlig baufällige Kurie 'an den Mühlen am Wasser' zugefallen ⁶⁾. Arnold wünschte sie lebhaft für die Erweiterung der Anstalt und schlug seinem Sönnner eine Abtretung des Grund-

1) Akten der Ritterakademie 27 (Gesetze). 2) M. G. H. SS. XXV S. 485. Sello, die Brandenburger Bistumschronik S. 46. Heydler, Materialien zur Gesch. des Bischofs Stephan von Brandenburg S. 4. 3) Windelmann, Kaiser Friedrich II. I S. 196. 4) † 15. Dez. 1802. Denkwürdigkeiten und Tagesgesicht der preußischen Staaten V, I (1803) S. 100. 5) Sein Leben bei Dannell, das Geschlecht derer von der Schulenburg II S. 218. Schmidt, das Geschlecht derer von der Schulenburg II S. 617. 6) Gemeint ist die jetzige Kurie Nr. VI, in der zuletzt unser unvergesslicher Nachbar Major von Loebell gewohnt hat.

stück gegen eine jährliche Abgabe von 60 Thlr. und gegen Umtausch mit dem Hause, das auf dem Domhof dem Ritterkollegium zuständig war, als Absteigequartier vor¹⁾. Schulenburg ergriff den Gedanken mit Feuereifer und fand auch die Zustimmung der übrigen Domkapitularen. Indessen der Domdechant, der damalige Geh. Staats- und Justizminister von Arnim, verweigerte seine Zustimmung, indem er betonte, es sei satzungswidrig, ein wesentliches Pertinenzstück des Kapitels zu veräußern. So entging denn zum großen Kummer des trefflichen Arnold der Anstalt die willkommene Gelegenheit, sich im Interesse der Erziehung und Ausbildung der Zöglinge zu erweitern²⁾.

Jedenfalls fehlte es dem damaligen Domkapitel nicht an warmer Fürsorge und herzlicher Teilnahme für die Anstalt. Ein Beweis dafür ist die Tatsache, daß, als Arnold 1804 beim Kapitel wegen der Beschaffung eines neuen Dienstsiegels vorstellig wurde, 'Reverendum Capitulum auf den Antrag des Direktors Arnold das Conclusum beschließet: wegen eines Insiegels sey man einverstanden, daß solches gestochen werden könne, und wünsche man, daß statt der Überschrift Ritter Collegium die Überschrift Ritter Academie umso mehr gewählt werde, als des Königs Majestät von jeher und noch neuerlich dem Ritter Collegio das Prädicat Ritter Academie beigegeget habe'³⁾.

Die Pflichttreue des edlen Mannes, der seine Bemühungen von der Anerkennung der vorgesetzten Behörden und der Liebe seiner Schüler reich belohnt sah, fand ihren schönsten Lohn bei Gelegenheit des 100jährigen Jubiläums der Anstalt, eines Festes, dessen Sang er in einer besonderen Schrift: Die Secular-Feier der Ritter-Akademie zu Dom-Brandenburg am 3., 4. und 5. August 1805. Brandenburg in Commission der Leipziger Buchhandlung. VIII. 120 S. ausführlich geschildert hat. Es erscheint nicht unangebracht, der damaligen Feier ausführlicher zu gedenken; ich verzichte aber auf ein farbloses Referat und ziehe es vor, statt dessen den Bericht hier zum Abdruck gelangen zu lassen, der in der damals in Preußen

1) Welches Haus damit gemeint ist, läßt sich aus den Akten des Domkapitels nicht ersehen. Ich vermute, es war die Kurie Nr. II, denn in dieser hatte am 26. Januar 1705 der damalige erste Rektor Magister Caspar Gottschling die Anstalt eröffnet (Gottschling, Beschreibung der Stadt Alt-Brandenburg (1732) S. 129). 2) Die Darstellung führt besonders auf Arnold, Ephemeriden S. 28. 3) Akten des Domkapitels betr. das Generalkapitel vom 30. September 1804. Die Anstalt hatte von ihrer Gründung an den Namen 'Ritterschule' geführt, seit 1717 hieß sie auf den Antrag des damaligen Direktors Kemmerich 'Ritterkollegium' (Arnold, Gedächtnis S. 16).

am weitesten verbreiteten Zeitung von einer der Anstalt und ihrem Leiter wohlgewogenen Seite eingerückt ist¹⁾.

Am 3., 4. und 5. August 1805 wurden auf der domkapitularischen Ritterakademie auf hiesiger Burg die früher schon angekündigten Feierlichkeiten wegen der hundertjährigen Dauer dieser Anstalt begangen. Sie verdienen ihrer vorzüglich glücklichen Anordnung und gelungenen Ausführung wegen um so mehr einer öffentlichen Erwähnung, da diese Akademie während ihres hundertjährigen Bestehens dem preußischen Staate eine bedeutende Anzahl wackerer und verdienstvoller Männer, welche dem Vaterlande im Zivilfach und im Militär mit rühmlicher Auszeichnung dienten und noch dienen, gebildet und gegeben hat, und da diese Stiftungsfeier durch die Anwesenheit vieler ehemaliger Zöglinge und beinahe sämtlicher noch lebender ehemaligen Lehrer der Anstalt an Feierlichkeit und Herzlichkeit so sehr gewann, und in eine Art von Familienfest verwandelt wurde. Ein geschmackvoll angeordneter und mit der anständigsten und heitersten Freude von einer zahlreichen Versammlung gehaltener Ball, dem ein gesellschaftliches Abendbrot in einem einfachen und schön dekorierten Saale folgte, beschloß am Sonnabend Abend das zurückgelegte Jahrhundert, wobei sehr glücklich das Fest der Anstalt mit der Feier des hohen Geburtstags Sr. Majestät unseres allernäächtesten Königs und mit dem dankbaren Andenken an den menigfreundlichen Vorgänger und Vater Allerhöchstdeselben vereinigt wurde. Zu Ehren dieses für die Anstalt unvergesslichen Monarchen, welcher dieselbe mit einem Fonds von 2000 Thlr. begnadigte, brannte den ganzen Abend hindurch vor seinem Brustbilde eine Spiritusflamme. Und um den Geburtstag Sr. Majestät des jetzt regierenden Königs, dieses weisen und tätigen Beschützers und Vaters jeder nützlichen Bildungs- und Erziehungsanstalt, zu verherrlichen, sprach ein Eleve der Akademie einige passende und ausdrucksvolle Verse, und junge Mädchen aus der von der Gattin des würdigen Direktors Arnold gestifteten und dirigierten Industrieschule für Töchter stimmten ein nur von einer Harfe begleitetes Lied zum Preise des Königs²⁾ an, nach dessen Schluss der gekrönte und von einem Lorbeerkrantz umwundene Namenszug des Landesvaters unter dem Adler des Reichs erleuchtet erschien. Ein von demselben kleinen Chor um die Mitternachtstunde gesungener Abschied beschloß das frohe Fest der Jugend und Vaterlandsfreunde.

Der folgende Tag, ein Sonntag, war (als der erste des neuen Jahrhunderts der Anstalt) der ernsteren Feier gewidmet. Nach einem Aufruf zur Andacht und dem gewöhnlichen Morgengebet begaben sich sämtliche anwesende ehemalige und jetzige Eleven und Lehrer samt den erbetenen Zeugen und aus der Nähe und Ferne herzugekommenen Freunden der Akademie in die Domkirche, wo nach einem eigens für diese Feierlichkeit gedichteten Tedeum der jetzige Dominikaner, Herr Oberdomprediger Kalisch, mit einem

1) Berlinische Nachrichten: Von Staats- und gelehrten Sachen. Im Verlag der Baude- und Spenerischen Buchhandlung 1805. Nr. 96 (10. August) Spalte 3. 4.

2) Es war die preußische Volkshymne 'Heil Dir im Siegerkranz', die nach der Schumacherschen Fassung zuerst 1793 veröffentlicht (vgl. die Literatur bei O. Boehm, die Volkshymnen aller Staaten des deutschen Reichs S. 25.) nach den Angaben bei Hoffmann von Fallersleben 'unsere volkstümlichen Lieder' 4 S. 114 zunächst 1813 in Schlesien und dann 1833 durch Louis Schneiders Soldatenfreund in weiteren Kreisen bekannt geworden sein soll. Daß aber für das Lied bei der 100jährigen Jubelfeier der Ritterakademie 1805 bereits allgemein Kenntnis vorausgesetzt wurde, ergibt der Abdruck in der 'Secularfeier' 1805. S. 33, bei dem der Chor der Mädchen mit dem Chor aller Anwesenden (Tutti) abwechselt.

ruhigen und würdevollen Ernste die Jubelpredigt vor einer gedrängten Versammlung hielt und außer dem Segen über die Anstalt zugleich den Einweihungssegen über den an diesem Tage eingeführten zweiten Domprediger Herrn Froehl ausprach. Der kirchlichen Andacht folgte auf dem großen Besaal der Akademie die feierliche Jubelrede des Direktors, welche einigemale durch kleine, sehr passend und glücklich eingeschaltete Zwischenreden einiger Zöglinge unterbrochen wurde und alles in sich vereinigte, was den Zuhörer bei einer solchen Feier in den richtigen Standpunkt stellen, die Herzen aller sanft und ernst bewegen und besonders die Gemüter der Zöglinge zu den Gefühlen der Dankbarkeit gegen Stifter und Lehrer und zu freudigen Entschließungen für die Zukunft röhren konnte. Aus allem sprach der schöne, milde und ernste Geist, der diese Akademie belebt, der Geist echter Pietät, wahrer Humanität und jener anspruchlosen Einfalt, welche einem Familienbunde so natürlich ist. — Nach einem darauf folgenden fröhlichen Mahl, während dessen Programme und Gedichte verteilt wurden, folgte ein fast nur von Zöglingen der Anstalt gegebenes Konzert, bei dessen Schluß einige Töchter aus der Industrieakademie durch einen kunstlosen Gesang und eine naive, rührende Anrede die Versammlung zu einer milden Beisteuer für die Freischulen zum Beeten der armen Domkinder aufforderten, welche von etlichen Eleven der Akademie auch reichlich gesammelt wurde.

Am Montag darauf machte das gewöhnliche halbjährige Examen den Beschuß der Feierlichkeiten. Es endigte mit einer französischen auf das Jubelfest Bezug nehmenden Rede eines Zöglings.

Möge diese musterhafte, anspruchlose und im stillen so überaus wohltätig wirkende Anstalt noch manches Jahrhundert hindurch zum Segen des Vaterlandes blühen!

Bald aber sollten die Anstalt schwere Verluste treffen. Am 8. Oktober 1805 starb der Dompropst Herzog Friedrich August von Braunschweig-Öls¹⁾ und am 23. Oktober bereits folgte ihm der Deciant, Staatsminister von Arnim. Die Stelle des Dompropsten verlieh der König dem durch seine ehrenvollen Kämpfe bei Preußisch-Eylau berühmten General Anton Wilhelm von L'Estatq²⁾, der aber infolge der kriegerischen Ereignisse erst am 8. Januar 1809 in seiner neuen Würde hier eingeführt werden konnte. Den würdigen Greis, der sich nur kurze Zeit der Würde eines Dompropsten erfreuen konnte — er starb bereits am 5. Januar 1815 — glaubte Arnold besonders ehren zu müssen, denn, ein echter Patriot wie er war, erglühete sein Herz für die Männer, die sich um Preußens Staat und Heer verdient gemacht hatten. Am Abend des 7. Januar 1809, so berichtet Arnold³⁾, war der General bei dem Hofgerichtsrat Giseke⁴⁾ abgestiegen. Ich ging bald nach seiner Ankunft in Gesellschaft des Herrn Lange und der Eleven von Bischofswerder und Grafen Karl von Bredow zu ihm und ward sehr gütig empfangen. Wir baten ihn, auf den großen Saal zu einer musikalischen Übung

1) Vgl. über ihn Spehr in der Allg. d. Biogr. VII S. 507. 2) Sein Leben erzählt Poten in der Allg. d. Biogr. XVIII S. 455. 3) Arnold, Ephemeriden S. 92.
4) Er versah die Stelle des Domlyndikus.

zu kommen. Diese Einladung nahm er sogleich an und folgte auch bald. Am Eingang zur Anstalt, die durch einen Lampenkranz, sowie alle Fenster durch Lichter erleuchtet waren, nahm ich ihn mit dem Herrn Lange in die Mitte und führte ihn auf den Saal, wo sich alle Autorität der Stadt und alle sich hier befindenden Offiziere nebst Freunden aus der Nachbarschaft versammelt hatten. Hier empfing ihn der Schall von Pauken und Trompeten. Ich hatte einen Stuhl für ihn in die Mitte hineinsetzen lassen, der in meiner Aufbewahrung war und dessen sich der König Friedrich II. in seinem Kabinett in Sanssouci gewöhnlich bedient hatte. Dieser Stuhl war nach dem Tode des großen Königs in den Händen des Geheimen Kämmerers Neumann geblieben und von diesem an den verstorbenen Landbaumeister Keferstein für sechs Friedrichsdor verkauft worden. (Ich als Vormund der Kinder derselben konnte also wohl bei dieser Veranlassung Gebrauch von diesem merkwürdigen Stuhl machen.) Nach der ersten Begrüßung an die verschiedenen Personen der Versammlung traten die Eleven der Anstalt, deren zehn gegenwärtig waren, in einem halben Zirkel um ihn und der Senior, Wilhelm von Schlabrendorff, bewillkommnete den ehrwürdigen Kreis in einer kurzen Anrede, die er mit vielem Stottern beendigte. Nachher spielten der Graf Gustav von der Schulenburg und Wilhelm von Schlabrendorff auf dem Klavier und auf der Violine ein Stück mit vieler Fertigkeit. Hierauf folgte die Schlussinfonie. Bei derselben brannte der Namenszug des Königs auf einem Operaltar, und unten an demselben, in einem Lorbeerkrantz, der Name v L E in der Eingangstür nach dem Saal.

These kriegerischen Ereignisse hatten bereits im Oktober 1806 über die Akademie schlimme Tage gebracht, deren Schilderung wiederum Arnolds Feder verdankt wird¹⁾. Am 14. Oktober 1806, so erzählt er, hatte das preußische Heer zwischen Zena und Naumburg eine große Schlacht verloren und war zu einem schleunigen Rückzug genötigt worden. Die Nachricht davon breitete sich bald aus, und Flüchtlinge des zerstreuten Heeres, die einzeln und in ganzen Haufen, mit und ohne Waffen, hier durchkamen, kündigten uns einen großen Verlust und einen nahen Besuch der kaiserlich französischen Truppen an. Am jedem Tage wuchsen unsere Besorgnisse mit den tausendzüngigen Gerüchten, die vorangingen und peinigender sind als die traurigste Gewißheit selbst. Am 24. Oktober abends um 6—7 Uhr kommen 16 Chasseurs an, lassen sich im Schwarzen Adler bewirten und betrügen sich mit vielem Glimpf und Schonung. Am 25. gegen Mittag naht sich ein Heer von 30 000 Mann unter dem

1) Arnold, Ephemeriden S. 59 ff.

Oberbefehl des Prinzen von Ponte-Corvo (Marshall Bernadotte) und 8 000 – 14 000 rücken nach und nach in die Stadt ein¹⁾. Offiziere und Gemeine äußerten sich, wenn der Magistrat dem Prinzen entgegengegangen und ihn bewillkommnet hätte, so würde nicht die Hälfte der Truppen eingezogen sein. Der Magistrat hatte dies wohl verabsäumt, weil gar keine Nachricht voranging, daß dieser Prinz in Person ankommen, auch ein so zahlreiches Heer hier übernachten würde. Überdies war keiner der Magistratspersonen der französischen Sprache so kundig, daß er sich mit Geläufigkeit in derselben hätte ausdrücken können.

Um 11 Uhr, als ich kaum wußte, daß schon die Stadt angefüllt war, trat ein Lieutenant-Colonel Chobrier zu mir ins Zimmer²⁾ (er war vom Generalstabe) und nach der ersten Begrüßung, wobei er sich freute, daß ich französisch sprach, verlangte er von mir militärische Karten von dieser Gegend. Denn da ich Vorsteher eines Militärinstituts sei, so müßte ich notwendig dergleichen haben. Ich versicherte, er irre sich; wir wären so wenig ein Militärinstitut, daß die meisten Eleven studierten und in Zivildienste traten. Er erwiderete, daß die Franzosen gut wären, aber nichts härter ahndeten als Unwahrheit und Falschheit: ich müßte dergleichen Karten haben. Ich leugnete es standhaft und sagte, daß ich gerade gelesen hätte und eingebundene geographische Karten hätte, wie er sie auch hier liegen

1) Über das Einrücken der französischen Vorkut unter Marshall Bernadotte ist nach der Nachweisung von O. Tschirch (Jahresb. des hist. Vereins zu Brandenburg 1898. S. 106) die wichtigste Quelle (die außer dem obigen Bericht Arnolds in Betracht kommt) ein nicht veröffentlichter Bericht des damaligen Predigers an der französisch-reformierten Gemeinde Bock. In den handschriftlichen Annalen der Saldria gibt sodann der damalige Prorektor Schulze ein lebhaftes Stimmungsbild der Invensionszeit, aus dem K. A. Mann in seiner Geschichte der Saldernischen Schule S. 33 einzelne Züge mitgeteilt hat. Nach der Angabe des † Oberbürgermeisters Reuscher sind vom 25. Oktober 1805 bis gegen Ende November 1806 70 000 französische Soldaten und 2 166 Offiziere hier einquartiert gewesen. (Jahresb. des hist. V. 1872 S. XV).

2) Arnolds Wohnung befand sich neben dem Hause des Professors Lange, der Dommädchen-Schule und der Oberdompredigerwohnung auf dem im Osten des Alumnatsgebäudes sich erstreckenden jetzigen Spielplatz. Die drei zuerst genannten Wohnungen wurden auf eine Anregung des interimistischen Kurators, Oberpräsidenten von Meding, 1845 abgerissen, der auf eine Erweiterung und angemessene Einrichtung des Spielplatzes gedrungen hatte. (Verf. v. 30. März 1845. O. P. 1506.) Das Domkapitel hatte durch seinen damaligen Dechanten, von Erxleben-Selbelang, jene Häuser als Eigentum der Ritterakademie anerkannt, auch gegen den Abbruch nichts eingewandt, jedoch den Wunsch geäußert, daß der verhältnißbare Durchgang nach der Kapitellstube für die Beamten des Domkapitels auch ferner vorbehalten bliebe. (Akten des Domkapitels Sect. I Tit. VI. Litt. R. Nr. 4.) Die Oberdompredigerwohnung war bereits 1836 abgerissen worden. (Akten Sect. I Tit. VI Litt. R. Nr. 8.)

sähe (er stand mit mir vor meinem Schreibtische, in dessen unterem Fache ein Atlas und eine Mappe mit Landkarten lag), aber gezeichnete Karten, wie er sie verlangte, hätte ich nicht. Und da er nun noch ein paarmal wiederholte: ainsi vous n'avez-pas des chartes specielles et militaires? so entgegnete ich ihm endlich mit einem Affekte und festem Tone: Foi d'honnête homme, je n'en ai point. — Bon, bon, antwortete er, je vous crois honnête homme. Nun sah er ein paar Karten an und wählte eine von der Mark aus, die oben auflag. Ich sagte ihm, er könne sie in jedem Buchladen kaufen. Ja, das wußte er, wäre auch schon in dem hiesigen gewesen, hätte aber keine Karten von Bedeutung gefunden. Indessen diese möchte ich ihm geben, und da konnte ich mich nicht länger weigern, glaubte es auch umso weniger tun zu dürfen, weil ich ihn nur verstimmt haben würde und weil diese Karte allgemein verkäuflich war. Nun fragte er einiges über das Institut. Darauf sagte ich ihm, daß ich eben im Begriff gewesen wäre, eine Bittschrift um eine Sauvegarde an den Oberbefehlshaber aufzusezen. Er ließ sie sich von mir zeigen und bemerkte, daß ich sie noch kürzer fassen möchte, denn der Prinz liebt ganz kurze Vorstellungen comme Frédéric II., comme Frédéric II.¹⁾ Ich fragte, ob ich wohl im Überrock zum Prinzen gehen könne, da ich eben von einer Krankheit aufgestanden und zum erstenmal angekleidet wäre. Le Prince ne taxe pas les savants d'après les habits, antwortete er mir. Nun trat er an eins meiner Bücherspinde. Sein Auge fiel auf die Werke des Cicero. Un excellent auteur, rief er aus. Vous avez des grands savants à Halle. Connaissez-vous Wolf? Oui, c'est le meilleur philologue que nous ayons²⁾. — Hierauf wollte er zurückgehen. Ich fragte ihn, ob er das Institut sehen und sich davon überzeugen wolle, daß ich ihm in meinem Berichte davon die Wahrheit gesagt hätte. Er ging mit und fand das Äußere sehr dürftig. Die Eleven saßen eben beim Mittagessen. Er ließ sich die Namen nennen und sagte beim Weggehen: J'ai été charmé d'avoir fait votre connaissance. Ich begleitete ihn bis nahe ans Tor. Er nahm mit vieler Höflichkeit Abschied.

1) Dieser Ausruf bestätigt die von Süpplingen, Gesch. des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich I S. 178 ff. gesammelten Zeugnisse für das außerordentliche Ansehen, dessen sich Friedrich der Große in Frankreich erfreute. 2) Friedrich August Wolf war 1806 der hervorragendste Vertreter der Philologie, der gefeiert wurde Professor der Universität Halle; er stand, um mit Schrader zu reden (Gesch. der Friedrichs-Universität zu Halle I S. 440) damals in glücklichster Wirklichkeit im Vollbesitz der von ihm umgeschaffenen Wissenschaft, sein reicher Geist hatte ihm die Freundschaft eines W. von Humboldt und Goethes gewonnen. Vgl. auch Burrian, Gesch. der klassischen Philologie in Deutschland I S. 535 ff.

Um 2 Uhr ging ich zum Prinzen. Er gab eben Befehle an Offiziere mit einer so ernsten Miene, daß ich, der ich immer bei Fassung und Vertrauen auf die Vorsehung geblieben war, doch nicht ganz frei von Besorgnissen blieb. Ich ging indessen dreist ins Zimmer. Er las in Papieren. Ich sagte nur wenige Worte, meine Bitte um seinen Schutz und um eine Sauvegarde, die mir der Colonel Chobrier vorläufig schon zugesagt hätte. Allez lui dire, qu'il vous en donne. — J'ai adressé un petit-mémoire par écrit, dois je le remettre ici à la table? — Oui, faites cela! Hierauf dankte ich für den zugesagten Schutz und ging. Er verbeugte sich und sagte mit der freundlichsten Miene: Je suis votre serviteur très-humble.

Alle Straßen und Plätze waren so voll von Soldaten und Offizieren, daß ich mich recht eigentlich durchdrängen mußte. Keiner hielt mich auf, niemand hemmte meinen Gang, und ich ging mit soviel Unbefangenheit, als wenn ich in größter Sicherheit gewesen wäre. Endlich fand ich den Colonel Chobrier beim Kaufmann Vogel. Er war mit Karten beschäftigt, die er eben auf Leinwand kleben wollte. Ich sagte, der Prinz habe mich an ihn gewiesen. Er ließ mich eine Viertelstunde warten und sprach manches über das Aufkleben der Karten. Hierauf gab er mir ein Billet an einen Capitaine, den ich beim General Berthier aufsuchen mußte. Dieser lag beim Juden Ezechiel im Quartier. Ein Adjutant nahm mir das Billet ab und nötigte mich ins Zimmer und zum Niederlißen. Ich fragte nach seinem Namen. Cela n'intéresse pas, antwortete er. Ich wollte seinen Rang wissen. Cela vous n'intéresse non plus. Eh bien, dis-je, je vous apostropherai par Monsieur. Tant mieux, nous Français ne faut point de compliment. Asseyez-vous, Monsieur le Directeur.

Bald hatte der Sekretär den Sauvegardebrief ausgefertigt und dem General Berthier zur Unterschrift vorgelegt, als ich ihn auch schon aus dessen Händen empfing. Ich machte eine Bewegung mit der Hand, um ihm eine Erkenntlichkeit zu geben, aber er wies die Hand ab mit einem point du tout. Ich wartete nur noch einen Augenblick, um dem General, der von Bittenden umlagert war, zu danken. Zwei Adjutanten traten zu mir und fragten nach meinem Wunsch. Wir wollen es über uns nehmen, sagten sie, lassen Sie den General, der zu viel zu tun hat.

Ich ging nach meinem Hause zurück, froh über meinen glücklichen Erfolg, und suchte einige Nachbarn, die viele Einquartierung hatten, nützlich zu sein. Um die Stadt bewakierten bis 20 000 Mann. In den Vorstädten, also auch auf dem Dome, wo viele einzelne Soldaten von allen Gattungen, aber kein Offizier oder Aufseher war,

war man um die Sicherheit der Nacht verlegen, ich nahm deshalb noch einen Grenadier als Sauvegarde ins Haus. Er hieß Muret und war nahe bei Paris zu Hause. Ein bescheidener Mann. Er aß mit mir zu Abend und freute sich sehr darüber, daß ich und meine Frau die französische Sprache redeten. Diese war mir in diesen und den folgenden Tagen von großem Nutzen gewesen; ich öffnete mir dadurch den Zugang und schien allenthalben dadurch willkommen. Er aß mäßig und trank nur drei Glas Wein, so viel ich ihn auch nötigte. Viele seiner Kameraden hatten sich mit so viel Bouteilles nicht begnügt, wie ich nachher erfuhr. Vor dem Schlafengehen lud er sein Gewehr. Unter seinem Schutze ging ich auch in größerem Vertrauen auf die Vorstellung zu Bett. Aber welche Nacht! Drei-mal weckte uns die Glocke, die Feuer verkündigte. Verschiedene Hintergebäude waren in Flammen geraten, die jedoch durch Hilfe der französischen Offiziere gelöscht wurden. — Auf eine schreckenvolle Nacht folgte ein furchtbarer Vormittag. Der Grenadier verließ mein Haus, nachdem ich ihm einen halben Friedrichsdor und 16 Gr., ein Oberhemd und ein Paar Stiefel geschenkt hatte. Um letztere bat er mit vieler Bescheidenheit, um ersteres hatte er nicht ange-sprochen. Einer meiner Kollegen, Herr Ziehe, gab die Stiefel her, da die meinigen zu klein waren. Einige meiner Nachbarn, die auch eine Sauvegarde hatten, kamen nicht so wohlfeil davon, denn sie mußten Wäsche, Uhren und Geld, 30, 50, 60 Frs. hergeben. Mein Sauvegardebrief hat dem Institute und mir wesentliche Dienste geleistet, denn ich zeigte ihn sorgfältig jedem. Es schien zwar, als wenn sie kein großes Gewicht darauf legten, aber keiner unternahm etwas mit Gewalt.

Von 9—12 Uhr defilierten wohl 20 000 Mann mit voller Musik vor meinem Hause vorbei, wodurch sich nach und nach angefüllt hatte mit Schußsuchenden. Dies sind die peinlichsten Stunden meines Lebens gewesen. Ich suchte alles hervor, um zu trösten und Mut einzuspredeln, indes mein Herz durch den kriegerischen Tumult zerrissen ward. Am mehrsten erschütterte mich ein Besuch vom Landrat des Havelländischen Kreises, von Bredow aus Senzke, meines ehemaligen Eleven, und des Kreisdeputierten von Briest auf Pennhausen. Beide, sehr patriotische Männer, waren heftig bewegt, sahen und hörten das furchtbare Getümmel und fürchteten viel für ihren Kreis. Tränen des Mitleids mischten sich in die empörten Gefühle des inneren Ingriems. Beide hatten sich einen Paß und Sauvegarde zum Behuf ihrer Geschäftsreisen ausfertigen lassen, hatten aber weiter nichts bewirken können. Sie reisten bald ab und mußten besorgen, daß auch ihr Eigentum nicht verschont geblieben wäre. —

Nachmittags war wieder eine große Zahl und besonders viel Artillerie eingetrocken. Ich hielt es für gut, auch heute einen Grenadier ins Haus zu nehmen, um den ersten Anfällen der nachziehenden einzelnen Haufen allenfalls mit Nachdruck begegnen zu können. Er hieß Depauvre und war aus dem Departement Calais. Sein Betragen schien mir weniger offen, indessen war er bescheiden und begnügte sich mit allem, was er empfing. Ich gab ihm einen Friedrichsdor, wie vorher durch den Offizier bestimmt worden war. Auch diesen Tag machte ich dem Kommandanten der Artillerie bei Ezechiel einen Besuch, ward unter Versicherung des Schutzes mit zuvorkommender Freundlichkeit behandelt und entlassen.

In der Woche vom 27. Oktober bis 1. November hörten die Durchzüge von eben diesem Corps, von aller Gattung Truppen in größerer Zahl und in kleineren Haufen gar nicht auf, indessen wurden wir Bewohner des Doms doch nicht sehr belästigt. Es kehrte auch einige Ordnung zurück, indem ein Offizier, Leutnant Roussel, von Nauen her zurückgedrückt wurde, um hier die Aufficht zu führen. Ihm folgte nach zwei Tagen der Oberst Lavenant von Potsdam her, der eine gedruckte Proklamation und Sauvegarde erließ, womit sich ein jeder versah. Der Oberst war ein gütiger, menschenfreundlicher Mann und suchte Unordnung zu verhüten und Erleichterung zu verschaffen. Er war jedesmal, wenn ich ihn besuchte, sehr höflich und teilnehmend. Dies kam mit daher, daß er in Potsdam mit dem General Regnier bei der Frau Generalleutnant von Bischofswerder logiert und von ihr den Auftrag hatte, ihren hiesigen Sohn (der Zögling der Ritterakademie war) zu sehen. Ich stellte denselben ihm vor, und er war sehr zufrieden mit ihm. Es war ein Verlust für die Stadt, daß er sobald wieder abberufen ward. Indessen hinterließ er den Leutnant Roussel, der krank geworden war und im Bett bleiben mußte. Diesen besuchte ich beinahe täglich, und er interessierte sich sehr für das Institut und versprach allen Beistand. Er hatte einen Husaren, Remy, unter sich, mit dem ich Bekanntschaft machte und seinen Beistand für den Dom zu gewinnen suchte. Dieser Mann war wirklich sehr gefällig. Beiden danke ich es, daß wir nach und nach etwas milder und in geringerer Zahl hier besetzt wurden. Indessen ganz durften wir nicht auf Befreiung von Einquartierung rechnen, und es verging selten ein Tag, daß nicht einzelne und oft alle Häuser mit 4, 5, 8 Mann belegt wurden. Die armen Einwohner litten viel, und hatten manche einen harten Stand.

Mein Vertrauen auf die Vorsehung hatte mich stark und meine Vergessenheit meiner selbst hatte mich wieder so gesund gemacht, daß ich Lektionen und Geschäfte selber besorgen konnte. — Ich

erkenne es mit inniger Rührung, daß alle Personen, die zu der Anstalt gehören, und daß besonders meine Eleven unverfehrt und ungefört geblieben waren, so daß wir keinen Tag in unseren gewöhnlichen Geschäften gewaltsam unterbrochen worden sind. —

Eine neue schwere Sorge sollte dem vielgeprüften Mann erwachsen, als nach der Kapitulation des Prinzen Hohenlohe bei Prenzlau 200—300 preußische Offiziere, denen der Aufenthalt in Berlin oder Potsdam versagt wurde, hier in Brandenburg a. H. Unterkunft suchten. Am 4. November 1806, so lautet sein Bericht im Tagebuch¹⁾, kam der Major von Kleist vom Regiment des Königs, ein ehemaliger anhänglicher Schüler aus den Jahren 1778—80, bei mir an und erwartete von mir die Ausübung der Gastfreundschaft. Er war mit dem Corps des Prinzen Hohenlohe bei Prenzlau am 26. Oktober gefangen und mit den übrigen Offizieren auf Parole nach Potsdam entlassen worden. Hier durfte er, mit allen seinen Kameraden, nur 1½ Tage bei seiner Gattin und zwei Kindern verweilen, als ein Befehl des Kaisers alle Offiziere aus Berlin und Potsdam entfernte. Hierher kamen 200—300 von allen Graden. Der Major war in Gesellschaft seines Obersten von Plötz, und hatte dieser ihm zugesagt, bei und mit ihm zu wohnen, wenn er bei mir keine Aufnahme finden möchte. Ich nahm ihn mit der Teilnahme auf, die ich ihm und seiner Gattin schuldig war, die beide von jeher mir sehr gewogen gewesen waren und mich einigemal in Potsdam mit zukommender Güte und Freundschaft beherbergten und bewirten hatten. Seit der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober, als die Armee ohne Leiter und Führer bloß nach Gützkow den Rückzug begann, der sie zerstreute und beinahe ganz auflöste, hat er die größten Be schwerden und Mühseligkeiten ertragen. Von Magdeburg, wo der Prinz von Hohenlohe ungefähr 16 000 Mann gesammelt hatte, bis Prenzlau waren Menschen und Tiere bei dürliger, oft gar keiner Kost so ermüdet worden, daß viele auf dem Wege fielen und nicht folgen konnten. Der Major hatte nach der Schlacht bei Auerstädt seine Bagage, 3000 Thlr. an Wert, und bei Prenzlau seine letzten Pferde verloren. — Noch manchmal sollte der treue Mann in jenen schweren Tagen früheren Zöglingen die Hand drücken, wie jenem Hauptmann von Bandemer von der Ostpreußischen Füsilier-Brigade von Stutterheim, der 1785—88 die Ritterakademie besucht hatte, am 16. Mai 1807 aber auf der Reise des frischen Habs von den Franzosen gefangen genommen war und auf seinem Transport nach

1) Arnold, Ephemeriden S. 66.

Frankreich die Erlaubnis der Eskorte erhielt, in Brandenburg seinen alten Lehrer auf eine Stunde zu begrüßen¹⁾.

Ich übergehe die Schilderung der mannigfachen Schwierigkeiten, mit denen Arnold in den nächsten Jahren zu kämpfen hatte und die ihren Höhepunkt erreichten, als das Gerücht, die Ritterakademie werde aufgelöst werden, immer festere Gestalt annahm. Zum Glück erhielt Arnold von dem nunmehrigen Chef des Departements des Kultus und des Unterrichts, von Schuckmann, der bis dahin Präsident in den fränkischen Fürstentümern gewesen war, mündlich wie schriftlich beruhigende Erklärungen, auf die er umso mehr vertrauen konnte, als Herr von Schuckmann 1772–74 die Ritterakademie besucht hatte und mit ersichtlicher Liebe an seiner einstigen Bildungsstätte hing²⁾. Peinlicher war die Finanzlage. Arnold hatte aus eigenen Mitteln 600 Tlr. zur Zahlung von Besoldungen vorgeschossen, ohne daß die Kasse in der Lage gewesen wäre, ihm den Betrag zu erstehen. Alle Mittel, in den Besitz des Geldes zu gelangen, erwiesen sich vergeblich; auch eine Vorstellung an die Staatskasse, deren Chef, Geheimen Staatsrat von Ölsen, er in Berlin kennen gelernt hatte, fruchtete nichts. Die Ausichten waren wenig fröhlich. Geldmangel überall, fortwährend die Besorgnis vor einem nahen Krieg, zu dem erhebliche Rüstungen gemacht wurden, für die die Staatskassen ihre Gelder zurückhielten. Dabei trat 1810 eine solche Abnahme des Schulbesuchs ein, daß die Zahl der Zöglinge auf sechs sank und keine oder nur geringe Aussicht auf Hebung der Frequenz war. Dazu kam, daß die Errichtung der Berliner Universität viele Eltern und Vormünder auf den Gedanken brachte, in der Nähe derselben müsse der Unterricht für ihre Söhne zweckmäßiger und besonders in der lateinischen Sprache gründlicher sein. Das ist, schreibt Arnold 1811³⁾, auch nicht zu leugnen, und da der Adel einsah, daß seine Söhne gleichen Schritt mit denen der Bürger halten müßten, und da viele jenes Standes dem Militär abgeneigt geworden waren, so mußten sie allerdings daran denken, ihren Nachkommen andere Laufbahnen zu eröffnen und eine gelehrtere Vorbereitung zu verschaffen. In dieser Wahrnehmung lag dann später auch die Notwendigkeit zu einer inneren Reform der Anstalt. Doch kam es jetzt fürs erste noch nicht zu einer solchen, denn obwohl 1811 bei der Steuerkasse zu Brandenburg auf Anweisung der Regierungshauptkasse in Potsdam die

1) Arnold, Ephemeriden S. 72. 2) Über ihn vergl. Freiherr von Lüttwitz, Biographie des Kgl. preuß. Staatsministers Freiherrn von Schuckmann. Leipzig 1835. Stölzel, Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfaßung II S. 422 ff. u. ö. Varrentrapp, Johannes Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen in seiner Zeit. S. 266. 3) Arnold, Ephemeriden S. 101.

ersten Raten der staatlich zu zahlenden 2000 Tlr. jährlicher Substanzgelder eingingen, sollte eine ruhige Weiterentwicklung auch jetzt der vielgeprüften Anstalt nicht beschieden sein. Die jungen Lehrer kamen und gingen, noch immer fehlte es an innerer Festigung. Da brach das Jahr 1813 mit seinem Kriege über die Anstalt. Der königliche Aufruf zündete überall, wievielmehr in den Familien, in denen das Waffenhandwerk traditionell war und eine persönliche Hingabe an die Person des Königs wie eine Tugend forderte. Hatten nach den Unglückstagen manche sich dem Heere ferngehalten, das wegen seiner Verringerung ihnen keine Anstellung bieten konnte, jetzt strömten die meisten Eleven der Ritterakademie, auch solche, die schon in Amt und Würden waren oder auf ihren Gütern saßen und bereits seit mehreren Jahren dem Kriegsdienst entzagt hatten, zu den Fahnen oder stellten sich unter die Freiwilligen oder übernahmen die Führung der Landwehr und des Landsturms.¹⁾ Die Zöglinge, die ihrem Alter nach die Waffen zu tragen berechtigt waren, traten hier und da unter älteren Brüdern oder Verwandten als Gemeine ein. Auch die jungen Lehrer ergriffen die Waffen, während ältere als Brigadeprediger ins Feld zogen. Das Domkapitel nahm keinen Anstand, dem in ein Landwehrregiment eingetretenen Lehrer Münnich das volle Gehalt während des ganzen Feldzuges zu zahlen und ihm den Rücktritt in das Kollegium offen zu halten. Der Landsturm wurde aus allen Einwohnern Brandenburgs, die 15—60 Jahre alt waren, organisiert und bewaffnete sich mit Pike und Gewehr. Zwar der alte Arnold mußte mit Rücksicht auf sein Alter und seine schwächliche Gesundheit auf militärische Übungen verzichten, aber was sonst noch an Männern auf der Ritterakademie vorhanden war, griff zur Waffe. Der Mathematikus Lange, mit der Pike bewaffnet, der Lehrer Hahn zog mit dem Gewehr standen mit dem Diener Küsel und dem Kalefaktor Buchholz in Reih und Glied, wenn die Trommel die wehrfähigen Männer anfänglich an Sonn- und Festtagen nachmittags, dann morgens um 5 Uhr und Mittwoch abends 6 Uhr auf die große Wiese vor dem Rathenower Tor rief²⁾. In Arnolds Tagebuch kann man nicht ohne Rührung lesen, wie er alles aufbot, um die vier jüngsten Zöglinge, die nicht mit hatten ausrücken können, mit Rücksicht auf ihre Jugend von der Berührung mit dem grimmen Eres zurückzuhalten. Im geheimen hatte er, weil er wohl einfaßt, daß die 'lieben

1) Arnold, Ephemeriden S. 105. 2) Arnold, Ephemeriden S. 105. Anscheinliche Jugendinnerungen an jene Tage in Brandenburg hat der bekannte Politiker F. Ziegler in seine Erzählung 'Meine erste Rebellion' (Gesammelte Novellen und Briefe aus Italien III S. 30 ff.) verwebt.

Kinder' doch beim ersten Alarm mit den Männern fortziehen würden, dem Führer der Domkompanie die Bitte zugehen lassen, er möchte nach zurückgelegtem Marsche die Kinder als unbrauchbar zurücksenden. Als dann aber der Feind weiter vordrang, begaben sie sich am 4. Juni 1813 zu ihren Eltern, von wo sie nicht zurückkehren konnten, weil inzwischen die Lehr- und Unterrichtsräume der Anstalt in ein Lazarett verwandelt worden waren. Eine Kommission unter Führung des berühmten Arztes Dr. Horn¹⁾ erschien, als die Schlachten bei Großbeeren, Hagelberg und Dennewitz geschlagen waren, um neue Räume für ein zweites Lazarett in Brandenburg a. H. ausfindig zu machen. Die Ritterakademie mit ihren weiten, sonnigen und hellen Räumen erschien wie geschaffen zu diesem Zwecke. Der Pförtner wurde ausgemietet, der Anstalsarzt übernahm die Krankenbehandlung, der Prediger bei der französischen Kolonie, Bock, der zugleich Lehrer der französischen Sprache an der Ritterakademie war, wurde mit der Leitung des Lazaretts beauftragt. Bei den Akten findet sich eine Meldung Bocks, die im folgenden wortgetreu wieder gegeben wird:

Militär-Lazarett

im Gebäude der Ritterakademie vom 13. September 1813 bis ultimo April 1814.

Aufgenommen:		Gestorben:
Preußen	755	86
Russen	22	—
Engländer	1	—
Schweden	4	—
Holländer	15	1
Bayern		
Württemberger	22	
Badener		
Hessen		
Franzosen	18	
Summa	837	105

Die aus dem Stadt-Lazarett in das Dom-Lazarett verlegten Rekonvaleszenten
sind hier nicht mitaufgeführt worden.

Braunschweig, den 28. Dezember 1814.

Rock

Inzwischen war Arnold unermüdlich tätig, den zu den Fahnen einberufenen Landwehrmännern wie den Verwundeten seine Fürsorge angedeihen zu lassen, nicht zum wenigsten dadurch, daß er trotz seiner körperlichen Kräfte alles aufbot, um ihnen durch reichliche Geld-

1) *Uta d. Necrolog XXVI S. 630.*

spenden zu helfen. So zahlte er nach Ausweis der Sammellisten im Jahre 1813 47 Tlr. für solche Zwecke. In einem vor mir liegenden Buche¹⁾, das die Aufschrift trägt: '1813 war das Vaterland in Gefahr, und wir alle waren bereit, ihm zu helfen, auf dem Dom zu Brandenburg' lieferten Arnold und seine Gattin ein: 3 Mark Silber, 1 spanischen Piaster, 1 bayrischen Reichstaler, 1 Fünffrankstück, 1 Sattel, 4 Pfund Wolle, 1 Paar Ohrringe, 1 goldenen Ring, 2 silberne Dosen, 2 Tuchnadeln, 1 Dukaten, u. s. w. Als Ersatz für die beiden Trauringe empfingen sie zwei eiserne Ringe mit der Aufschrift: 'Gold gab ich für Eisen'²⁾.

Erst im Januar 1815 traten wieder zwei neue Zöglinge in die Anstalt, und der Unterricht, der ein und ein halb Jahr hatte ausfallen müssen, konnte wieder seinen Anfang nehmen. Aber Napoleons Rückkehr aus Elba ruft den Lehrer Münnich wieder unter die Waffen, so daß nur Arnold und Lange übrig sind. Dazu zwei Zöglinge, von denen der ältere, der im 17. Lebensjahre stand, 'sich nicht halten ließ', während der jüngere bald wegen nervöser Krämpfe entlassen werden mußte.

Im September 1815 begann dann der Unterricht wieder mit neuen Schülern und teilweise neuen Lehrkräften: erst im Beginn des Jahres 1816 kehrte der Lehrer Münnich zurück, mit dem eisernen Kreuz geschmückt³⁾. Die Hauptschwierigkeit, mit der Arnold in den folgenden Jahren zu kämpfen hatte, war die Beschaffung geeigneter Lehrkräfte, denn der Krieg hatte viele Kandidaten der Theologie hingerafft, und die wenigen, die nicht sofort in eine Pfarrstelle einrückten, zogen es vor, Hauslehrer zu werden, zumal solche Stellungen infolge des Mangels an Bewerbern mit 600 Tlr. und freier Station ausgeschrieben wurden, ein Betrag, mit dem die Kasse der Ritterakademie nicht Schritt zu halten vermochte. Als nun gar Arnold 1818 eine Verfügung erhielt, wonach er angewiesen wurde, die jungen Lehrer nur in solchen Fächern zu beschäftigen, für die sie geprüft waren, war die Verlegenheit groß und steigerte sich noch, als er veranlaßt wurde, selbst einen bewährten, tüchtigen Lehrer zu entlassen. Indes der Bekanntschaft Arnolds mit bedeutenden Universitätslehrern und seinen sonstigen Beziehungen gelang es schließlich

1) Archiv der Ritterakademie I Nr. 43. 2) Aus der Gesamtübersicht läßt sich schließen, daß der Auschuß, der sich auf dem Dome hier gebildet hatte, im Dienst des von neun preußischen Prinzessinnen, an deren Spitze die Prinzessin Wilhelm von Preußen, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg stand, gegründeten Frauenvereins stand. (Beilke, Gesch. der Freiheitskriege I² S. 165.) 3) Er wurde Michaelis 1821 Diakonus an der Gotthardkirche und übernahm 1823 die Stelle eines Rektors der Saldria. (Mann, Gesch. der Salderschen Schule S. 63.)

doch, wenn auch nach längeren Verhandlungen, geeignete Kräfte zu finden, die unermüdlich an der weiteren Förderung der Anstalt arbeiteten.

Es tritt jetzt eine Zeit der Ruhe ein, in der zwei Besuche aus dem Kreise der königlichen Familie, über die Arnold ausführlicher berichtet, bemerkenswert sind¹⁾.

Am 9. Mai 1820 besuchte der Kronprinz Friedrich Wilhelm mittags gegen 12 Uhr unter Führung des Kammerherrn von Röckow auf Reckahn, nach Besichtigung der Altertümer in der Domkirche und der Sakristei, die Ritterakademie. Er ließ sich auf dem großen Hörsaal die Lehrer und Schüler vorstellen, wechselte einige Worte mit den meisten von ihnen und eilte dann weiter. Ich war gerade, so erzählt Arnold, krank und bedauerte sehr, diese Gelegenheit verfehlt zu haben, dem Kronprinzen persönlich bekannt zu werden. Er hatte den Wunsch geäußert, eine Abzeichnung des Ordens 'Unserer lieben Frauen Kettenträger' zu haben, den er auf einem Chorhemde eingestickt gelehen hatte²⁾. Der Kammerherr von Röckow wünschte deshalb, durch einen meiner Schüler eine Kopie zu erhalten. Ich schickte einen Kupferstich, den der Direktor Heins³⁾ hatte stechen lassen, gab aber doch auch dem Grafen Friedrich von der Schulenburg, der eine gute Fertigkeit besaß, den Auftrag, sich denselben Nachmittag das Chorhemd geben zu lassen und die Zeichnung bis zum andern Mittag anzufertigen. Dies geschah und gelang sehr gut. Der Kammerherr, dem ich sie zustellte, hat sie dem Kronprinzen eingehändigt, der alles Altertümliche sehr schätzt, und dem der Versuch gefallen hat. Mir war daran gelegen, zu zeigen, daß die Zöglinge imstande wären, jeden billigen Wunsch zu befriedigen, wenn auch diesmal der Beweis unnötig zu sein schien, nachdem der Prinz den Kupferstich schon in Händen hatte. —

Diesem Besuch folgte ein Jahr später, am 26. April 1821, der Besuch des Königs Friedrich Wilhelm III. nebst seinen Söhnen (mit Ausnahme des Prinzen Karl) und seinen Töchtern, unter ihnen die Großfürstin Charlotte und die Herzogin von Dessau, um die Altertümer des Doms und die Ritterakademie kennen zu lernen, auf deren Bedeutung sie durch den Besuch des Kronprinzen aufmerksam gemacht worden waren. Die Prinzen und Kammerherren stiegen bei Arnold ab, während der König sich mit den Prinzessinnen in das Syndikatsgebäude begeben hatte. Nach 4 Uhr — so erzählt unser Gewährsmann — begab sich die ganze Gesellschaft zu Fuß in die

1) Arnold, Ephemeriden S. 132, 137. 2) v. Stillfried-Rattoni, der Schwanorden S. 9. Soßmann, über alte Abbildungen des Schwanenordens in den Märkischen Forschungen IV, 1 ff. 3) Im Programm des Ritterkollegiums 1752 abgedruckt.

kleine Kirche¹⁾ unter dem Zustromen und Gedränge der Menschen. Hier, halb zerdrückt, kam ich auch an und ward von dem Herrn Oberstallmeister Sr. Majestät vorgestellt, nachdem er mich bereits am Abend vorher aufgefordert hatte, Se. Majestät zu begleiten und die erforderlichen geschichtlichen Notizen zu geben. Dieser Auftrag ward mir in der Ausführung doch dadurch peinlich, daß ich, allenthalben an der Seite des Königs einhergehend, den Prinzessinnen und Prinzen vortrat und fast immer den Rücken zwandte. Ein alter eingübter Hofmann würde sich wohl geschickter benommen haben. In der kleinen Kirche machte ich Se. Majestät auf das Schlussgewölbe aufmerksam und setzte hinzu, daß sich nur noch in Köln ein ähnliches finden solle, wie ich von einem Reisenden gehört hätte. 'In Ulm', meinte einer der Vikarien. Der Kronprinz hatte in Köln dergleichen nicht gefunden. Er sprach von der großen Kirche, ich von der Ursulakapelle. — Dann erwähnte ich des Sögenbildes Triglaff, welches in einem kleinen Winkel unter der Tür aufbewahrt worden und wahrscheinlich dazu beigefragt hätte, daß die Wenden bei ihrem nachmaligen Abfalle und Empörung diese Kirche verschont hätten. Auf die Frage, wo es geblieben, antwortete ich, daß der König Christian II. von Dänemark es sich von seinem Schwager, dem Kurfürsten Joachim I., erbeten und wahrscheinlich mit nach den Niederlanden genommen habe²⁾. Aus der kleinen Kirche ging der Zug nach der Domkirche. In der Vorhalle derselben hatte sich das Magistrats-, Landgerichtskollegium und die Geistlichkeit aufgestellt, durch dessen Mitte der König und das Gefolge in das untere Schiff der Kirche eintraten, langsam vorstritten und bei dem steinernen, an einem Pfeiler angelehnten Bilde des Bischofs von Zagow im Beisein des Oberstallmeisters von Zagow verweilten und aufmerksam zuhörten, als ich dessen hohe Verdienste um die Einführung der Reformation in der Mark³⁾ und auch des Umstandes erwähnte, daß der Hund (Wappen der Familie) unter des Bildes Füßen der Legende Glauben gegeben, als solle hierdurch der Tod eines Bischofs (Udo) angedeutet und bezeugt werden, der vor den Verfolgungen der Wenden auf den Boden der Kirche ge-

1) Gemeint ist die Petrikapelle. 2) Nach den vorliegenden Quellen (Gottschling a. a. O. S. 44; v. Rochow, geschichtliche Nachrichten von Brandenburg und dessen Alttümern S. 76) handelt es sich um eine Verwechslung mit der Kapelle auf dem Marienberg, wo der Legende nach idolum illud exstitit in abdito quodam loco templi Brandenburgici in monte Harlungs, habens caput tribus imaginibus formatum et lunam curvatam in manibꝫ. Vgl. auch Adler, Backsteinbauten des preußischen Staates I S. 5. 3) Heidemann, die Reformation in Brandenburg S. 200 ff. und namentlich Gebauer, zur Geschichte der Reformation im Bistum Brandenburg S. 7 ff.

flohen sei, dort durch das Wehgeschrei seines Hundes, den er getreten, seinen Aufenthalt verraten und durch einen Sprung aus dem Schalloch (bei dem Eingang in die Kirche aus dem Kreuzgang) sich zu retten versucht, aber das Leben eingebüßt habe¹⁾. — Auf dem Hochaltar wurde hinter den Sitzen der Canonici der Ort nachgewiesen, woselbst Tetzel einen Ablaßbrief für die Kirche angeheftet hatte²⁾, die Gemälde des Altars beschaut und auch das Altarblatt besehen, welches den Diebstahl einer kupfernen vergoldeten Monstranz aus der Kirche zu Knoblauch nebst der Entweihung einer Hostie durch den Juden Simon zu Spandau bildlich darstellt und auch der Verbrennung der dreißig Juden in Berlin erwähnt³⁾.

1) Was Arnold hier berichtet, ist ersichtlich falsch. Zunächst befindet sich nicht ein Hund, sondern ein schreitender natürlicher Dachs mit zwei silbernen Lilienpfeilen im Wappen der Jagows. (v. Meding, Wappenbeschr. I Nr. 382. v. Zedlitz, neues preuß. Adelslexikon III S. 23. Genealog. Taschenb. der adeligen Häuser V S. 386.) Sodann liegt eine Verwechslung mit einer über den Bischof Dodilo (Duodelin vgl. h. Breßlau in den Forderungen zur brandenb.-preuß. Geschichte I S. 386 ff.) umlaufenden Sage vor, die v. Rochow a. a. O. S. 37 und Kuhn, märkische Sagen S. 60 mitgeteilt haben, während sie Höffter, Geschichte der Kur- und Hauptstadt Brandenburg S. 109 kritisch erörtert hat. Sie scheint gelehrten Ursprungs zu sein und wird von Sello (Forschungen a. a. O. V S. 165) mit Recht auf Buchholz (Verluch einer Gesch. der Churmark I S. 303) zurückgeführt, der die Worte Thietmars von Merseburg III, 10: *a suis strangulatus* fälschlich auf die wendischen Insignien des Sprengels bezogen hat. Schillmanns Vermutung (Gesch. der Stadt Brandenburg S. 43), daß möglicherweise der auf einem anderen Grabstein (gemeint ist wohl der des Bischofs Stephan Boddeker) angebrachte Hund (inzwischen abgebildet in Bergaus Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler in der Provinz Brandenburg S. 234) die Veranlassung zu dieser Sage gegeben hat, erscheint durchaus wahrscheinlich. 2) Diese Angabe scheint auf eine Lokaltradition zurückzugehen, der kein Wert beizumessen ist. Es ist mir nicht gelungen, eine Urkunde ausfindig zu machen, aus der sich der Aufenthalt Tetzels in Brandenburg erweisen ließe. Zudem ist es bei der Stellung, die der Bischof Hieronymus Scultetus zum Ablaßhandel nahm, wahrscheinlich, daß er den Dominikaner nach Möglichkeit vom Dom selbst ferngehalten haben wird (vgl. Schröder, zur Geschichte des Bistums Brandenburg S. 24). 3) Im Chor hingen, wie aus obigem wertvollen Zeugnis hervorgeht, noch 1821 vier Gemälde, auf denen die Geschichte der Mißhandlung der Hostie durch Juden im Jahre 1510 dargestellt war und die Teile eines Spindes bildeten (ausführlich behandelt von Holze, das Strafverfahren gegen die märkischen Juden im Jahre 1510 in den Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins XXI S. 44 ff.). Sie waren eine Stiftung des Bischofs Hieronymus Scultetus, eines feingebildeten und kunstfieinen Mannes (Gercken, ausführliche Stifts-Historie von Brandenburg S. 257; Wernicke, Luther und der Bischof von Brandenburg S. 3) und verdienten nach dem Zeugnis Rochows a. a. O. S. 32 auch in geschichtlicher Beziehung Aufmerksamkeit. Garcaeus bei Krause, success. famili. atque res gestae illustr. praesid. March. Brandenb. p. 342, 343 hat die Unterschriften aufbewahrt (daraus Gottschling a. a. O. S. 23). Die Bilder müssen zwischen 1821 und 1834 abhanden gekommen sein, denn 1834 hat der Baukondukteur Stappenbeck im Auftrag des Domkapitels ein Verzeichnis der Altertümer im Dom aufgenommen (das Jahr ergibt sich aus einer Handschrift Stappenbecks in der Bibl. des Hist. Vereins

Nach kurzem Aufenthalt kehrte Se. Majestät in den großen Hörsaal ein, woselbst schon eine große Zahl von Zuschauern versammelt war und noch mehrere nachdrängten. 'Hier betreten Ew. Majestät mein Reich', sagte ich, und wollte nun, nachdem der Oberstallmeister alles Zeremonienwesen verbeten, die eintretenden Lehrer und Schüler nennen und tat es mit zweien oder dreien, worauf Se. Majestät sagten: 'Wird zu lange aufhalten. Die Anstalt hat einen guten Ruf. Gesickte Lehrer und fleißige Schüler machen den Wert einer Schule'. Und so bewegte sich der Zug durch das untere Lokal, durch den Speisesaal in die Bibliothek und von dort zurück. Hier fragten Se. Majestät nach dem Namen des einen und des anderen Eleven, der eben nahe stand. Der von der Schulenburg-Priemern fiel der Großfürstin auf. Sie fragte mich: 'So klein nehmen Sie die Eleven an?' 'Am liebsten', war meine Antwort, 'denn auf solche ist am meisten zu wirken'. Indessen hatte Se. Majestät den auf der anderen Seite stehenden älteren Bruder Wilhelm von der Schulenburg-Priemern ins Auge gefaßt, ging, nachdem ich den Namen genannt, auf ihn zu mit dreimaliger Wiederholung: 'Priemern'? und als derselbe sehr betreten nicht oder zu leise antwortete, klopften sie ihm lanft die Wangen und begaben sich in die Kapitelstube. Hier ward der Stiftungsbrief von Kaiser Otto vorgelegt¹⁾ und ich herbeigerufen, den Inhalt übersetzt vorzulesen. Nachdem Se. Majestät nebst den Prinzen und Prinzessinnen sich in das Erinnerungsbuch eingezeichnet hatten, gingen sie mit dem Gefolge durch den Kreuzgang zurück in das Absteigequartier. Beim Austritt und vor der sogenannten Kluft²⁾

zu Brandenburg Hb 73 III), in dem sie fehlen, ebenso wie in dem Abdruck hinter H. W. Schulze, einige Notizen über die bischöfliche Stifts- und Domkirche zu Burg-Brandenburg 1836, S. 31. Über den Verbleib der Bilder ist nichts zu ermitteln gewesen. Dagegen sind noch drei Meissner vorhanden, die von den Jüden 1510 bei Entweihung der Hostie gebraucht worden sein sollen (York, Brandenburg in der Vergangenheit und Gegenwart S. 88), und die im 17. Jahrhundert eine Hauptsehenswürdigkeit Brandenburgs bildeten. Als am 9. August 1674 die Kurfürstin Dorothea mit ihrem Kammerjunker Dietrich Siegismund von Buch (Telle, Geschichte des märkischen Adelsgeschlechts von Buch S. 159) in Brandenburg verweilte, nous vismes, so erzählt Buch (Tagebuch, herausgegeben von J. Hirsch I S. 16), le coasteau, avec lequel les juifs ayant autrefois donné des coups dans une hostie beniste le sang en sortit. Auch die Hostie selbst wurde als Sehenswürdigkeit bewundert. So berichtet 1679 J. Fromme in seiner nomenclatura rerum, quae Brandenburgi sunt (ed. Gottschling p. 79): patina conservatur cum consecrata hostia, de qua fama est, quod ab impiis Judaeis in contumeliam corporis Dominici gladiolis transfixa sit quodque sanguis effluxerit.

1) Vom 1. Oktober 948 (Hauck, Kirchengesch. Deutschlands III S. 103), abgedruckt z. B. bei Riedel cod. dipl. Brandenburg. I, 8 p. 91 und Breßlau, diplomata centrum p. 70. 2) 'Kluft' bezeichnet 1. namentlich in Niederlaubien (Otto-Wernicke, kirchliche Kunstdäologie I⁵ S. 53. Schiller-Lübben, mnd. WB. II S. 492) die Krypta

fragte er, ob noch etwas zu sehen wäre? und entließ mich mit 'danke, danke'. Des Kronprinzen Königliche Hoheit versicherte mich aus eigener Bewegung, daß Sie mit den auf einen Tisch hingelegten Prüfungsarbeiten der Zöglinge bei dem letzten Examen zufrieden wären und sagten mir Ihre fernere wirksame Teilnahme zu. Hochdessen Vermittelung ist auch wohl zuzuschreiben, daß Se. Majestät die provisorische Wiederherstellung des Domkapitels nachmals erklärten. —

Am 22. September 1825 feierte der ehrwürdige Schulmann unter allgemeiner, rührender Beteiligung seiner einstigen Schüler im 77. Lebensjahre sein 50 jähriges Amtsjubiläum. Er erhielt den Roten Adlerorden dritter Klasse und vom Domkapitel die Zuficherung einer angemessenen Pension für seine Gattin. Seine einstigen Zöglinge händigten ihm ein Kapital von 835 Thlr. 22 Gr. zur Begründung einer Arnoldstiftung ein, über deren Verwendung er später Rechenschaft ablegte.

Der Wunsch, in den wohlverdienten Ruhestand zu treten, mochte sich früher schon im Herzen des dienstergrauen Greises geregt haben; jetzt machte er sich erklärlicherweise noch stärker geltend, mußte aber verzummen, da eine völlige Reorganisation der Ritterakademie geplant war, bei deren Ausführung man die bewährte Sachkenntnis des erfahrenen Direktors nicht missen möchte. Eine Kommission, deren Seele der Geh. Regierungs- und vorfragende Rat im geistlichen Ministerium Dr. Johannes Schulze war, ein Mann, der der Ritterakademie unmittelbare Pflege zu widmen sich verpflichtet fühlte¹⁾), trat 1827 zusammen, die die Räumlichkeiten besichtigte, den Entschluß zur Abreißung der an die Anstalt anstoßenden Brauerei genehmigte und einen Plan ausarbeitete, der der Anstalt den Charakter einer gelehrt Schule mit der Möglichkeit aufprägte, daß das Griechische nicht unter die verbindlichen Lehrgegenstände aufgenommen, dagegen Geschichte und Mathematik über das Lehrziel der Gymnasien hinaus geführt würden. Als Erziehungsanstalt umfaßt sie das Alumnat für die Söhne märkischer Rittergutsbesitzer.

2. verstand man hier den ganzen Weg darunter, der zwischen der Wohnung des Professors Lange (die in östlicher Richtung des hohen Chors der Domkirche auf dem jetzigen Spielplatz lag) und jener des Direktors Arnold (die sich östlich vom jetzigen Domarchiv befand) in den Kreuzgang führte und dann in der Durchfahrt gegenüber der jetzigen Kurie V mündet und 3. insbesondere (so auch oben) den Durchgang selbst, der den Platz vor der jetzigen Kurie V mit dem Innenhof verbindet. Lehrreich ist die Verbindung von 'Kirche' und 'Kluf' bei Luther (Werke, 3en. Ausg. V S. 124b): 'gleichwie mir geschah zu Rom, da ich auch so ein toller Heilige war, lief durch alle Kirchen und Klüften, glaubte alles, was daselbst erlogen und erfunden ist'. 1) Varrentrapp, Johannes Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen in seiner Zeit. S. 397.

Als Hospiten können die Söhne der in Brandenburg a. H. wohnenden Familien zugelassen werden. Ihrem konfessionellen Charakter nach bleibt sie evangelisch. Die Lehrgegenstände werden auf fünf Klassen verteilt, von denen die letzte und die beiden obersten zweijährige, die dritte und vierte Klasse einjährige Kurse haben. Dieser Reorganisationsplan fand durch die Kabinettsordre vom 24. März 1829 die Allerhöchste Bestätigung, so daß Arnold sein Lebensziel erreicht hatte¹⁾. Zu Michaelis 1829 zog er sich in den Ruhestand zurück und starb im hohen Alter von 89 Jahren am 24. März 1837, der Besten einer, die ihre Kraft der Ritterakademie gewidmet haben.

In einem langen, der Jugendbildung und Erziehung gewidmeten arbeitreichen Leben hatte er das Wort Eberhards von Rochow²⁾, den die Ritterakademie mit Stolz als einen der hervorragendsten ihrer einstigen Schüler nennt, wahr gemacht: ein Lehrer, der zur wahren Verbesserung der menschlichen Seele etwas beitragen wolle, müsse Missionariengesinnung haben.

1) Akten des Domkapitels Sect. I Tit. VI. Litt. R. Nr. 23. 2) Angeführt bei Büsching, Reise von Berlin über Potsdam nach Reckahn am 3.-8. Juni 1775, S. 215.



III.

Aus alten Tagen auf Burg-Brandenburg.



Verfasser: Oberlehrer Dr. Gebauer.

Die Freude kann die Sehnsucht in Genußthier e. Elemente
der Freiheit werden. Vorerst befiehlt der Christ
die Freiheit, so wie er sie selbst ist. Und dann
kommt der Tag, wenn die Seele und die beiden Freiheit
voneinander trennt und wird nach Gott gehen. Diese
Interpretation ist durch die heilige Schrift sehr zu. Denn
sie ist die christliche Behauptung, ja auf den Christus
wurde sie. In Wirklichkeit zog er sich in den Kriegsland ein
und half im alten Stein und Eisen zu. Wenn nicht
die Menschen einer, die ihre Kraft der Menschenkraft gewidmet haben,
so einem Jungen, der Zugspitzen und Gipfel geschnitten
wollten habe er das mit Stärke tun. Aber es
ist eine Tatsache mit Gott, als einer der Menschenkraft
nicht möglich. Somit kommt, w. III, manche ein Gedanke, der zur
Vorstellung der verschwundenen Seele ohne Knochen ohne
eine Rücksichtnahme haben.

Gesammelt und bearbeitet von
Hans-Ulrich Guder und Birgittus Spindler





Es war an einem Augustnachmittag in den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts. Auf der alten Straße, die am westlichen Rande des Havelländischen Luches entlang nach Brandenburg läuft, fuhr ein kleiner Reisewagen daher. Knirschend schnitten die breiten Räder in den märkischen Sand, und langsam nur brachten die braven Rosse das Gefährt vorwärts; ja, wenn ihnen der Knecht auf dem Bock nicht fortwährend sein ermunterndes 'Hüh' zugesungen hätte, so würden sie den Wagen gewiß bald haben stehen lassen. Die beiden Männer, die auf den inneren Wagensitzen Platz genommen hatten, schien solche Langsamkeit wenig zu kümmern. Abgespannt und verdrießlich sahen sie drein und antworteten nur kurz, wenn der Knecht da vorn ihre Aufmerksamkeit auf dieses oder jenes hinzuwenden das Bedürfnis fühlte. Erst nach langer Weile brach der eine das Schweigen.

'Wahrhaftig, Herr Valentin, die Bauern haben uns das Leben heute gründlich sauer gemacht!' rief er aus. 'Noch gestern hatte ich Herrn Balthasar beruhigt, als er meinte, daß der Dingetag mir wohl schon vorher in den Gliedern läge. War ja bisher nicht so schwierig und bot selbst manche recht ergötzliche Geschichte¹⁾. Aber diese Barnewitzer mit ihren törichten Händeln — ich glaubte schon, wir kämen heute nicht mehr nach Hause.'

'Nur ruhig Blut, mein lieber Herr Johann, laszt diesen Ärger! Treibt das Geschäft nur erst wie ich durch längere Jahre, und ihr seid — ich wette — völlig abgestumpft dagegen. Und im übrigen: das Geschick des Kellners ist nun einmal Plage.'

1) Z. B. hatte 1571 in Garitz zwischen einem Schmied und einem Schlädter-Knecht nach förmlicher Herausforderung ein Zweikampf stattgefunden. Man hatte mit viel Humor die Sache damit abgemacht, daß man den Schlädter die Unkosten bezahlen ließ, die er dadurch dem Schmied verursacht hatte, so auch für dessen zerbrochenen Degen. Über den 'Dingetag' vgl. S. 36.

Es waren zwei Domherrn des Stifts Brandenburg, Valentin v. Pfuel, der Stiftsdechant, ein Mann schon hart an der Grenze des Greisenalters, und der Kanonikus Johann v. Clöden, die sich so unterhielten. Ganz ohne Grund war freilich ihre resignierte Klage nicht. Unter den Herren, die das Kapitel bildeten, war das Los der größten Arbeitslast unzweifelhaft auf sie gefallen. Denn auf zwei Jahre hatte sie das ehrwürdige Kapitel zu 'Kellnern' auserwählt, zum wichtigsten Amte, das es zu bestellen hatte. Clöden bekleidete das eigentliche 'Cellariat', während der Dechant ihm als 'Adjunktus' beigegeben war¹⁾.

In früheren Zeiten, wo die Domherren noch die Pflicht gemeinschaftlichen Lebens nach der Regel der Prämonstratenser band, hatte der Kellner mit seinen Gehilfen in der Aussteilung des Korns an den Kapitelsbäcker und der sonstigen Naturalien an den Koch einen verhältnismäßig kleinen Wirkungskreis besessen²⁾. Seitdem die Kapitularen aber im Jahre 1507 mit päpstlicher Genehmigung die Rolle von regulierten Chorherren mit derjenigen weltlicher Prähendare vertauscht hatten, steigerte sich die Arbeitslast der Kellner fortgesetzt. Schon die gesonderte Aussteilung der von den Stiftsunternanen eingehenden Naturallieferungen war eine schwierige Aufgabe geworden; aber dazu hatte der Kellner, wenigstens in Brandenburg, noch eine ganze Anzahl Pflichten übernehmen müssen, die zum großen Teil in früherer Zeit auch hier nicht sein Bezirk gewesen waren. Denn ihm lag jetzt die Aufsicht über die Bewirtschaftung der Güter ob, die das Kapitel selbst in eigenem Betriebe hatte³⁾; er musste außerdem gelegentlich in dem Dußend unternäniger Dörfer seines Stifts Gerichtstag, — 'Dingetag' — abhalten, sich auch bei Todesfällen der Nachlaßregelung unterziehen, und anderes mehr. So gab es häufige Reisen über Land und oftmais wenig angenehme Arbeit. Da war z. B. der Thesaurarius, derjenige Kapitular, dem 'die Sorge für die zum Gottesdienste nötigen Paramente und Utensilien' übertragen war⁴⁾, weit besser daran;

1) So war es (Kapitelsprotokolle von 1593) für die Jahre 1593—1595 festgelegt, die für die folgende Arbeit in der Haupsache als zeitlicher Hintergrund angesehen werden mögen. 2) Brackmann, urkundliche Geschichte des Halberstädter Domkapitels (Wernigerode 1898) S. 100/101. 3) Noch 1567 werden zwei Domherren besonders 'zur Bestellung des Eckerbaues' berufen, ein Amt, das dann dem Kellner zufällt. 4) Brackmann S. 59. Das alte Amt der Clavigeri — der Domherrn, die das Archiv und das Kapitelsiegel unter Verschluß hielten — ging in Brandenburg allmählich ein, wie es scheint, noch vor 1600. Auch die Würde und Bürde eines Frumentarius — der neben dem 'Kornschreiber' (dieser war gleichzeitig Organist) das Register über die Kornlieferungen führte — verschmilzt etwa gleichzeitig mit dem Cellariat. An Registern kannte man überhaupt: a) Das 'Kornregister'. b) Das 'Geldregister'. c) Das 'Kellerregister'. d) Das 'Viehregister'. Von c) und d) ist fast nichts mehr auf uns gekommen, während a) und

er lebte ruhig auf der Burg. Daz daß für der Kellner und teilweise auch sein Adjunkt jährlich ein paar Fische, von den Zehentkälbern die Lebern und von den Gänzen die Federn vor den anderen Kapitelsherren voraus erhielt, war für ihre große Mühe kaum ein billiger Ersatz zu nennen¹⁾.

Das Gespräch der beiden Domherren war in Fluss gekommen. Herr Valentin, der noch aus alter Zeit die Dinge auf dem Dome kannte, kramte vor dem jüngeren Mitbruder manche seiner Erinnerungen aus. Er lobte die Vergangenheit vor allem deshalb, weil auf der Burg statt wie nun vier, damals wohl sechs und acht Kapitularen 'residierten'. Daz die Prübenden teilweis an 'Absenten' fielen, an Räte und Getreue des Kurfürsten, die dieser, ohne sie von sich zu lassen, doch mit einer absonderlichen Gnade ehren wollte, war allerdings nichts neues. Doch als im Jahre 1568 Kurfürst Joachim die Zahl der residierenden Domherrn auf höchstens sieben herabgemindert hatte, war dies die Quelle offenkundigen Übelstands geworden. Nur vier Herren wohnten zur Zeit auf der Burg, den Dechanten eingeschlossen: schon mußten die alten Ämter, wie wir sahen, gehäuft werden, ein dolce far niente wie in früheren Tagen gab's für keinen mehr. Und wurde dadurch nicht der ideelle Vorteil arg geschmälert, den das Kapitel aus dem Institute seiner 'Absenten' zog: daz es in Staat und Wissenschaft hervorragende Männer zu seinen Gliedern zählen durfte? Die Wissenschaft hatte in alter Zeit auf der Burg nicht eben geblüht²⁾; die meisten Domherrn waren ohne Universitätsbildung gewesen, ja in der Regel auch, wie das ja von den Märkern insgemein behauptet wurde, ohne Bildungstrieb. Da hatte dann Joachim I., nachdem er vom Papste die Befreiung der Brandenburger Domherrn von der Prämonstratenregel erkauft, den Rektor seiner neuen Universität zu Frankfurt Wimpina als Brandenburger Domherrn eingesetzt; unter seinem Sohn erscheint Fabianus Funke als Dechant, der, selbst ein Humanistenschüler³⁾, der Erziehung dieses Prinzen vorgestanden hatte. Der Kanzler Weinlöben gehörte nicht minder dem Stiftskollegium an, und in dem Propst Liborius von Bredow⁴⁾ hatte Joachim II. dem Kapitel nicht nur einen seiner treuen Diplomaten, sondern auch einen für das

b) von etwa 1520 an beinahe vollständig erhalten sind. 1) Kapitels-Protokolle 1580.
2) Vgl. auch Priebsch, geistiges Leben in der Mark Brandenburg, (Forschungen zur brandenb. u. preuß. Gesch. XII 325—409), der keinen wissenschaftlich bedeutenden Brandenburger Domherrn nennt. 3) Schüler des Breslauer Humanisten Laurentius Corvinus (vgl. Steinmüller, Einf. d. Ref. in d. Kurmark. (Halle 1903). S. 28. Sein Name steht auch — abgekürzt F(abian) F(unck) D(ecanus) an dem 1539 gefertigten Sitzstuhl des hohen Thores im Dom. 4) Propst 1555—1569.

gelehrte Wesen interessierten Mann als Oberhaupt gesezt. Das Niveau der Bildung unter den Kapitularen war dadurch ein gutes Stück gestiegen; das Statut von 1588 fordert von ihnen ein dreijähriges akademisches Studium, und auch sonst durfte man wissenschaftliche Interessen voraussetzen¹⁾. Aber was half das, wenn sie nun in Wirtschaftsorgen aufgehen mußten! Mit Stolz konnten die Residenten darauf verweisen, daß die Erträge der Kapitelsgüter sich durch ihre Arbeit gehoben hatten²⁾, aber den Nutzen davon genossen ebenso die Absenten³⁾, die Mühe blieb den anderen allein. Auch der jetzige Propst, Herr Ludwig v. Kochow, weilte kaum je auf dem Dom — und dabei war es ein Mann, der seine Pfründe nur deshalb erhalten, weil der Kurfürst seinem Oheim sich verpflichtet fühlte.

Während die beiden Herren über diese Fragen eifrig debattierten, sprang kläffend ein Hund heran, und Hühner und Säuse flüchteten aufgeschreckt aus dem Bereich des Wagens: man hatte das Gehöft von Kieck erreicht, eines der fünf Vorwerke, von denen aus das Domkapitel die eigene Landwirtschaft betrieb⁴⁾. Ein Meier, ein paar Knechte und Mägde — die Söhne und Töchter untertäniger Bauern — und etliche Hirten bildeten das regelmäßige Personal dieser Güter. Denn der Nachdruck in ihrem Betriebe lag vornehmlich auf der Viehzucht. An 3000 Schafe, 400 Rinder und über 200 vom Geschlecht der Schweine bevölkerten im Jahre 1581 — von hier an haben wir regelrechte Viehregister — die Ställe, Weiden und Maistungen des Kapitels. Die geduldigen Schafe geben nicht nur zweimal jährlich, um Pfingsten und nach Michaelis, ihre Wolle her — die Zunft der Wollenweber in der Neustadt tritt dann oft als deren Käufer auf — sie mußten außerdem, wovon man sie in Deutschland sonst fast überall entband⁵⁾, sich melken lassen und Herren und Knechten Butter und besonders Käse schaffen. Unter den Rindern findet man nur wenig Ochsen für den Landwirtschaftsbetrieb. Im übrigen sind es, von den Kälbern abgesehen, Milchkühe. Der Kuhhirt lieferte — wie's auch der Schäfer tat — von ihnen ein bestimmtes Teil an Butter und an Käse ab; was er darüber hatte, galt als sein Gehalt. Unsern grunzenden Freund im Schweinekofen endlich finden

1) So schickt (Geldrechnungen des Domkapitels 1602/1603) ein Kochow dem Kapitel einen 'Gelehrten', 'ob ihn einer zum Erlernen der französischen Sprache annehmen wollte' — was dann allerdings nicht geschah. 2) Aus einem Aktenstück betr. den Propst Ludwig v. Kochow 1592 ff. 3) Gewisse Mehreinkünfte hatten allerdings die 'Residenten'. 4) Die übrigen Vorwerke waren Seelendorf, Möhlow, Grabow und Gränert, auf dem man freilich nur einige Schafe hielt. 5) Anton, Geschichte der deutschen Landwirtschaft (Görlitz 1799—1802). III S. 408.

wir zwar auf allen Höfen, da überall an guter Mait in Wald und Feld kein Mangel war; aber in seiner ganzen Vielseitigkeit wird er doch noch arg verkannt. Hoch geschätzt ist er als Wurstlieferant, und spendet Brat- und andere Würste. In glänzenderem Ruhme aber erstrahlt ihm noch seine Speckseite. Ihrer recht viele zu besitzen ist der Stolz nicht nur des Bauern; auch dem Domherrn lacht dabei das Herz im Leibe. Ein Schweinebraten gilt dagegen wenig, und vor allem kennt man kaum die Köstlichkeit des Schinkens. Er scheint ohne Erbarmen mit dem anderen Fleische, dem nicht der Vorzug ward, als Wurst zu neuer Schönheit zu ersteilen, in den Pökel getan oder gedörrt zu sein.

Äußerst geringfügig dagegen war auf den Kapitelsgütern der Bestand an Pferden; nur auf dem Vorwerk Mötzow wurden ihrer etliche gehalten. Sie schienen auch entbehrlich, denn die Bauern und Kossäten mußten ihre Pferde dem Kapitel zur Verfügung stellen, ihm vor allem Fahren leisten. Und überdies natürlich Fron! Das geringe Personal der Höfe zeigt es deutlicher als alles andere, wie unbedingt man darauf angewiesen war!¹⁾ Harte Dienste waren es manchmal, die da geheischt wurden. Die Tendenz gerade der hier in Rede stehenden Zeit ging darauf hinaus, den bäuerlichen Schultern immer neue Lasten aufzubürden. Kurfürst Johann Georg war, gleich seinem Vater, ein gar schlechter Bauernschützer. Trotzdem läßt sich die Lage der Kapitelsbauern nicht als schlecht bezeichnen. Das alte Wort, daß unter dem Krummstab gut zu wohnen sei, hat doch, so

1) Es sei hier, da in mehr als einer Hinsicht interessant, die Tatsache erwähnt, daß man in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. öfters noch Sommerarbeiter heranzieht, und zwar, wie heute, Slaven. Es waren Wenden, die meist in der Ernte halfen und die man z. B. in Berlin oder in Mittenwalde in größeren und kleineren Gruppen werben konnte (Geldrechnung 1520/21). Daneben aber erscheinen in derselben Zeit Wendeninnen sehr häufig als Mägde auf den Kapitelsgütern. Daraus ergibt sich einmal wohl, daß die slavischen Arbeitskräfte schon damals billiger zu haben waren als die deutschen, sodann aber erlaubt es allem Anschein nach die Folgerung, daß in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die bäuerlichen Gutsuntertanen noch nicht in dem Maße zu Arbeitsleistungen auf den Gütern herangezogen wurden, daß man fremder Hilfe entraten konnte. Selbst der Gelindezwang scheint noch nicht unbedingt durchgeführt zu sein. Schon im vierten Jahrzehnt des Jahrhunderts aber ist die Anwerbung von Wenden durch das Domkapitel nicht mehr festzustellen, was ich zum Teil daraus erklären möchte, daß der neue Kurfürst Joachim II., durch seine Geldverlegenheiten dauernd von den Ständen abhängig, der immer stärkeren Heranziehung der Untertanen durch die Besitzer nicht mehr scharf genug gewehrt hat. Beim Brandenburger Domkapitel, dem damals infolge der Reformation eine Reihe seiner alten Einkünfte stark verkümmert wurden, mochte überdies auch dieser Umstand das Bestreben fördern, durch möglichst große Ausnutzung der hörigen Elemente sich Löhne und Unterhalt der fremden Leute zu ersparen.

scheint's, auch über unserm Stift als gnädiger Stern geleuchtet. Auf drei bis vier Gespanne Pferde brachte es fast jeder größere Hof; mancher Bauer hatte 12 und 13 Stück Rindvieh, ebensoviel Schweine, das vier- und fünffache an Schafen. Hühner und Gänse belebten seinen Hof, wie das am besten daraus zu ersehen ist, daß man ein Huhn zumeist für einen Groschen und die Gans für ihrer zwei oder drei erhalten konnte, und daß die Mandel Eier in der Zeit, worin das Huhn die Hochlaison seiner Tätigkeit entwickelt, meist schon für einen Groschen käuflich war. Auch in dem ländlichen Heim herrscht eine gewisse Behäbigkeit. Der Hausrat vielfach aus Zinn, in der Kleidung öfters wertvolle Stoffe und Pelz und nicht zuletzt: bei den weiblichen Gliedern der Familie findet sich des Schmucks an Gold und Silber, der Ringe und der Ketten soviel, daß eine Bauersfrau in unseren Tagen sich daneben wohl nicht zeigen möchte. Der verheerende dreißigjährige Krieg bedeutet eben auch für unsere Landbevölkerung ein Zurückschleudern auf die Stufe der Dürftigkeit, über die man sich längst erhoben hatte¹⁾.

Doch kehren wir zu unseren Domherren zurück, die, während wir uns über dies und jenes unterrichteten, am Tore mit dem Meier allerlei Wirtschaftsfragen besprochen haben mögen. Nun ging ihre Fahrt weiter. Bald hinter dem Vorwerk Kieck trat an die alte Straße rechts und links der Wald heran. Der echte rechte märkische Wald mit seinen Kiefern, die nur hie und da mürrisch dem lichteren Grün der Eichen und Birken einen kleinen Platz vergönnten. Hier war ein gutes Jagdrevier, in dem sich Rotwild und Schwarzjäcken in Menge hielten; denn die 'Marzahner Heide' wird uns als die Stätte angegeben, auf der die alten Domherren ihre Weidmannslust austobten. Bald stellten sie dem Wilde mit Netzen nach — für Rehe, Schweine, Hasen und dergl. kannte man besondere Netze — bald hetzte man sie mit der Meute, und war dem einen das Glück ausnehmend hold, so traf er hier bisweilen auch noch einen Bären²⁾; trägt doch bis in unsere Tage ein Teil der weitgedehnten Forst den Namen 'Bärendicke'.

Aber wenn der Jäger hier auch seine Freude haben möchte, das Auge des modernen Forstmanns wäre bei dem Anblick dieser Heide

1) Nach den 'Erbshichtungen' jener Zeit, die mehrere Bände des Domatriks füllen, aber noch nicht registriert sind. 2) So wird im Rechnungsbuch von 1530 erwähnt: 'alle ern pfull nah dem baren jagede'. Über Jagdverhältnisse sonst vor allem ein Aktenstück in den Kapitelsprotokollen von 1571. Im Rechnungsbuch von 1520/21 findet sich auch schon die Bemerkung: '1/2 thonne hier vor IX gr. als wy dy II rhe fingen in den fastelauende', und auch 1647 (Ablagerachten 1614 ff.): '2 Rehe, 2 Hasen (von) S. Görne (und) S. Hünide gefangen'.

kaum erbaut gewesen. Doch war es noch weniger die Dürftigkeit des landigen Bodens, die ihn geštört hätte, als die Behandlung, die die Forst in jenen Tagen überhaupt erfuhr. Gegen den Waldbestand hat das Mittelalter allerorten einen mehr oder minder rücksichtslosen und unvernünftigen Krieg geführt, und in der Hauptssache war es jahrhundertelang nur der Jagdleidenschaft der Großen zuzuschreiben, wenn die Rodung nicht dem Walde ganz das Lebenslicht ausblies¹⁾. Erst im 16. Jahrhundert fing man allgemeiner an sich zu besinnen, da man mit Schrecken gewahrte, daß, wenn es in der alten Weise weiter ginge, in kurzem restungslos die furchtbarste Holzsteuerung herein gebrochen sei. Nun erfolgten besonders in der Mark Erlasse, daß der Wald zu schonen sei. So ward hier 1593 für die Staatswaldungen verordnet, 'die Wälder und Heiden an fruchtbaren Mait- und Nuß hölzern nicht zu veröden, noch sonst nicht zu verhauen und mit Aus roden zu verwüsten'²⁾. Wenn aber zugleich, und zwar 'bei Strafe des Halses' auch das 'schädliche Brennen in Heiden und Gehölzen' unterfragt werden mußte, so erbringt dies den Beweis, wie sinnlos damals noch das Volk selbst wider die Waldung wütete. Und eher schlimmer als besser wird's in diesem Punkte um die Forsten der Privaten, der Städte und der Korporationen, bestellt gewesen sein³⁾.

Wie aber führte man nun den Waldschuß aus? Man ließ die ausgerodeten Parzellen sich wieder besamen und bestocken⁴⁾ und verhinderte, daß das Vieh den neu emporstrebenden Baumwuchs im Aufkommen störte: von einem planmäßigen und regelrechten Wiederanschonen aber war auch jetzt noch keine Rede. Alles blieb der Güte der lieben Mutter Natur anheimgestellt. So trug der Forst auch unserer Ebene noch den Stempel der Naturwüchsigkeit, die sich heute scheu in die entlegensten Striche der Gebirgswaldungen zurückgezogen hat.

In jener Zeit indes genügte dieser Schuß, um der dünn gesäten Bevölkerung das nötige Holz zu schaffen. Und soviel Prahme auch alljährlich an der Burg anlegten, um dem Kapitel, seinen Beamten, den Pfarrern der Alt- und Neustadt aus der 'Gapel', aus der 'Dickte', aus dem 'Gränerf' Holz heranzuschaffen: die Stiftsforsten brachten meist durch den Verkauf von Holz und Reisern auch noch einen baren Überschuß.

1) Endres, die Waldnutzung vom 13. bis Ende des 18. Jahrhunderts (Tübingen 1888) S. 69 f. 2) Endres S. 129; abgedruckt bei Mylius Corpus Constitut. Marchic. Berlin und Halle. 1737 ff. IV S. 507. 3) So erlaubt z. B. noch 1564 das Domkapitel den Garlhern eine Rodung gegen ganz geringes Entgelt. 4) Vgl. auch Anton III S. 426. Das erste Säen von Kienäpfeln und Eicheln finde ich für die Kapitelsforsten 1735/36 erwähnt (Geldrechnungen); gleichzeitig hegt man den Platz gegen das Wild.

Auf sandigem Wege, aber in sonst anmutiger Landschaft zwischen bewaldeten Hügeln hin bewegte sich der Wagen weiter. Da öffnete sich wieder der Blick gen Süden, und in der Ferne tauchten die Türme der beiden Städte Brandenburg empor, sie alle überragend die stolze Kirche St. Marien auf dem Berge. Jahrhunderte hindurch war sie der ersten Wallfahrtsstätten eine in der Mark gewesen, und hohen Ruhm weit über die deutschen Lände hatte sie gewonnen, als der zweite Hohenzoller sie zum Sitze des Schwanenritterordens auserkoren. Aber ihr Glanz war schnell erloschen, seitdem Luthers Lehre auch den alten Wunderglauben in der Mark entwurzelt hatte. Das Kloster neben der Kirche starre schon jetzt mit kahlen Giebeln in die Luft, und auch dem Gotteshaus begann die Zeit deutlich die ersten Spuren ihrer Feindschaft aufzuprägen.

Noch eine Stunde Fahrt, und der Wagen rollte über die Zugbrücke der wall- undmauerumgürteten Altstadt. Die Uhr am Kirchturm von St. Gotthardt zeigte schon die sechste Stunde, und so trieben die Herren den Knecht zu rascherer Fahrt. Am Mühlentor verließen sie die Altstadt, das Ziegenhäuschen¹⁾ an der Homeienbrücke hielt die Fahrt nicht auf, und klappernd rasselte das Gefährt über den 'langen Damm'²⁾, um nun zur Rechten auf den 'Steindamm' abzubiegen. Jenseits der 'Burgmühle'³⁾, da wo die alte Ringmauer des Dombezirks nahe an die Straße trat, stiegen die Herren aus, um nach der langen Fahrt die letzten Schritte selbst zu machen. Hier führte, beim hohen Chor der Kathedrale etwa, ein Torweg⁴⁾ auf die sogenannte 'Kluft', den nächsten Verbindungsweg nach den inneren Domhöfen hinüber, der im wesentlichen den unteren Kreuzgang benutzte. War man in diesen eingetreten, so hatte man zur Rechten die 'Kapitelslube', die im Wandel der Jahrhunderte den alten Platz bis heut behauptet hat⁵⁾. Das große Gewölbe dahinter, in der Kreuzgangsecke, diente als Kornspeicher und scheint als solcher meist den Pröpsten zur Verfügung gestanden zu haben. Der Kapitelslube gegenüber öffnete sich eine Pforte gegen den vom Kreuzgang eingeschlossenen Domhof. In vergangenen Zeiten war hier die Be-

1) Ich führe (nach dem Altstädtischen Rechnungsbuch (s. o.) von 1571) das Vorhandensein eines solchen Häuschens schon in jenen Zeiten darum an, weil damit der Erklärung der Frage, was 'Homeien' bedeutet, gedient sein kann. 2) Heute Grillendamm; der 'Steindamm' ist die Fortsetzung des heutigen Mühlendamms bis zum Grillendamm. 3) Über die Burgmühle vgl. Kapit. Prot. 1576; sie war wohl gleich der 'Domherremühle', die schon 1549 bezeugt wird (Geh. Staatsarch. Berlin Rep. 20 d, Kurfürst Joachim II. an die Neustadt). 4) Wenigstens ist im 17. Jahrh. hier ein Torweg nachweisbar. 5) Lenoir, Architecture monastique II S. 320 ff., wonach die Kapitelslube stets im Ostflügel der alten Stiftsgebäude lag.

gräbnisstätte für die Herren des Stifts gewesen; jetzt lag der Platz wüste¹⁾. Auch die Spur von einer Kapelle, die noch vor etwa einem Menschenalter hier gestanden, hatte man getilgt; es war gewiß das Kirdlein gewesen, in dem die regulierten Chorherren ihre private Andacht verrichteten²⁾.

Durch den nördlichen Kreuzgangflügel weiter laufend mündete die Kluft nun auf den Platz aus, der vor der heute sogenannten V. Kurie sich befindet. Das stattliche Haus ist unter den Domherrnwohnungen unserer Tage noch die einzige, die sich ihr altes Gewand bewahrte. Von geringfügigen baulichen Neuerungen abgesehen, trägt sie, wie am besten wohl der 'Bauernstuck' in ihrem Erdgeschoß beweist, das Aussehen, das ihr einst im Jahre 1618 der Senior von Bredow gab. Und da der Bauherr damals nach Ausweis seines Vertrags mit dem Kapitel³⁾ nicht einen völligen Neubau, sondern nur einen umfassenderen Umbau der Kurie unternahm, so haben wir in dem ehrwürdigen Hause noch einen Zeugen aus dem 16. Jahrhundert.

Gen Westen stieß die Kurie an das Dompropsteigehöft, an der entgegengesetzten Seite aber lehnte sich das Kapitelsbrauhaus an ihren Siebel⁴⁾; auch das Backhaus wird hier gelegen haben. Dem Brauereigebäude gegenüber trat ein stattliches Haus so nahe heran, daß zwischen den beiden Baulichkeiten nur ein schmaler Durchgang blieb. Das war die 'Spiegelburg'⁵⁾. Heutzutage sieht nur als die vorgeschiebene Verlängerung des Ostflügels der Kapitelsgebäude darstellend, hob sich dieser Bau bis in das neunzehnte Jahrhundert als ein selbständiger Teil dadurch ab, daß er um einen Stock niedriger war. In den unteren Räumen offenbar als Speicher dienend und in den Kellern wohl das Gefäß für die Aufbewahrung von Wein und Bier enthaltend, war die Spiegelburg teilweise auch zu Wohnungs- zwecken hergerichtet; denn es wird uns das Vorhandensein eines Herds und eines Kachelofens überliefert.

Der Nordflügel der alten Stiftsgebäude schloß spitzwinklig gegen die Dompropstei hin den kleinen Platz. Es erhellt nicht, was sich in

1) Er ist dann von etwa 1618 ab lange Zeit, bis vielleicht 1700, als Garten eingerichtet gewesen. 2) Geldrechnung 1577/78 bezeugt den Abbruch der Kapelle im 'Friedgarten', woran der Maurer mit zwei Gesellen 14 Tage arbeitet. Auch die Dompropstei hatte früher eine besondere Hauskapelle. (D. A. Ausgabebuch des Propstes Johannes von Meyendorff 1540 ff. bezeugt Ausbesserungen 'an der Kapellentür in der Propstei'). 3) D. A. Akten, betr. die heutige Kurie V. 4) Bezeugt schon 1617; noch im 19. Jahrh. lag an dieser Stelle ebenfalls das Brauhaus. 5) Es ergibt sich aus den Akten nicht mit volliger Sicherheit, ob dieses Haus die 'Spiegelburg' war, bei der man auch wohl eine große und eine kleine unterschied (Geldrechnungen 1683/84); aber alle Angaben lassen sich doch am besten vereinigen, wenn wir diesen Bau für die 'Spiegelburg' nehmen.

diesen Räumen damals befand; allein die Darre für die Brauereigerste läßt sich hierin mit Sicherheit vermuten. Vor hundert Jahren aber, und in den Zeiten rückwärts darüber hinaus war das Obergeschoß wahrscheinlich vom Remter oder 'Refektorium' des Kapitels eingenommen worden, während zur ebenen Erde die Küchenräume gelegen hatten¹⁾.

1) Es sei hier der Versuch gemacht, die Benutzung der alten Stiftsgebäude vor dem Jahre 1507 — der Umwandlung des Instituts der regulierten Domherren in ein freies Kapitel — in großen Zügen festzulegen. Zunächst sei bewiesen, daß der Nordflügel, an dem heutigen sogenannten Paradesaal gelegen, in der Haupträume von dem 'Refektorium' eingenommen war. Es galt nämlich als Regel, dieses Refektorium an einer Stelle anzulegen, die von der Kirche möglichst entfernt war, damit die unvermeidlichen Düfte der Küche und der Speisen nicht in das Gotteshaus gelangten. Soweit es irgend ging, ward deshalb der Speisesaal in den der Kirche gerade entgegengesetzten Flügel der Klostergebäude — das war also in unserem Falle der Nordflügel, gegen die heutige Kurie V., — verlegt. Daß dieser allgemeine Grundsatz aber auch in unserm Stift zur Geltung kam, ergibt sich aus einer anderen Tatsache. Das Refektorium war, um die Worte des Franzosen Lenoir anzuführen, (Architecture monastique II S. 328) 'après le temple, la plus belle construction du monastère.' Nun wissen wir, daß eben dieser Nordflügel in alter Zeit mit einer Fülle von Wandgemälden geschmückt war, deren freilich kümmerliche Reste noch heute längs der Wand des 'Paradesaals' sich unter der dicken Schicht von Ölfarbe erhalten haben. Eine ausführliche Beschreibung aus dem Jahre 1507 ist darüber auf uns gekommen. (Vgl. Fahrbuch der preuß. Kunstsammlungen I, 1; 1880 f. abgedruckt auch im Jahresbericht des historischen Vereins zu Brandenburg 1881. S. 73 bis 84). Sie erzählt, daß man hier Wissenschaft und Kunst, Handel und Gewerbe, Ackerbau und Jagd, auch die Spiele dargestellt fand, zumeist in allegorischen Gestalten. Da nun die allgemeine Regel, das Refektorium in die der Kirche abgewandten Räume zu verlegen, übereinkommt mit der besonderen Tatsache, daß hier in Brandenburg eben die an dieser Stelle belegenen Räume den für das Refektorium vor allem kennzeichnenden Schmuck besitzen, so ist höchst wahrscheinlich, daß der Speisesaal der alten regulierten Herren neben dem heutigen Paradesaal lag. Willen wir nun dies, so wissen wir auch, daß darunter, im Erdgeschoß des Nordflügels, alter und selbitverständlicher Übung gemäß, die Küchen gelegen haben müssen, was auch der bauliche Befund der Räume noch heute mit ziemlicher Deutlichkeit erkennen läßt. Wir gewinnen aber noch eine weitere Kenntnis. Jene Beschreibung der alten Wandgemälde wird mit dem Vermerk geschlossen: *omnia praescripta ita sunt ordinata in libraria Brandenburgensi*, d. h. die Bücherei des Stifts lag ebenfalls in diesem Flügel. Das steht im Einklang wieder mit der Regel, die Bibliothek, um sie vor Nässe zu schützen, in ein oberes Stockwerk zu verlegen und möglichst auch — aus mir nicht ersichtlichen Gründen —, gegen die Abendseite hin (Lenoir II S. 370). Auch die Tatsache, daß nachweislich im 16., 17. und 18. Jahrhundert die Bibliothek sich in den Räumen befand, die heute etwa von dem Zeichensaal und dem daran gen Westen anstoßenden Gang eingenommen werden, bestätigt uns die Lage der Bücherei an der gedachten Stelle. — Das 'Schlafhaus' endlich unserer Akten, das frühere 'Dormitorium' liegt stets im Ostflügel der Klostergebäude in einem der oberen Stockwerke, so daß wir in den Räumen, die heute als Wohn- und Schlafzimmer der Zöglinge der Ritterakademie dienen, vor 1507 das Dormitorium der alten Chorherren suchen müssen.

Als der Dechant und Clöden aus der Kluft hervortretend sich eben von einander trennen wollten, um die eigene Behausung aufzusuchen, trat ihnen der Kapitelsvogt entgegen. Ehrerbietig lüftete er den Hut, um die Herren zu grüßen; dann zog er einen Brief aus seinem Wams und überreichte ihn Pfuel. 'Vor einer Stunde hat ihn ein Bote seiner kurfürstlichen Gnaden abgegeben', berichtete er. 'Die ehrwürdigen Herren Döberitz und Sörkze sind in die Stadt gegangen; ich hätte sonst den Brief an sie schon ausgeliefert. Es gibt gewißlich wieder hohen Besuch'.

Der Dechant erbrach das Schreiben. 'Natürlich', rief er, 'an fünfzig Schenk Groschen haben uns in diesem Jahre schon all die Ablager fürstlicher Herren gekostet und wir sollen noch nicht zur Ruhe kommen. Wovon soll reverendum Capitulum in solchen Zeiten eigentlich leben? Seht hier, Clöden! Der Kurfürst, unser gnädigster Herr, kündigt uns wieder einmal den Herzog Franz von Lauenburg an. Schon übermorgen wird er hier zu Abend und zur Nacht eintreffen, um nach der Frühstück, natürlich über Tremmen, weiter gen Berlin zu reisen. Mit ihm 70 Pferde! Was meint Ihr dazu?' — 'Dass des Herzogs Gnaden uns wahrhaft gnädig gesinnt sein müssen. Die Herren meinen ja sonst nicht unter 100 Pferden einreiten zu dürfen. Haben wir nicht jüngst gar ihrer 150 unterzubringen gehabt¹⁾! Aber im Ernst gesprochen, Herr Valentin, die weitverzweigte Verwandtschaft unseres gnädigsten Herrn ist für uns doch eine wahre Plage. Fortwährend zieht zumal das lüneburgische Frauenzimmer hin und her zwischen Cölln und Wolfenbüttel. Wenn noch das reiche Stift von Havelberg davon betroffen würde! Aber nun müssen wir gerade an der Straße liegen und sind fürwahr doch arm genug.' — 'Ihr habt schon recht', warf der Dechant jetzt ein. 'Und nicht genug, dass wir hier auf der Burg die Wärte spielen müssen. Die Herren beeihren uns auch in Tremmen und Barnewitz. So lange ich hier denken kann — mehr als ein Vierteljahrhundert ist's nun doch bereits — reisen Se. kurfürstl. Gnaden fast jedes Jahr zum wenigsten einmal in seine Altmark. Gern liegt der gnädige Herr dem Weidwerk ob in der Garlebischen²⁾ Heide. Und wär's damit geschehen! Nein!

1) Die schlimmsten Zahlen, die ich finde, sind für jene Zeit der 5. Juli 1586, wo der Kurfürst und sein Besuch 400 Pferde in Barnewitz lässt, und der 15. Juli 1596, wo Markgraf Georg Friedrich von Ansbach mit 300 Pferden anlangt. In späterer Zeit aber, bei einem Ablager des Kurfürsten von Sachsen im Jahre 1634, müssen gar einmal 508 Personen und 545 Pferde untergebracht werden. 2) Die 'Garlebische' Heide bei Gardelegen, heute Leßlinger Heide, war altes Jagdrevier der märkischen Fürsten. Sonst jagte der Landesherr auch gern in unserer Nähe, in der 'Rathenau-schen' Heide, südlich von Rathenow, die noch heute 'Königsheide' heißt. Die Be-

Sein Jägerzeug, der Jäger mit der Meute¹⁾, der Herr Oberjägermeister, der Falkonier mit den Raubvögeln, der Vogelfänger oder auch der Holzfürst Sr. Gnaden selbst erscheinen immer wieder und lassen sich von unsren Bauern in Barnewitz oder Tremmen füttern²⁾. Und liegen uns nicht die Einspännigen³⁾ der hohen Herren auch fortwährend auf dem Halse? — Sie waren um die Ecke des kleinen Kurienplatzes gebogen und gingen nun den großen Domhof mit hastigen Schritten auf und ab.

Es war ein geräumiger, nach Norden spitz zulaufender Platz. Die sorgsam gebesserte Ringmauer ließ auch hier erkennen, daß man diesen geistlichen Sitz im Notfall unter den Schutz der Waffen stellen wollte. Sonit aber war das Bild recht friedlich. Die altersgraue Masse der Kathedrale besonders gab ihm etwas Ernstes, Würdiges. Freilich schien sie dem bescheiden, der die stolzen Dome kannte, die sich im Rhein und in der grünen Donau spiegelten: mit ihrem größtentheils auf Holz gezimmerten Glockenturm, an dem die große Uhr die Stunde zeigte, und mit ihrer merkwürdig verunstalteten Fassade. Aber die Mark war eben kein so reiches Land wie etwa der Donau- und der üppige Wonnegau, und nur ein ehrenvolles Zeugnis war's deswegen für den Geist im Brandenburger Stift, wenn sich in diesem armen Land nicht auch ein prunkender Dom erhob.

Im Westen und im Süden umrahmten zweistöckige, nicht eben große Häuser, die Kurien⁴⁾ der residierenden Kapitularen, den Burg-

merkung in einem Kap. Prot. von 1572, wonach der Kurfürst das Kapitel im Verdacht hatte, in dieser Heide von seinem benachbarten Vorwerk Seelendorf aus Wildtrieberei getrieben und 30 Schweine 'geschlagen' zu haben, beweist u. a. den Reichtum der Forst an Schwarzwild. 1) Das 'ganze Gezeug' bestand aus etwa 60 Pferden und 200 Rüden, dazu natürlich Wagen und Knechte. (Ablagerfachen. D. A. Tit. VII, Litt. O. Nr. 1, betr. Kurfürst Johann Georg.). 2) Auch für diese beiden, dem Stift zugehörigen Dörfer hatte das Kapitel die Verpflegung des Kurfürsten und aller seiner Gäste und 'Bedienten', in Barnewitz zum mindesten hielt es auch ein eigenes Absteigehaus. In diesen und einigen benachbarten Kapitelsdörfern hatte der Landesherr, weil hier die Straßen von Cölln nach Tangermünde bzw. auf Wolmirstedt, der erzbischöflichen Residenz von Magdeburg, und auf Wolfenbüttel durchgingen, auch die Fuhrten der Bauern. 3) Ein 'Einspänniger' ist ein einzelner Reisiger, der zu Botendiensten hin- und hergeschickt wird. 4) Für das Alter und die Entstehung der Kurien ist eine Angabe interessant, die sich in dem Kapitelsstatut von 1571 (D. A. Canonicalia) findet. Es heißt dort wörtlich: Nachdem Unsere Vorfahren nach der mutation des habits (gemeint ist das Verlassen der Prämonstratenserregel von 1507) sich in den Gebäuden die zuevorn zur gemeinen notdurfft als infirmereien und anderen gebraucht worden alß alte verlebte Leutte ahn einig bauwen vndt bessern beholffen haben vndt wihr die selben ein jeder vor sich falt verfallen nach ihnen bekommen vndt daß Unfrige darinnen wenden, dieselbe zue curien canonicalibus erbauen vndt zue richten müssen zue besserer erhaltung der Kirchen damit ieder deito mehr kraft bei

platz; einige Wirtschaftsgebäude, das 'Speisehaus'¹⁾, Ställe mit Heuböden schoben sich dazwischen. Ein stattlicher Bau aber überragte sie alle: die Propstei, die im besonderen sogenannte 'Burg'²⁾, wo, wie wir wissen, Ludwig von Krochow jetzt das Szepter führte. Der Propstei gegenüber engte ein langgestrecktes altertümliches Gebäude den Hof bis auf eine Breite von wenigen Schritten ein. Sein hohes Dach umfaßte den 'Kapitelsboden', wo das Domkapitel die Erträgnisse der eigenen Wirtschaft und die Naturalabgaben seiner bürgerlichen Untertanen sammelte. Das erste Geleitz enthielt zunächst, hart an der Kirche, einen 'großen, langen Saal', daran stieß 'die große Stube', die dem Propstei zur Verfügung stand, und an diese wieder die Kapitelsbibliothek, der man, obwohl sie nur mäßigen Umfang hatte, doch zwei Räumlichkeiten zugewiesen hatte³⁾. Die Gewölbe zur ebenen Erde wurden im wesentlichen als Ställe benutzt. Doch lag dort, unter dem gedachten großen Saale, auch die 'Rose', — ein Vorraum und ein größeres Gemach, — in der die Domherren in der Regel ihre Sitzungen

der Kirche zue residieren haben mögen wie an eines jeden Curien angezo zu befehlen . . . Demnach sind die Kurien nicht wie man bisher anzunehmen pflegte, bald nach dem Jahre 1507 neu errichtete Häuser, sondern es sind alte, allgemeinen Zwecken dienende Kapitelsgebäude, in die sich, da sie ihrer früheren Aufgabe jetzt entfremdet waren, die von der Pflicht des gemeinsamen Lebens entbundenen Domherrn teilten. Eins dieser alten Gebäude können wir nach den Akten bestimmen, das sogen. 'Kasierhaus', das hart am Tore gelegen, sich auf dem Grundstück der heutigen Kurie II befand; es war die kleinste der damaligen Domherrnkurien, so daß der Regel nach der Jüngste sie beziehen mußte. Daß eine andere Kurie ursprünglich 'Infirmerie', also die 'Krankenstation' gewesen ist, entnehmen wir aus unserem Zitate. Den Ausbau dieser Häuser haben wir wohl in die sechziger Jahre des 16. Jahrhunderts anzusezen, wofür einigen Anhalt auch die Kapitels-Rechnungsbücher geben; daß man aus ihnen nicht mehr darüber ersieht, liegt vor allem daran, daß selbst größere Bauten Sache der einzelnen Domherrn waren. 1) Rechnungsbuch 1581/82. Vielleicht wurden hier in früherer Zeit Gäste des Kapitels gelpeist, vielleicht auch war es, solange die Stiftsvikare und andere Kirchenbeamte unverheiratet sein mußten, die gemeinsame Küche für diese. Der Name verschwindet dann. 2) In einem Inventar der Dompropstei, allerdings von 1693 (Tit. III Litt. E Nr. 13), heißt es von der Propstei: 'Die Burg oder die Dompropstei'. 3) Die Angaben zumal nach einem Kapitelsprotokoll vom 6. November 1641. Wenn die Ansichten, die wir aus dem 19. Jahrh. von diesem Weitflügel der alten Stiftsgebäude befügen, ein ganz anderes Bild geben, als wir es hier zu zeichnen versuchen, so berufe ich mich zur Erklärung auf das Rechnungsbuch von 1742/43, wonach der Kornboden völlig umgebaut wurde, und u. a. auch die Seitenmauern eingerissen worden sind. — Daß von der alten Bibliothek — über ihre Lage s. auch oben S. 44 — so wenig erhalten ist, hat seinen Grund gewiß darin, daß sie 1675 von den Schweden kurz vor der Fehrbelliner Schlacht geplündert wurde, indem sich der schwedische Generalquartiermeister Wrangel selbst die Schlüssel anständigen ließ (Kapit. Prof. 30. IX. 1675). Nachfragen in der königl. Bibliothek zu Stockholm, der Universitätsbibliothek zu Uppsala und dem ehemals Wrangelschen Schloß Skokloster, die Herr Freiherr Emanuel Cederström in Uppsala die Güte hatte für mich anzuftellen, haben

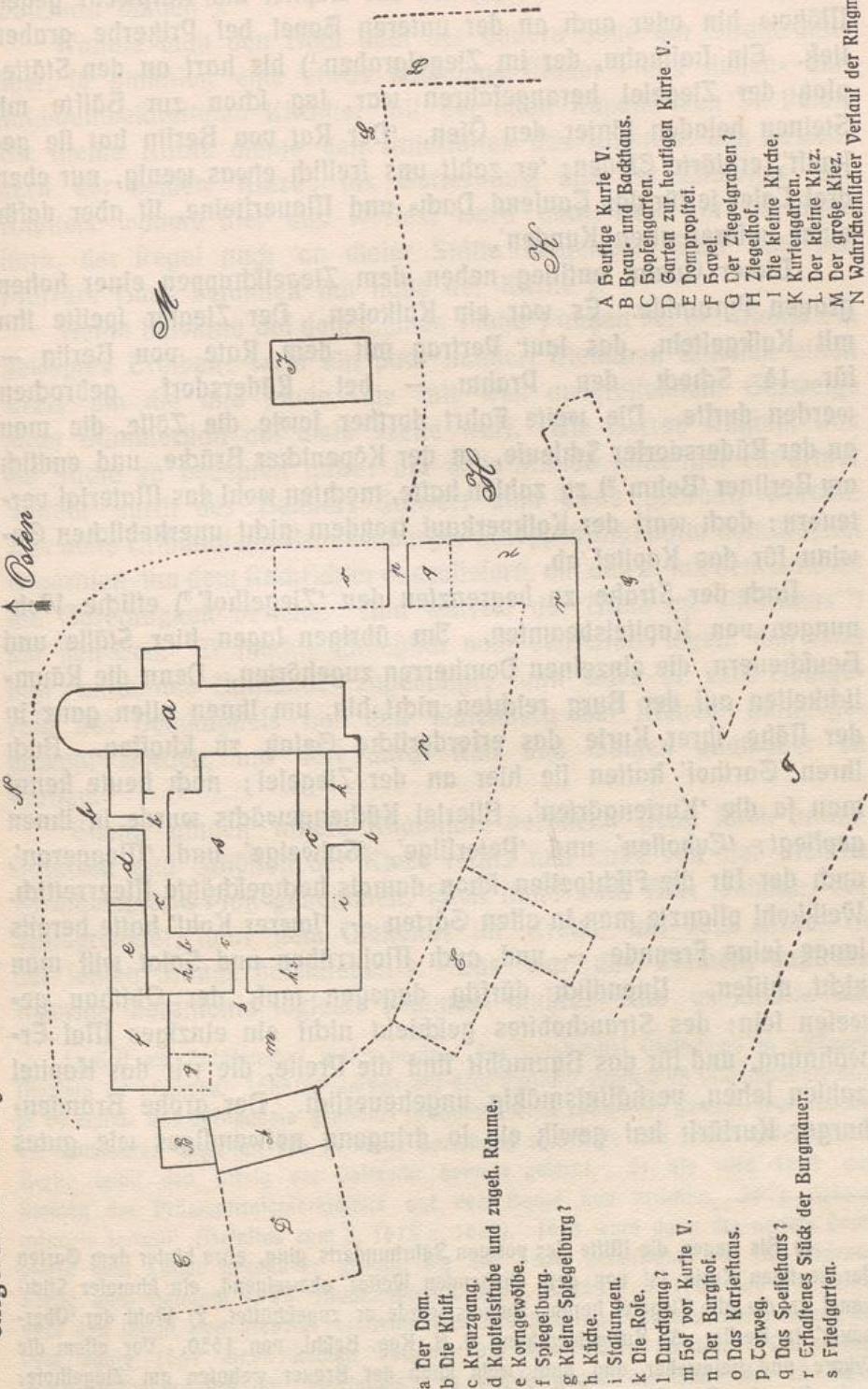
abhielten¹⁾). Indessen waltete hier auch der 'Angstmann' seines Amtes mit der Folter, wofern der Angeklagte sich aufs Leugnen legte. In einem Gewölbe des daneben liegenden Kreuzganges hielt er sein Gerät bereit: noch um 1850 hieß dieser Teil die 'Marterkammer' und bis zum Jahre 1870, wo das alte Gebäude dem neuen Schulbau der Ritterakademie weichen mußte, sah man an den Wänden allerlei Eisen — vermutlich die letzte Erinnerung an die einstige schauerliche Bestimmung dieser dumpfen Stätte.

Doch kehren wir nun zu unsren Kapitularen zurück, die wir noch immer in lebhafter Unterhaltung finden. Sie erregten sich darüber, daß durch die immer anwachsenden Ablagerkosten mancher dringende Bau, für den sie hatten sparen wollen, zurückgestellt werden müsse, und erörterten die Frage, ob nicht durch den Abbruch des alten Klosters auf dem Marienberge wenigstens billige Steine sich beschaffen ließen²⁾. 'Halt', rief endlich Herr Valentin, 'nun haben wir uns genug geärgert. Als Entschädigung, schlag' ich Euch vor, machen wir uns jetzt die Freude und teilen den residierenden Kollegen selbst die neue Kunde mit. Des Tages Hitze hat sie sicherlich an kühlen Platz gelockt: im Zerbster Keller oder im 'Schwarzen Mohren' werden wir sie treffen³⁾. Der alte Niclas⁴⁾ bei dem Mohrenwirt ist beiden recht, denn das, was Kopf und Magen strapaziert, das schäzen unsere Freunde doch am meisten.

Sie ließen sich durch den Pförtner ihre Diener herbeirufen⁵⁾ und wandten sich dann durch das Tor der Neustadt zu. Ein Bild friedlicher Abendsstimmung lag vor ihnen. Kerzengerade stieg der Rauch

nichts näheres über den Verbleib der Brandenburger Beute des Generals ergeben.
1) Es war, wie es scheint, der Versammlungsraum für den Winter, während man im Sommer in der Kapitelsitube im Kreuzgange — vielleicht auch im Kreuzgang selbst (vgl. z. B. schon 1536 (Pfarrkollationen D. A. Tit. VI Litt. A Nr. 1) in loco quo circumlitur, teutonice 'Im Crutzgangk' und im selben Jahre in ambitu ecclesiae Cathedralis) tagte. So wenigstens verstehe ich eine Angabe (Riedel cod. dipl. A VIII p. 468) aus dem Jahre 1507: actum in loco Capitulari hiemali, umso mehr als eine andere Urkunde (von 1464, bei Riedel A VIII p. 423/24) datiert wird 'oppe der borch Brandenburg in der groten gemeynen hofedornen'. 'Dornitz' ist ein heizbares Gemach, hofedornen wird also der am Burghofe belegene Versammlungsraum — die sogenannte 'Rose' gewesen sein (Pfarrkollationen 1536 finde ich zuerst: 'in stuba dicta die Rose'). 2) Mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts beginnt man dann mit seinem planmäßigen Abbruch. (Vgl. meinen Aufsatz darüber: Fahrbuch des histor. Vereins zu Brandenburg 1904). 3) In den Annalen des Dompfarrers Heinrichs (im Dompfarrarchiv) wird erzählt, daß die Kapitularen im Beginn des Jahrhunderts in perpetua compotatione et commersatione zu sein gepflegt hätten. S. 276. — Ein bekanntes Gasthaus war auch damals schon (Rechnungsbuch 1606) 'der goldene Stern'. 4) Siehe weiter unten den Nachweis über die Getränke. 5) Nach dem Kapitelsstatut von 1588 mußte jeder Domherr bei Gängen in die Stadt von einem Diener begleitet sein.

Ungedruckter Entwurf der Lage der Bauleichten auf dem Dome zu Brandenburg um 1600.



aus den fünf Öfen der Ziegelei empor, wo der Kapitelsziegler die Steine aus dem Tone formte, die das Kapitel am Karpwehr gegen Mötzow hin oder auch an der unteren Havel bei Prügerbe graben ließ. Ein Lastkahn, der im Ziegelgraben¹⁾ bis hart an den Stätteplatz der Ziegelei herangefahren war, lag schon zur Hälfte mit Steinen beladen hinter den Öfen. 'Der Rat von Berlin hat sie gekauft', erklärte Clöden; 'er zahlt uns freilich etwas wenig, nur eben drei Taler je für das Tausend Dach- und Mauersteine, ist aber dafür einer unserer alten Kunden'.

Dicker Qualm entstieg neben dem Ziegelschuppen einer hohen grauen Pyramide. Es war ein Kalkofen. Der Ziegler speiste ihn mit Kalkgestein, das laut Vertrag mit dem Rate von Berlin — für 14 Schlock den Prahm — bei Rüdersdorf gebrochen werden durfte. Die weite Fahrt dorther sowie die Zölle, die man an der Rüdersdorfer Schleuse, an der Köpenicker Brücke, und endlich am Berliner 'Bohm'²⁾ zu zahlen hatte, mochten wohl das Material verteuern; doch warf der Kalkverkauf trotzdem nicht unerheblichen Gewinn für das Kapitel ab.

Nach der Straße zu begrenzten den 'Ziegelhof'³⁾ etliche Wohnungen von Kapitelsbeamten. Im übrigen lagen hier Ställe und Heuscheuern, die einzelnen Domherren zugehörten. Denn die Räumlichkeiten auf der Burg reichten nicht hin, um ihnen allen ganz in der Nähe ihrer Kurie das erforderliche Geläß zu schaffen. Auch ihren 'Garthof' hatten sie hier an der Ziegelei; noch heute kennt man ja die 'Kuriengärten'. Allerlei Küchengewächs wurde in ihnen gepflegt: 'Cibollen' und 'Peterfilge', 'Salweige' und 'Meggeran', auch der für die Fischspeisen schon damals hochgeschätzte Meerrettich. Weißkohl pflanzte man in allen Gärten —, 'lawrer Kohl' hatte bereits lange seine Freunde — und auch Mohrrüben und Salat will man nicht missen. Unendlich dürftig dagegen muß der Obstbau gewesen sein; des Strauchobstes geschieht nicht ein einziges Mal Erwähnung, und für das Baumobst sind die Preise, die wir das Kapitel zahlen sehen, verhältnismäßig ungeheuerlich. Der große Brandenburger Kurfürst hat gewiß ein so dringend notwendiges wie gutes

1) Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ging, etwa hinter dem Garten der heutigen Kurie IV von dem fließenden Wasser abzweigend, ein schmaler Stichkanal an die alte Ziegelei heran. Damals wurde er zugeschüttet. 2) Wohl der 'Oberbaum' in Berlin. 3) Kurienbenutzung D. A. Kap. Beschl. von 1650. Vor allem die Vikare und Leinweber und auch wohl schon der Brauer wohnten am Ziegelhofe; auch die alte Dompfarre befand sich hier und ebenso das Diakonat (vgl. S. 51, Anm. 3).

Werk getan, wenn er sein Landvolk fast mit Gewalt zur Pflege der Obstzucht anhielt¹⁾.

Wandte man den Blick nach der andern Seite der Straße hinüber, so umschloß eine etwas baufällige Mauer²⁾ den linden- und pfleurbäumebeschafften Kirchhof mit der alten Kapelle von St. Peter. Die kleine Kirche diente den Untersassen des Kapitels, den Bewohnern der beiden 'Kieze', als Gotteshaus, und der Diakonus des Kapitels waltete hier des Wortes, ward auch, wenn er im Amte starb, der Regel nach an dieser Stätte beigesetzt. Sein und des Pfarrers Haus befanden sich nahe der Kirche³⁾.

Heute herrschte auf dem kleinen Platze⁴⁾ außen vor der Mauer ein bewegtes Treiben: wohl ein paar hundert Menschen schlossen einen Kreis um die alte Linde, die mit weit ausgreifendem Gezweige schon Dämmerlicht auf diese Szene warf. Die Herren wußten, was die Sache zu bedeuten hatte: um diese Stunde sollte hier ein armer Sünder durch des Henkers Schwert zum Tode gebracht werden. Das hohe Tribunal am Brandenburger Schöppenstuhl hatte dem Kapitel angeraten, ihn dem Nachrichter auszuliefern, auf daß er mit dem Schwert die Gerechtigkeit versche. Nun wartete der Arme im 'Pforthaus'⁵⁾ auf den Tod. Er mochte schließlich noch von Glück sagen, daß man ihm 'mildernde Umstände' zugebilligt; sonst wäre er zum Hochgericht des Domkapitels auf den Wasenberg bei Mötzow hinausgeschleppt worden, um dort durch Rad und Galgen qualvoller zu sterben.

Eilend gingen unsere Kapitulare vorüber. Denn schon hatten Schulzen und Schöffen der Kieze rechts und links von der kleinen Kirchhofspforte Platz genommen, schon stand auch Herr Johann, der Stiftsprediger, samt dem Diakonus im Kreise, um dem Armen in der letzten Stunde beizustehen⁶⁾. Das war das Zeichen, daß die traurige Zeremonie sogleich beginnen mußte. Und es schickte sich

1) Erst ein Jahrhundert später beginnt das Domkapitel Obstbäume in größeren Mengen zu pflanzen. 1688/89 werden auf dem Vorwerk Grabow 98 Pflaumbäume und je 60 Apfel- und Birnbäume gepflanzt (Rechnungsbuch 1688/89); damals aber standen die Domherren eben fast alle in naher Beziehung zum Hofe und hatten jedenfalls in Berlin selbst den Erfolg der Obstzucht kennen gelernt. 2) Sie wird 1603 aus Steinen des Prämonstratenklosters auf dem Berge neu errichtet. 3) 'e regione minoris templi' (Heinsius zum §. 1618 u. 1643). 1618 ward dann die neuere Dom-pfarre dem Spital gegenüber gebaut, die erst 1836 verschwand. 4) Die folgende Szene nach Heinsius S. 15 'Malitikanten Trösten', S. 223 z. §. 1603 und vor allem nach den jüngst von Stenzel veröffentlichten Brandenburger Schöppenstuhlsakten, die vom Jahre 1682 einen solchen Vorgang auf dem Dome schildern. Unter dem Pforthaus befand sich das 'Gefängnis'; es wurde gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts in das zurzeit im Neubau begriffene jetzige Haus des Domsekretärs verlegt. 6) Johann Große, Stiftspfarrer 1589–1617 und Georg Wuchelitz, Diakonus 1589–1602.

nicht, daß einer von den Hochwürdigen dem Schauspiel beiwohnte.
— Am 'Damm vor der Neustadt'¹⁾ lagen hohe Warenstapel, behütet von ihren Besitzern. Es waren Hamburger und Lüneburger Kaufleute, die auf dem Wasserwege gen Berlin wollten und nach hundertjähriger Gewohnheit ihre Waren drei Tage am Mühlendamm zum Kauf ausstellen mußten²⁾. Es war der einzige Aufenthalt, den sie zu nehmen hatten — eine besondere Begnadigung der märkischen Fürsten für die Städte Brandenburgs. Der eine lag inmitten seiner Tonnen von Heringen, Stockfischen und Schollen, ein anderer hatte Salz von Lüneburg herangeführt, wieder ein anderer bot Tuche, Barchent, grobe und feine Leinwand feil. Auch ein polnischer Kaufmann war da, der mit seinen Waren die große Landstraße von Posen über Frankfurt und Berlin nach Magdeburg reiste³⁾. Von den Krämern der beiden Städte suchten hier einige ihren Bedarf zu decken; sie feilschten gewaltig mit den Händlern und schienen sich vor allem über die Umrechnung der mannigfachen nebeneinander geltenden Münzarten nicht verständigen zu können. Auch unsere Kapitularen traten heran und fragten nach den Preisen. Der Tuch- und Leinenkaufmann vor allem gefiel ihnen wohl; man konnte billig bei ihm einkaufen, zumal gewöhnlichere Arten. Und das war wichtig. Denn das ganze Personal des Domkapitels, auch auf den Höfen außerhalb, erhielt ja die Kleidung geliefert, vom Kopfe bis zu Füßen. Das Arbeitsgewand war meistens Leinwand, mit Warp gefüttert; daneben aber hatten die Leute wohl den Sonntagsstaat auch von der Herrschaft. Hier wählte man Tuch, manchmal das Brandenburgische, gerne aber auch 'Lundisch', Leipziger und Stendaler, sicherlich im Geschmack der Zeit buntfarbig; rote Hosen zum wenigsten werden öfters erwähnt. Zum Verbrämen und Besetzen — vornehmlich wohl der Frauenkleidung — pflegte man 'Arras' zu verwenden⁴⁾. Daß dem Hofgesinde jährlich nur ein Paar neuer Stiefel — den Mägden nur Schuhe, und diese häufig auch noch 'ausgeschnitten' — zugebilligt wurde, können wir verstehen, da sie in der wärmeren Zeit doch meistens barfuß gingen; minder sympathisch wird es uns indes berühren, daß sie auch mit nur einem Hemde sich zufrieden geben mußten.

Mit dem Auftrage an den Händler, sich am nächsten Tage auf der Burg bei ihnen einzufinden, entfernten sich Pfuel und Elöden.

1) Sonst auch Mühlendamm. 2) v. Elöden, über die Stellung des Kaufmanns während des Mittelalters bef. im nordörtl. Dtschld. (Berlin 1841—43) II S. 35. 3) Heller, die Handelswege Innerdeutschlands im 16., 17. und 18. Jahrhundert (Dresden 1884, Leipziger Dissertation) S. 12. 4) Zusammengestellt aus den Erbschuldungen dieser Jahre. 'Lundisch' Tuch aus London, Arras aus der bekannten niederländischen (heute französischen) Stadt.

Der Stadtwächter am Mühlentor verbeugte sich tief: an jedem Neujahr empfingen er und seine Genossen ein festes Trinkgeld vom Kapitel, und auch sonst fiel ganz gewiß noch manchmal etwas für ihn ab. Die schmale Gasse linker Hand führte nach der neustädtischen Badistube; der heiße Augusttag schien viele Bürger hierhin zu locken; denn man drängte sich laut johlend vor dem Häuschen.

Die Herren gingen deshalb eilend weiter und bogen eben in die Münzenstraße ab, wo noch das alte Münzhaus stand, nach dem sich die Straße ihren Namen bewahrt hat. Da kamen ihnen, vom Molkenmarkt herunter, Goerke und Döberitz entgegen, die sie zu treffen ausgegangen waren. Sie waren im Gespräch mit dem Medikus der beiden Städte, Doktor Samuel Macrinus, und Herrn Caspar Haveland, dem Rektor aus der alten Stadt. Der eine versicherte den Kapitularen, daß er im Begriff stünde, ein neues und gar frommes Schauspiel von St. Augustino zu vollenden und daß es ihm besondere Freude machen würde, es in der nächsten Fastenzeit den Herren mit seinen Schülern vorzuführen. Der Arzt aber demonstrierte noch eifriger und lauter, daß ein Aufguß von Machandelbeeren gegen Pestilenz untrüglich helfe. Denn Herr Urbanus¹⁾, der vor ihm Medikus hier selbst gewesen, habe ihm als ganz gewiß erzählt, daß er vor etwa fünfundzwanzig Jahren bei der letzten argen Pest, wo in der neuen Stadt allein wohl 1400 Menschen umgekommen seien²⁾, lediglich durch dieses Mittel vielen das Leben gerettet hätte. Und da im heiligen römischen Reich der üble Gast doch wieder hier und dort umgehe, so sei es gut, ihm den Empfang schon jetzt zu rüsten. Mit der Zusage, sich den angepriesenen Machandel zu verschaffen und auf die Fastnacht auch der angebotenen Dienste zu gedenken, trennten sich die Herren endlich vom Rektor und dem Arzt. Dann wurden sie untereinander einig, daß man im Zerbster Keller in dem Herrenstüblein wohl am ruhigsten bereiten könne, was für denfürstlichen Besuch bereitet werden mußte. Nur Döberitz entschuldigte sich: er dürfe seine Eheherrin nicht im Stiche lassen, die ihm versprochen, in der Badistube daheim ein kühles Bad zu rüsten³⁾.

Am nächsten Morgen herrschte reges Treiben auf der Burg. Pfuel und Clöden hatten heute früh mobil gemacht und waren in vollem Anordnen begriffen⁴⁾. Zunächst ergingen Schreiben an die

1) Urbanus Pierius wird 1579 als Arzt der beiden Städte erwähnt, wird also die große Pest von 1577 miterlebt haben, auf die oben angewiesen wird. 2) Die Zahl 1400 nach dem neustädtischen Kirchenbuch des Jahres 1577 (i. Jahresbericht des histor. Vereins zu Br. 1894). 3) Badistuben in den Kurien werden schon im 16. Jahrhundert öfters bezeugt. 4) Statut von 1571: 'Die Fürstenlager zu bestellen, sollen die beiden Kellner verordnet sein'.

Schulzen einiger Kapitelsdörfer; sie sollten, da die Stiftsgüter selbst in diesem Jahre schon manch gutes Stück von ihrem Viehbestand geopfert hätten¹⁾, nun ihrerseits in den Gemeinden sofort einen feisten Ochsen und etliche Zehnten-Hammel auswählen und zum nächsten Tage in der Frühe schon geschlachtet auf der Burg einliefern. Gänse, Hühner und Eier wurden bei anderen Dörfchen angefordert; hätte man 'Kalkaunen'²⁾, so würden sie besonders gern gefreut. Der Jäger des Kapitels — als 'der Herren Weidmann' wird er bezeichnet³⁾ — erhielt den Auftrag, einen Hirsch zu schließen, und auch die Garnfischer, die hinter dem Spital ihr 'Garnhäuschen' hielten, sahen sich heut in Kontribution gesetzt. Die Havel war ja reich an Hechten und Brassen, an Bleien und Aalen; und schon für einen Groschen erhielt man ein ganzes Schlock der trefflichsten Krebse! Vielleicht lief auch ein Wels ins Garn oder ein Lachs; der Wels zum mindesten war gar nicht selten.

Währenddessen hatte sich Goerzke, wie er es am gestrigen Abend dem Dechanten zugesagt, mit dem Kapitels-Sekretarius aufgemacht, um auf den beiden Kiezen vor der Burg Quartiere für die Gäste und Stallungen für ihre Pferde zu bestellen. Denn drinnen in der Burg konnten doch eben nur die Herrschaften selbst mit wenig Pferden Unterkommen finden. Da nun der Lauenburger eine immerhin mäßige Begleitung mit sich führte, so reichte für diese wenigstens die Unterkunftsgelegenheit im Dombezirk hin⁴⁾, und es war nicht nötig, wie sonst häufig, auch Quartiere in den Städten aufzusuchen. Und auf den Kiezen ging die Arbeit schnell von statten, da der Sekretarius aus langer Praxis wußte, wer imstande wäre, Stall und Stube herzugeben. Auch beim Prä dikanten sprach man vor; für ihn als Geistlichen bestand zwar keine Verpflichtung, Gäste bei sich aufzunehmen. Endes, dank seines freundlichen Entgegenkommens, hatte

1) Es war auch wohl schon damals Regel, daß von den Ablagerkosten ein Drittel das Kapitel selbst, und zwei Drittel die 'Untertanen' auf seinen Dörfern übernahmen.
2) Hühner, die aus Calicut erst 1530 eingeführt waren, aber schnell beliebt wurden (Elsholz, Dieteticon, das ist Neues Tischbuch (Cölln 1682) S. 141. — Auffällig ist, wie selten man Enten antrifft, und ganz verachtet sind die Tauben. In den Städten ward, weil sie unsauber, Tauben zu halten meist verboten (Anton III S. 418) und für uns sind sie als Nahrungsmittel in der Tat nur einmal 1647 nachweisbar. Da besucht nämlich der Kronprinz von Dänemark die Burg und läßt, da er krank sei, dem Kapitel mitteilen, 'er habe sonderbarlichen Appetit nach Schmerlen, jungen Hühnern und Tauben'. (D. A. Ablagersachen.) Die Abneigung gegen Tauben war anscheinend uralt. Denn wie Behn (Kulturpflanzen und Haustiere, Berlin 1883, S. 284) nach Grimm bemerkt, galten die Tauben unsern Altvorderen als düstere, vorbedeutende, ja wohl geradezu als Trauer- und Sorgenvögel. 3) Kap. Prot. 1571; auch die einzelnen Kapitularen hielten sich — z. B. noch 1641 — ihre 'Schützen'. 4) Eine Verteilung der Quartiere siehe unter 'Ablagersachen'.

sich doch der Brauchtum herausgebildet, daß er dem Patronat die Kräften
fragen half; so war stets, wenn der Kurfürst auf der Burg verweilte,
sein Leibarzt und die Kanzlei beim Pfarrer einquartiert.

Herr Clöden aber stieg indessen in die Keller des Kapitels, um
zu mustern, was an Bier und Wein dort noch vorrätig wäre. Den
Wein zog man sich selbst am Südostabhang des Marienberges, den
noch in unseren Tagen alte Leute unter dem Namen des Domwein-
berges kennen. Hier wuchs 'blanker' wie roter Wein, und wenn das
märkische Gewächs jener Zeit sich unter den märkischen Weinen eines
guten Rufes erfreute, so galt das ganz gewiß vor allem von der
Crescenz der geistlichen Herren. Nichts sei lieblicher als der Branden-
burger Wein, ruft damals ein Lobredner der Kurmark¹⁾ aus, und
schildert uns dann, wie der Harlunger Berg, den Sonnenstrahlen aus-
gesetzt, vom Blut der Reben triebe; und mit der Güte des Weins
läßt er die Menge wetteifern. Wenn nicht die Havel wäre, meint
er im Überschwang des Lobes, so könnten die Brandenburger mit
den Stuttgatern sagen, es gebe bei ihnen mehr Wein als Wasser.
Auch Clöden fand im Keller immerhin noch einen leidlichen Bestand
an Weinen vor, obwohl man demnächst wieder herbsten wollte. Denn
in mittleren Jahren brachte der Weinmeister der Herren, der auf
dem Kiez der Altstadt seine Wohnung hatte, doch je 30—40 Ohm
an weißem und an rotem Wein ein, und wenn der Himmel den
Reben und den Trauben besonders hold gewesen war, so erntete er
wohl an die 70. Daß daneben einmal Jahre unterliefen, wo nur
5 oder 10 Ohm in den Keller kamen, ja, daß man bisweilen ganz
darauf verzichtete, das Gewächs des Berges auszupressen, lag nun
einmal am Klima unserer Gegend. Doch war man sonst auch nicht
verwöhnt. Man nahm ein gut Maß Säure in den Kauf und scheute
sich gar nicht, den selbstgewonnenen Wein beim Abendmahl zu ver-
wenden oder ihn den höchsten Gästen vorzusezzen. Wurde die Säure
zu unangenehm, so konnte man sie leicht durch Zusatz von Muskat-
blume niederkämpfen, was selbst bei besseren Weinen zu geschehen
pflegte.

Man bereitete auch — nach unserem Gefühl beinahe eine Barbarei — aus Wein, Honig und verschiedenen gestoßenen und durch ein leinenes
Säckchen gesiebten Gewürzen eine Mischung, den Klaret²⁾. Daneben
waren selbstverständlich fremde Weine auch in Brandenburg bekannt,
und das Kapitel wußte, doch nicht regelmäßig, seinen Gästen
damit aufzuwarten. Den Rheinwein zumal — 'Niersteiner' etwa,

1) Gottfried v. Warnstedt, Marchiae electoralis deumbratio Historico-Politica
(bei Küster Opuscula historiam March. illustrant. 1731) III S. 63). 2) Anton III S. 329.

der schon damals eines großen Rufes genoß — führten eine Menge Brandenburger Krämer; denn Wein gehörte zu denjenigen Artikeln, mit denen zu handeln jedermann frei stand¹⁾. Von ausländischen Weinen kannte man vor allem die spanischen, so den von Alicante: Hamburg, mit dem die Brandenburger regen Geschäftsverkehr unterhielten, vielleicht auch Antwerpen, mochte Norddeutschland damit versorgen.

Freundnachbarlich neben dem Weinkeller lagen die Räume für weniger edles Getränk. Vielleicht ein Fäßchen Met²⁾, das dem Domherrn wenigstens vor 60 Jahren noch des Mahles Freuden erhöhen durfte, seitdem freilich in der öffentlichen Gunst sehr stark gesunken war; sicherlich aber fand man hier eine stattliche Reihe von Tonnen voller Gerstensaft. Auf der Burg selbst stellte man ihn her, in dem Brauhause, das wir schon kennen lernten. In manchem Jahre schüttete der Kapitelsbrauer dort an hundert Wipfel Gerste in die Sure. Ein eigener Hopfengarten, vermutlich dicht daneben an der Havel gelegen, wo der Boden die dem Hopfen vorteilhafte moorige Beimischung besaß, wurde sorgfältig gepflegt.

Dem Brandenburger Biere rühmte man im allgemeinen nach, daß es gut bekomme; für 'müßige Leute' allerdings sollte es zu nahrhaft sein³⁾. Es enthielt viel Malz und wenig Hopfen, war nicht bitter und, wenn hinlänglich abgelagert, von lichtroter Farbe. Als gefährlich freilich galt die Brandenburger Spezialität, der 'alte Niclas', ein Gebräu, das den zu kühnen Trinker bald in Mattigkeit und Schlaf versinken ließ.

Von fremden Bieren hatte sich in Brandenburg das eine völlig eingebürgert, das leichte, angenehme Bier von Zerbst. Ihm war vor allem der mehrfach genannte 'Zerbster Keller' gewidmet; doch gab es Niederlagen des beliebten Trankes auch an vielen anderen Stellen Brandenburgs, die bekannteste bei Thomas Storbeck, einem Patrizier der Neustadt, dessen vornehmem Hause schon oft der Vorzug geworden war, fürstlichen Besuch zu herbergen. Auch auf der Burg konnte jetzt kaum noch ein festlicher Tag begangen werden, ohne

1) Elöden I S. 51. 2) Elsholtz, Gartenbau (Cölln 1666) S. 306 sagt bereits, daß 'bei unseren Leuten' von Übermaß des Metes nichts zu fürchten sei, als die ohnedies den 'Rheinischen Wein weit mehr als den Litauischen Met lieben'. Als Beweis aber dafür, daß schon um 1590 die Liebhaberei für Met in unserer Gegend schwand, führe ich nach einem Rechnungsbuch der Altstadt Brandenburg (Ratsarchiv Codex A 33) an, daß der altsächsische Rat im Rechnungsjahr 1587/88 von den drei Tonnen Met, die er für den Ratskellerauschkank gekauft hatte, nur eine Tonne hatte ablesen können. 3) Angelus, Descriptio de inclyta Brennopolii (bei Küster, II p. 51).

daz der Kellner Zerbster Bier beschaffte; es hatte dem früher beliebten, schweren Bernauer und der Mumme den Rang vollständig abgelaufen.

Hans von Clöden hatte seine Untersuchung in den Kellern des Kapitels bis zu Ende durchgeführt. 'Der Keller wenigstens', sprach er zu sich, 'kann den Besuch des Herzogs noch vertragen. Und in fünf Wochen geht das alte Rechnungsjahr zu Ende. Möchte dann das neue unserer Bruderschaft gnädig sein'.

Als er dem Keller entstieg, fand er auf dem Platze den Dechanten, der bereits vergeblich in seiner Behausung gewesen war, um mit ihm Abrede darüber zu treffen, wessen man noch für des Herzogs Ablager bedürfe. Man überschlug, daß die beiden Fäschchen Butter und die acht Schock Käse, die die Schäfer einiger Vorwerke gestern eingeliefert hatten¹⁾, hinreichen würden. Die Frau Dechantin bot aus ihrem Garten Suppenkräuter und Gemüse an, bei Peter Börnicke auf dem Kiez erhielt man sicher einiges Obst. Besondere Kostbarkeiten, Pfirsiche etwa und ungarische Pflaumen, wollte man den Gästen diesmal nicht bieten. Doch mußte man Gewürze, Zucker und Konfekt wohl oder übel bei den Krämern und dem Apotheker entnehmen. Und das war wieder eine bittere Nuß. Denn der Preis für diese Waren stellte sich in jenen Zeiten ungeheuer hoch. Die Entdeckung überseeischer Länder ließ zwar die Erzeugnisse, die man wegen der Türkengefahr auf dem alten indischen Landwege kaum noch hindurch bringen konnte, wieder sicher nach Europa gelangen; aber sowohl die beiden Staaten, die im fernen Osten und Westen ihr Banner entfaltet hatten, Portugiesen und Spanier, als auch Reeder und Großkaufleute wollten ihren reichlichen Nutzen aus dieser neu geschenkten Wohltat ziehen²⁾. Für ein Pfund Zucker, den ja nur das Zuckerrohr der Tropen brachte, galten 1520 bei uns acht Groschen etwa als fester Preis, und er wird auch hundert Jahre hindurch geduldig weiter gezahlt; noch 1622 kostet ein Pfund 'Karnarienzucker' ebenso acht Groschen. Endes auch die Produkte, die zum großen Teil schon Südeuropa nach dem Norden sandte und die die Küste damals auch in Brandenburg nicht mehr entbehren wollte, hielten ziemlich hohen Preis: Mandeln, große und kleine Rosinen, Reis, Baumöl bezahlte

1) Die Schäfer und anderen Hirten in den Vorwerken mußten Rechenschaft über den Stand ihrer Herden geben und hatten von diesen Naturallieferungen an das Stift zu leisten. Was sie an Butter und Käse über den Bedarf gewannen, machte — neben vielleicht zwei Talern jährlichem Bargehalt — ihr Einkommen aus. Zu ihrer Herde gehörte das 'Knedtlevieh', Schafe, die mit auf die Kapitelshutung gehen durften. Da mancher Knedt 20 und mehr Schafe hielt, so standen sich die Leute in dieser Beziehung nicht schlecht. 2) Man vgl. auch Ranke, Reformationsgeschichte I, 2 S. 30—32.

man etwa mit 2—4 Groschen für das Pfund, für Lorbeer, Kapern und Oliven, die gleichfalls Verwendung fanden, läßt sich der Preis nicht mehr mit eben solcher Sicherheit bestimmen. Erschreckend teuer aber sind und bleiben insbesondere Gewürze: der Pfeffer, Ingwer, Muskat, Zimt, Nelken und selbst der vielgebrauchte Safran, den doch sogar Süddeutschland baute. Sie führte am besten der Apotheker; und da der Heilmittelverschleiß für ihn noch nicht die einzige Nahrungsquelle abzugeben vermochte, so mußte er sogar den Hauptgewinn aus anderen Waren ziehen, für die er teilweis Handelsprivileg besaß. Dies war vor allen Dingen auch der Fall mit dem 'Konfekt', das niemals auf dem Tische fehlte, und das selbst fürstliche Dienerschaft und die Soldaten nicht entbehren durften. Reiche Herren, wie etwa der Söldnerführer Ernst von Mansfeld, pflegten deshalb, um stets genug Konfekt zu haben, ihren eigenen Apotheker mitzuführen¹⁾. Mandeln und Feigen, Zimt und Anis, Fenchel, Ingwer, Kämmel, Nelken und Koriander, sie alle am liebsten mit Zucker überzogen, galten als bestes Konfekt; auch 'Leckkuchen'²⁾, der Nürnberger vornehmlich, wird auf der Brandenburger Tafel gern gesehen. Die Preise freilich sind auch für diese Sachen hoch. So zahlte man für ein Pfund überzogener Feigen drei Groschen, überzogene Mandeln aber kosten sechs Groschen, Anis hiervon wieder das doppelte, überzogener Zimt endlich gar 24 Groschen auf das Pfund³⁾.

Indes was half es: die Ausgaben waren unvermeidlich, und so wurde der Vogt von den beiden Domherrn in die Stadt geschickt, um die nötigen Einkäufe zu machen und auch Meister Hans den Koch, die Aufwartefrauen und sonstiges Personal für den Ablagertag zu bestellen. Nun gab es auf einige Stunden Muße; jedoch bereits am Nachmittag gingen die ersten Lieferungen ein, teils von den Krämern in der Stadt, teils von den Bauern der nächsten Dörfer, und da Meldungen darüber schließlich immer an den Kellner erstattet werden mußten, so fand Herr Elöden fortan wenig Ruhe. Erst am Abend vermochte er ein Viertelstündchen zu erübrigen und einige Schäden in der Kathedrale zu besichtigen, die, wie der Maurer ihm vor etlichen Tagen berichtet hatte, der Ausbesserung dringend be-

1) Ich führe folgendes Rezept für überzogenes Konfekt vom Jahre 1587 an: 'Wenn du ein Confect wilt überziehen mit Zucker, so nimb ein sauber kupffern Becken, das zwei Handhaben hat, hengs in die höh an ein Strick zu beiden Handhaben, leß ein glut-Kessel mit glühenden Kolen darunter, thu das Confect in das Becken unnd machs fein warm, geuß schön geleuterten Zucker darzu und rür es oft darmit biß das Confect den Zucker an sich nimpt, so wirt es schon weiß und trucken. Also überzeugt man allerley Korn mit Zucker und allerley Gewürz, so wirt es gut und auch wolgeschmack'. Rumpolt, Ein new Kochbuch S. 179 b. 2) Entstehung von Lebkuchen. (Andrefen, deutsche Volksentymologie. 4 S. 217.) 3) Nach den Kapitelsrechnungsbüchern.

durften. Gelegenheit daher für uns, mit ihm das Innere des alten Gotteshauses zu besuchen.

Das Innenbild der alten Kathedrale sah damals vielfach anders aus als heute. Über Grabsteine schritt der Fuß hinweg: sie deckten die Ruhestätten der alten Bischöfe, Präpste und anderer Mitglieder des ehrwürdigen Kapitels, deren steinernes Bild, oft nur noch in den Umrissen erkennbar, den Wanderer grüßte¹⁾. An den Pfeilern, die rechts und links die Seitenschiffe von dem Hauptschiff scheiden, standen noch die Altäre der papistischen Zeit²⁾, die des heiligen Andreas und des heiligen Martin, des Leichnams Christi und der 10000 Ritter, des heiligen Erasmus und des heiligen Augustin und wie sie sonst noch hießen³⁾. Wenn man aber nach vorn schaute, so war der Ausblick auf den Chor beschränkt: quer vor das Hauptschiff legte sich, in seiner ganzen Breite es sperrend, das Gestühl der Domherren⁴⁾, und darüber hoch in den Lüften schwabte das Triumphkreuz des Weltenheilands, umgeben von dem weiten Bogen eines eisernen Reifens, den neu mit Lichtern zu bestücken eine feierliche Zeremonie jedes Michaelistages als des Kirchweihfestes war. Erkloß man dann die schmale Seitentreppe zu dem hohen Chor und ließ von hier das Auge nochmals rückwärts schweifen, so fiel es auf das herrliche Orgelwerk, das erst im Jahre 1571 — das Werk wohl eines Frankfurter Meisters — neu hergerichtet war. Und wandte man den Blick zum Chor, so war auch hier gar manches anders als in unseren Tagen, ohne daß das Wie sich noch in festen Zügen malen ließe. Nur daß hier seitlich eine Reihe von Altären standen, sei erwähnt⁵⁾. An einer Stelle haftete das Auge mit Sorgen: dort wo vor dem südlichen Kreuzflügel die Wendeltreppe zum Dach emporsteigt, war vor etlichen Jahren das hohe Gewölbe eingestürzt — eine Tatlichkeit, die darum besonders erwähnenswert erscheint, weil sich die Fundamentierung dieses Teils des großen Bauwerks überhaupt als ausnehmend mangelhaft erwiesen hat; denn als vor nunmehr 70 Jahren die Kathedrale einer gründlichen Wiederherstellung unterzogen wurde, da mußte eben dieser Kreuzflügel, er der einzige, von unten aus neu aufgerichtet werden.

Der Dienst des Chors gebührte insbesondere den fünf Vikaren des Stifts, die allesamt dem Domdiakonus als ihrem Inspektor unterstanden. Mehrmals am Tage hielten sie die 'Stunden' ab, noch

1) Die Grabsteine wurden erst in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei dem großen Domausbau an andere Stellen gebracht. 2) Sie sind im Jahre 1723 beschafft worden. 3) Nach dem Rechnungsbuch 1569 und Angaben der Annalen des Pfarrers Heinlius vom Jahre 1648. 4) Nach den erwähnten Angaben von Heinlius. 5) Nach Heinlius zum Jahre 1601, Rechnungsbücher 1630/31 und 1660/61.

immer wie in alter Zeit in der lateinischen Sprache. Es waren meist nicht ungelehrte Leute, sodaß, wofern sie sich bewährten, das Kapitel gern aus ihrer Mitte Pfarrer für die Dörfer seines Patronats entnahm¹⁾. Trotzdem herrschte zwischen ihnen ewiges Gezänk²⁾, so daß die Domherren sich gelegentlich veranlaßt sahen, den einen oder den anderen 'zu Kloster zu legen', wie der alte Ausdruck lautete — ihn mit Arrest zu bestrafen. Die Chorälen unterstützten die Vikare beim Gesang der Horen, jüngere Männer von vielfach geringer Herkunft, aus denen die Kapitularen wohl auch ihre Diener wählten.

Jetzt läutete die Glocke; die Stunde der Vesper war gekommen. Der jüngste der Chorschüler hatte sich schon eingefunden, um, wie die Sitzungen der Chorälen forderten, den älteren die Seiten ihrer Bücher aufzuschlagen, von denen heut gesungen werden mußte. Auch der 'Hebdomadarius', der Vikarius vom 'Wochendienst', erschien nunmehr, und ihm folgten bald die andern. Elöden trug nicht das vorgeschriebene Chorgewand; er konnte daher nicht, wie es die Residenten sonst des öfteren taten, der Feier der Horen beiwohnen. So verließ er das Gotteshaus, während oben die Orgel einsetzte und ihr gegenüber auf dem hohen Chor der präsidierende Vikar die heutige Vesper ansimmt. Jubelnd schallte der Hymnus: 'Immensi coeli conditor' — ein herrliches Abendlied — durch den heiligen Dom, der letzte Preis des Höchsten heute von geweihter Stätte, dem in der nächsten Frühe die Matutine neue Huldigung bringen sollte³⁾.

So kam denn der Tag des fürstlichen Ablagers selbst heran. Da es Donnerstag war, trafen die Residenten schon um acht Uhr in der Rose zur Kapitelsitzung zusammen, die das Statut für diese Stunde vorschrieb. Jakob von Sörtske aber fehlte und hatte sich nicht entschuldigt; er war, wie sein Diener auf Befragen meldete, in der Frühe einer dringenden Sache wegen gen Lehnin geritten. Da er also nicht den Urlaub vom Dechanten hatte, den des Kapitels Sitzung forderte, so ward er in die festgesetzte Buße einiger Scheffel Gerste verurteilt⁴⁾. — Man erledigte die wenigen Punkte schnell, die heut zur Beratung standen; war doch auch alles voller Unruhe und Haß, und nahm das Rennen der Kommenden und Gehenden auf der Burg kein Ende mehr. Am laufenden gestaltete sich das Leben in den Kurien selbst. Die Seelen der dienstbaren Geister hier schienen dem Scheuernteufel ganz rettungslos verfallen; so ungestüm fegte der Besen

1) Vgl. meinen Aufsat im Fahrbuch für märkische Kirchengeschichte II: die evang. Pfarrer der Brandenb. Stiftspfarren. 2) Vgl. die alten Gerichtsprotokolle des Kapitels (D. H.)

3) Vgl. u. a. Leges et statuta eccles. cath. Brand. v. 1600 (D. H. Tit. VI. Litt. A.).

4) Vgl. die 'Deutsche Ordnung' von 1588 u. die Statuten von 1571.

durch die Räume. Wer freilich den Zusammenhang kannte, verwunderte sich dessen nicht. Er wußte, daß die Hoffnung auf reichliche Trinkgelder in erster Linie den Eifer der Leute spornte. Denn in den Kurien wurden die vornehmen Säite des fürstlichen Gefolges untergebracht, und manch einer von ihnen ließ zwei oder mehr Taler für die Dienerschaft zurück, wenn man ihm sein Quartier nach Wunsch bereitet hatte. Glänzend nahmen sich diese Säitezimmer allerdings nicht aus. Das geringe Mobiliar, ein Bettspind, ein Tisch, gern rot oder grün gestrichen, eine Bankreihe zur Seite des Kachelofens, eine Anzahl von Schiemeln: das alles war von dem Domtischler künstlos aus den Sägeböcken gezimmert, die das Kapitel den einzelnen Herren zur Beschaffung eines gewissen Ablagerinventares eigens lieferte. Auch in der Propstei, die regelmäßig und zwar bis fast auf das letzte Zimmer den durchlauchtigen Säiten zur Verfügung stand, war die Ausstattung keine bessere. Hier hatte übrigens und zwar 'nahe dem Wasser', der Landesherr ein besonderes festes Quartier, ein 'kurfürstliches Gemach', wie es in einem Bericht von 1653 heißt. Da es in jenem Jahre als der Wiederherstellung dringend bedürftig bezeichnet wird, so stand es gewiß auch schon in alter Zeit auf diesem Platze¹⁾.

Indessen griff das rege Treiben in den Kurien auch auf die anderen Räume der Burg über. In den Küchen drüben in den Stiftsgebäuden waren schon am Vormittag die fleißigen Hände der Frauen mit Reinigung und Vorbereitung beschäftigt und je näher die Stunde des fürstlichen Einrittes kam, um so mehr spannte alles seine Kräfte an. In der 'Fürsten-Küche', an dem flachen, niedrigen Herd mit seinen verschiedenen, offenen Feuern stand Meister Hans und regierte, während er selbst die für hohen Besuch fast unvermeidlichen Pasteten fertigte, das hantierende Weibsvolk und die beiden Jungen, denen es oblag, den Bratspieß zu drehen.

Endlich erfolgte die Ankunft der Herrschaften. Etwa vierzehn Wagen, die meisten mit je vier Pferden bespannt und dazu vierzehn 'gute, starke Vorhängepferde' zählte man²⁾. Der Herzog selbst in einer stattlichen 'Kutsché', dann die Wagen seines Gefolges: der des Hofpredigers, des Medikus, die Gefährte mit dem Schneider, dem Sattler und was an Handwerkern eine fürstliche Person sonst mit sich führte, endlich auch ein Kammer- und Rüstwagen. Der Herzog begab sich in die Propstei, während auch die Herren des Gefolges die

1) Aktenstück betr. Kurienverwendung bei den Ablagern (D. A. Tit. VII), vgl. auch Dompropsteiakten. 2) Dies Verhältnis nach Angaben über ein Ablager der Herzoginmutter von Wolfenbüttel 1589 (Ablagerakten D. A. Tit. VIII, Litt. O Nr. 1).

3) Zusammenstellung nach den Ablagerakten und -Rechnungen.

ihnen zugewiesenen 'Losamente' auffsuchten. Nicht lange, und die Mahlzeit wurde angelegt — in der Propstei war sie bereitet

Hier lagen im oberen Stock die Repräsentationsräume: ein großer, langer Saal, von dem man auf einen Altan trat, und neben dem Saal die 'Ritterstube', ein geräumiges Zimmer, das als besonderen Schmuck die Bilder der hohenzollernschen Kurfürsten aufwies. Von der Ritterstube führte eine Tür in das schon oben erwähnte Fürstengemach, eine andere auf ein kleines Erkerzimmer¹⁾.

In dem großen Saale war die Tafel gerüstet. Das ungeheuerliche Raffinement, das man für solche Feste in dem reichen Westen unseres Vaterlandes kannte, war hier in Brandenburg gewiß nicht üblich. Aber trotzdem war der Tisch ganz stattlich anzusehen²⁾. Weisse, leinene Tischtücher, fast bis zur Erde herabhängend, bedeckten ihn; auch der Brauch, Mundtücher von Linnen zu benutzen — 'Servieten' hieß man sie bereits am Rhein mit fremdem Worte — war wohl schon in die Mark hinübergekommen: wollte man der guten Sitte folgen, so mußte man sie — so völlig gleich darin die alte Zeit der heutigen — 'auf mancherlei Manier und Form zusammengelegt auf jeden Teller und Brot ausbreiten'. Auf dem Tische standen die Gläser, bessere Kelchgläser für den Wein, und gewöhnliche — 'Bendekeengläser' nannte man sie bei uns — für das Bier. Zinnernes Gefäß, das der 'Kannengießer' in der Stadt gefertigt, fand sich daneben: Flaschen und Kannen, Teller und Schüsseln. Das hölzerne Gerät, das sonst noch im Hause benutzt ward, war heute verbannt. Dafür jedoch vermisste man auch den Luxus des Silbergeschirrs, sofern die Fürstlichkeiten es nicht selbst missführten, wie dies z. B. stets der Kurfürst tat, indem er sich auf Reisen von einem Silberknecht und Silberwagen begleiten ließ. Das Stift hatte früher allerdings einen eigenen kleinen Silberschatz besessen³⁾. Doch der war ihm gewiß entzogen, als 1560 ein brandenburgischer Prinz die bischöfliche Würde an sich nahm; man weiß ja, daß unter dem geldbedürftigen Joachim II. an die kurfürstliche Silberkammer oder an die Münze viel silbernes und

1) Vgl. die oben angeführten Dompropsteiakten, in denen sich ein genaues Inventar der Propsteigebäude von 1693 findet. Auch die Portraits der Kurfürsten — '12 Schildereien von den Thurfürsten dieser Linie', wie es heißt — werden erst 1693 erwähnt. Da bei einem davon die Anschaffung 1690 vermerkt wird — also bald nach dem Regierungsantritt Friedrichs III. — so scheint es aber schon länger üblich gewesen zu sein, das Bild immer des neuen Regenten in diesem Saale aufzuhängen. 2) Die folgende Schilderung nach allerlei zerstreuten Notizen und nach den allgemeinen Vorschriften bei Rumpolt, Ein newes Kochbuch (Frankfurt a. M. 1587). 3) Vgl. Riedel, Cod. dipl. A. VIII 395/96 v. J. 1421, VIII 444/45 v. J. 1480 und den Bericht von Matth. v. Jagow Einführung 1528 (D. A. Tit. III. Litt. D. Nr. 4).

goldenes Gerät hat abgeliefert werden müssen. Wenn aber die Kapitularen selbst ihr eigenes Silber hätten hergeben wollen, so würde es schwerlich weit gereicht haben; vermag doch der Domherr Kassel 1538 in seinem Testamentsentwurf nur über fünf silberne Löffel und über zwei oder drei silberne Becher zu verfügen.

Man erlaße uns, zwecklose Hypothesen aufzustellen, welche Genüsse wohl die Tafel heut geboten haben möchte; eine Brandenburger Speisekarte jener Tage ist nun einmal nicht erhalten, und aus den Angaben der Rechnungen darüber, was verbraucht worden ist, auch folgern zu wollen, wie es verbraucht wurde, des könnte sich nur jemand unterfangen, der von der unendlich knifflichen und kombinationslüsternen Kochkunst der damaligen Zeit gar keine Ahnung hat. Nur eines sei, da auch von allgemeinerem Interesse, hier hervorgehoben, daß nämlich ein vorschriftsmäßiges Mahl im Essen wie im Trinken eine starke Leistung bedeutete. Denn für ein fürstliches Bankett will der kurmainzische Leibkoch Rumpolt¹⁾ außer dem Konfekt und den Früchten, vier Sänge angerichtet wissen, jedweder Sang aber soll achterlei verschiedene Speisen bieten, die alle wiederum in je drei 'Schüsseln oder Platten' auf den Tisch gestellt sein müssen. Was das Getränk betrifft, so fordert der Genannte süße und saure, weiße und rote, starke und geringe Weine. Starke Weine gehören zu den Vorgerichten, zum Braten sind geringere Weißweine am Platze, der Käse und die Früchte aber verlangen als letzter Sang 'rote, räse und scharpfe Weine'! So schrieb der Weinkodex zwar andere Gesetze als in unseren Tagen vor, aber ausgebildet und gewissenhaft verehrt waren sie jedenfalls nicht minder. Nun hat man in unserer Mark sich die Regeln des verwöhnten Rheinländers sicher nicht zu eigen gemacht, es wäre sonst um Hab und Gut wohl schnell geschehen gewesen. Um ein gut Teil vergröbert aber werden sie auch hier gegolten haben, und in dem Punkte der Massenhaftigkeit der Speisen standen wir zweifelsohne dem Westen nicht nach. Was der Küche endlich an Feinheit fehlte, wurde möglichst durch Schärfe und Dernheit der Kost ersetzt. Schon die Tafelache, daß fast bei allen feineren Speisen der Zusatz von Safran für unentbehrlich galt²⁾, läßt die Neigung, der Nahrung einen besondes hervorstechenden Geschmack zu geben, erkennen. In den Brandenburger Registern setzt uns der

1) S. o. S. 62, Anm. 3. 2) Bei Büchich, Versuch einer Geschichte des böhmischen Handels wird S. 130 das Wort eines älteren Schriftstellers zitiert: 'Safran muß in alle Suppen und Brühen kommen und ohne Safran lassen sich keine wohl schmeckenden Erbien kochen'; er diente außerdem als Heilmittel gegen viele Krankheiten. Ebenso Sehn, Kulturpflanzen und Haustiere, S. 284: 'es gab wenig komponierte Rezepte, in deren Zusammenstellung (Safran) fehlte.'

starke Verbrauch der doch so teuern Gewürze in helles Erstaunen, die man fast wie das Salz verwendet haben muß; und die Massen von Speck und Fett, die in den Ablagerrechnungen als 'daraufgegangen' verrechnet werden, sprechen vielleicht noch deutlicher dafür, was man einem märkischen Magen zu bieten wagte.

Brandenburger Ereignisse der letzvergangenen Zeit bildeten erklälichermaßen den Hauptgesprächsstoff bei der Tafel. Die furchtbare Überschwemmung, die vor einigen Jahren die Gegend heimgesucht hatte¹⁾, — bis hoch an den Wasenberg heran waren die Wasser geflutet — der Einsturz und Wiederaufbau der Neustädter Pfarrkirche von St. Katharinen mit all dem Wunderbaren, das sich dabei zugefragt²⁾, wurden der Länge und Breite nach erzählt. Vor allem aber heftete sich das Interesse des hohen Gastes an die Person des vor acht Jahren verstorbenen Dompropstes Samuel von Bredow. Das war ein merkwürdiger Mann gewesen. Der Sohn des Liborius, war er nach des Vaters Tode schon als Kind zur propstlichen Würde erhoben, wenngleich Kurfürst Johann Georg bis zu seiner Großjährigkeit die Prähende seinen Rat von Thümen genießen ließ³⁾. Zur Possession gelangt, hatte Bredow, anders als seine Vorgänger, seinen Wohnsitz auf der Burg genommen und sich ernstlich um die Wahrung der Rechte des Stifts bemüht, überall war er zu finden gewesen, wo man dessen Ansprüche nicht gelten ließ, und selbst sein Leben hatte er da eingefetzt. Erzählte man doch, daß er einst auf der Havel von Ketziner Fischern fast erschlagen wäre, weil er ihnen, die die Rechte des Kapitels nicht beachteten, entgegen trat. Aber mehr noch als diese Vorzüge machten sich seine Schwächen geltend: seine Neigung zum Trunk, seine Unbesonnenheit, die ihn in der Stadt Brandenburg einmal in eine Lage brachte, wo allein die Schnelligkeit seines guten Pferdes ihn den Fäulsten der erregten Bürger entziehen konnte. Am schlimmsten aber war er in der Heftigkeit und Leidenschaft, und diese Eigenschaften hatten ihm schließlich auch ein frühes Ende eingetragen. Bei einer Hochzeitsfeier in Ketzür hatte es über der Tafel erregte Szenen zwischen dem Propst und einem andern Gaft, einem Hake, gegeben. Sie waren handgemein geworden, und am Ende war Bredow vor den Augen der Hochzeitsgesellschaft durch die Klinge seines Gegners gefallen⁴⁾.

So war unter lebhaften Gesprächen und nicht geringem Zuspruch zu Speis und Trank die Mitternacht beinahe herangekommen, und

1) Heinlius, 'Annalen'. 2) Schulz-Bölke, Gesch. der Katharinenkirche (Brandenburg 1901) S. 65—70. 3) D. A. Akten betr. Befragung der Dompropstei. 4) Nach den 'Annalen' des Stiftspfarrers Heinlius; Heinlius legt als Todesjahr für Bredow das Jahr 1588, wahrscheinlich richtig.

der Herzog gab das Zeichen zum Aufbruch. Der Dechant und die übrigen Herren geleiteten ihn zu seinen Gemächern, dann entfernten auch sie sich, um der Ruhe zu pflegen.

Es konnten erit wenige Stunden verstrichen sein, als Pfuel von lautem Geschrei erwachte, das von dem Burgplatz her an das Ohr des Schläfers drang. Erstireckt sprang er auf und stieß die Fensterladen zurück. Da traf ein greller Schein sein Auge. Am Hause gegenüber, im Westflügel des alten Stiftsgebäudes, brannte es lichterloh. Knechte liefen eilend hin und her, um Wasser aus dem Brunnen heranzuschleppen, während jetzt auch der Kapitelsvogt in wilder Hast heranstürzte und, als gelte es sein Leben, den Leuten entgegen schrie: 'Feurio, Feurio, die Spritze heraus!' Heulend setzte zugleich die Sturmglöcke ein und sang ihr unheimliches Lied durch die Nacht. Im Nu war alles aus den Betten, der Dechant der erste. Bald erschienen auch die übrigen Herren, den Lauenburger nicht ausgeschlossen. In den Ställen im Untergeschoß war die Brust entstanden, ein betrunkener Kutscher ward als der Schuldige bezeichnet. Schon war der Stall verloren. Und gierig fraß die Flamme weiter, leckte schon empor gegen den oberen Stock und strebte sich dort einzunisten, des Kapitels Bücherei gefährdend. Der beginnende Tag zeigte die ganze Gefahr. Um fünf Uhr morgens war selbst der Dom aufs höchste bedroht. Da endlich gelang es den todesmutigen Anstrengungen der wackeren Leute, dies Schlimmste abzuwenden. Aber bei der Bibliothek war alles weggebrannt. Hohl starrten die Gewölbe, und, was für die Zukunft noch schlimmer war, diebische Leute hatten sich die Not und den Wirrwarr zu nutze gemacht und unter dem Vorwande, sie zu retten, aus der Bücherei viele Volumina und andere wertvolle Dinge entwendet. Selbst in den Dom war das Gesindel eingedrungen und hatte an heiliger Stätte seine unheiligen Hände mit Diebstahl befleckt¹⁾.

Inzwischen rüstete, als die Macht des Feuers gebrochen war, das fürstliche Gesindel mit Eile zum Aufbruch. Der Herzog nahm schnell noch einen leichten Imbiß, die 'Frühsuppen': dann verab-

1) Heinlius (a. a. O.) beschreibt diese Feuersbrunst und läßt sie bei Gelegenheit eines Besuches des Herzogs Franz von Lauenburg im Jahre 1593 stattfinden; andere Angaben verleihen lie in den August 1596, ohne daß sich bei dem Fehlen vieler Akten gerade für die Jahre 1591 bis 1596 dies genau nachprüfen ließe. Einen regierenden Herzog Franz von Lauenburg gibt es in keinem der beiden Jahre. Franz I. war schon 1581 gestorben, Franz II. kam erst 1603 zur Regierung. Da indes auch die Prinzen des Hauses den Titel 'Herzog' führten, so wird Franz II. sehr wohl gemeint sein können.

schiedete er sich mit Dank für die gewährte Gastfreundschaft von den Kapitularen. Die höfliche Versicherung, sie würden der widerfahrenen Ehre gern gedenken auf der Zunge, und den stillen Wunsch, daß der Besuch so bald nicht wiederkehren möge, im Herzen, ließen diese den Lauenburger ziehen. Der Feuerschaden, den man erlitten, sorgte in der Tat dafür, daß man sich dieses Ablagers, wenn auch nicht gern, so doch noch lange erinnerte¹⁾.

1) Es sei zum Schluß bemerkt, daß das Domkapitel oftmals bei der Landesherrschaft den Versuch gemacht hat, Ermäßigung der überaus schweren Ablagerlast zu erlangen. Aber die ganze Einrichtung war für den Hof doch zu bequem, um solcher Bitte zu entsprechen. Man gab gelegentlich wohl eine Zusage, so 1602, wo Kurfürst Joachim Friedrich in einem Landrezeß verhieß, wenigstens die fremden Fürstlichkeiten möglichst fernzuhalten; aber Ernst ist auch mit dieser Zusicherung nicht gemacht. Zumal während des dreißigjährigen Krieges ward dem Kapitel durch Ablager derart mitgespielt, daß oft die Ausgaben die Einnahmen überstiegen; denn jeder Feldherr der hier lagernden Armee hielt sich berechtigt, gerade auf dem Dome abzusteigen. Als später König Friedrich Wilhelm I. häufig nach Brandenburg kam, um das hier liegende Bataillon vom Leibregiment zu besichtigen, ward von dem sparsamen Monarchen ebenso das Domkapitel scharf zu seiner Pflicht herangezogen; es hat manchmal an die fünfhundert Taler für Ablager aufgewandt. Erst seit etwa hundert Jahren ist der Brauch der Fürsten, auf dem Dome oder seinen beiden Dörfern sich verpflegen zu lassen, eingeschlagen; der Form nach besteht er, da niemals ausdrücklich aufgehoben, noch heute fort.



IV.

Geschichte
der
Petrikapelle zu Dom - Brandenburg a. H.



Verfasser: Oberlehrer Dr. Michaelis.

VI

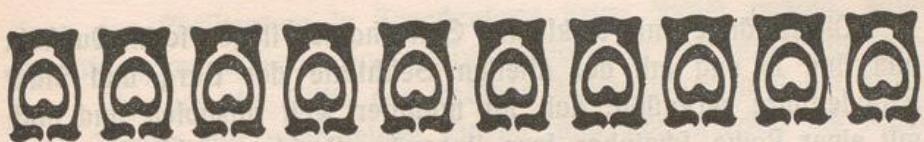
Editions

ab

Bibliothek der Gesamtschule A.G.

26

1890-1900



Ein frischer Wind weht seit einigen Jahrzehnten um die alten Backsteinbauten unserer 'Chur- und Hauptstadt' Brandenburg. Mit freudiger Begeisterung sucht man die großen und kleinen Monuments, die das Mittelalter als hehre Zeichen seiner Kunst uns hinterlassen hat, nicht nur vor dem Untergang zu schützen, sondern man ist sogar sorgfältig bemüht, da der jetzige Zustand jener ehrwürdigen Zeugen uns meist mehr von späterer Zeiten Not, von mangelndem Kunstsinn nüchtern praktischer Enkel, als vom ursprünglichen Glanz ihrer Jugend erzählt, die entstellenden Ein- und Umbauten trüberer Tage mit eingehendem Verständnis zu entfernen und das alte Bild in angemessener Schöne wiederherzustellen. Die alte Nicolaikirche ist dank verständnisvoller Erneuerung eben wieder zum Gotteshaus geworden, an St. Gotthardt wird noch gebaut, für St. Katharinen sammelt man unermüdlich, und das Altstädtische Rathaus, dessen architektonische Schönheiten durch die Untersuchungen Kolbs¹⁾ recht augenfällig geworden sind, wird hoffentlich trotz aller Schwierigkeiten doch noch einmal wieder wie vordem als ein Kleinod gotischer Baukunst vor uns stehen. Auch unsere Burg bekommt von Jahr zu Jahr ein würdigeres Aussehen. Nur ein altehrwürdiger Bau, an dem wir täglich vorübergehen, hat noch keinen Anwalt gefunden, der auf die Notwendigkeit und Pflicht hingewiesen hätte, diesem Aschenbrödel, das seit etwa 50 Jahren ein so häßliches Magdgewand tragen muß, auch einmal einen freundlichen Blick zu schenken. Vielleicht hilft meine kleine Untersuchung mit, die Aufmerksamkeit einiger Freunde von Kunst und Altertum auf die bisher wirklich zu wenig beachtete, einer Erneuerung im höchsten Grade würdige St. Peters-Kapelle vor dem Dom zu lenken.

1) S. Kolb, Das altstädtische Rathaus zu Brandenburg a. S. im 34./35. Jahresbericht d. Hist. Vereins zu Brandenburg 1904.

Die Anfänge unseres kleinen Gotteshauses liegen so im Dunkeln und sind so eng mit der ältesten Geschichte der Burg und Stadt Brandenburg verknüpft, daß ich mitunter weit ausholen und mich mit einer Reihe scheinbar fern liegender Probleme abfinden muß. Die erste bischöfliche Kathedrale, die von Otto dem Großen¹⁾ bei der Gründung des Bistums 949 erbaut worden war, wurde von den Slaven im großen Wendenaufstand des Jahres 983 so gründlich zerstört, daß die Stätte des alten Doms mehr als ein Jahrhundert wüst lag²⁾. So kommt es, daß über die Stelle, auf der der erste Dom stand, Streit herrscht. Sicherlich lag sie im festesten Punkt der deutschen Herrschaft, auf der rings vom Wasser geschützten Burg³⁾, vermutlich an der Stelle des heutigen Domes⁴⁾. Anderthalb Jahrhunder te hat

1) v. Rochow (Geschichtl. Nachr. von Brandenburg u. dessen Alterth. 1821 S. 93) läßt freilich, auf einige Nachrichten der alten brandenburgischen Geschichtsschreiber Sabinus und Garcaeus gestützt, schon von Heinrich I. die Marienkirche auf dem Havelberger Berge bauen, mit Unrecht, wie wir unten S. 71 Anm. 2 sehen werden. Beiläufig sei bemerkt, daß v. Rochow mit dem Zitat: Sabinus Leutinger de Reb. gest. March. Brd. II S. 36 eine Notiz des Sabinus meint, die von Garcaeus (nicht von Leutinger!) im Bd. II der Successiones familiar. et res gestae illustr. prae. Marchiae Brd. ab ann. 1427 ad ann. 1582 auf S. 36 erwähnt wird. Der Zufall, daß diese Schrift von Garcaeus mit Leutingers Schriften in einem Band (Scriptor. hist. March. Brdbg. vol.) von F. G. Krause 1729 zusammen herausgegeben wurde, ist an der Verwirrung schuld. 2) Nach einigen, allerdings unsicheren Nachrichten (bei dem Polen Dlugoss und bei einem Chronisten in Raumers Reg. p. 88 Nr. 60 vgl. Riedel Cod. Dipl. Brd. A. VIII 68 Anm.) soll der Dom bald nach jener Zerstörung noch als Begräbnisstätte gedient haben. Will man diesen verstreuten Notizen Glauben schenken, so muß man mit Heffter (Gesch. der Kur- und Hauptstadt Brandenburg S. 56), der offenbar aus einer Urkunde Heinrichs II. vom Jahre 1010 mehr herausliest als darin steht (Riedel a. a. O. Nr. X S. 100) annehmen, daß es Kaiser Heinrich II. gelang, dem Christentum hier wieder Eingang zu verschaffen. Von langer Dauer kann diese Wiederaufrichtung indes nicht gewesen sein, denn Bischof Wilmar und Erzbischof Widmann bezeichnen 1161 Brandenburg als usque ad nostra tempora a paganis possessa et idolorum cultura inesta (Riedel a. a. O. Nr. XV, XVI S. 104/5), und in einer Urkunde von 1170 (Gercken, Stiftshistorie Nr. XII, Riedel a. a. O. Nr. XX S. 108) heißt es: Cathedralem ecclesiam b. Petri apostoli Brandeburch longo tempore dirutam et a paganis pene annullatam deo auxiliante reedificavimus. 3) Vgl. die Worte der Stiftungsurkunde v. 949. (Riedel a. a. O. Nr. II S. 91) conferentes ecclesie dimidiā partem predice civitatis (d. h. predii nostri Brandenburg) aquilonalem et dimidiā partem insule totius septentrionalem, was Friedrich Barbarossa 1161 wörtlich bestätigt (Riedel a. a. O. Nr. XIV S. 103). 4) Es erscheint doch zum mindesten ganz natürlich, daß die neue Kathedralkirche an der einmal geweihten Stelle, wo der alte Dom gestanden hatte, erbaut wurde; wie man vermuten darf, auf seinen gewiß noch sichtbaren Fundamenten. So knüpfte dann doch die Tradition enger an die Ottonische Kirche und die Gründung des Bistums an. Sehr wunderbar wäre es dagegen, wenn man auf die Stelle des alten Domes die spätere Burgkapelle gesetzt hätte, wie Schüllmann meint (Gesch. d. Stadt Brandenburg S. 134, 164, 561); und noch viel unwahrscheinlicher ist es, daß man einen provisorischen Notbau, eine Art Interimsdom, den

dann das Christentum in Brandenburg keine Stätte gehabt, seine Bischöfe waren episcopi in partibus infidelium und kamen nie hierher. Aber um die Mitte des zwölften Jahrhunderts hält der christliche Glaube aufs neue seinen Einzug, und nun herrscht ein reger Eifer, dem Herrn ein Haus zu bauen. Können wir für die Ottonische Zeit nur eine Kirche (allenfalls daneben noch eine Burgkapelle) voraussetzen, so entstehen im zwölften Jahrhundert seit Verwandlung des heidnischen Pribislav in einen christlichen Heinrich fünf Kirchen. Von diesen ist nun meines Erachtens unsre Petrikapelle die älteste. Ihr Granitunterbau (bis 2 m Höhe erhalten) aus schönen, behauenen Quadern gefügt, zeigt überall, wo der moderne Putz abfällt, in dem Mörtel zwischen den Quadern Ritzlinien, die im Mittelalter gern zur Verdeutlichung des Quaderbaues verwendet wurden und ist von allen Sachverständigen z. B. von F. Adler, Mittelalterliche Backsteinbauwerke des Preußischen Staates I S. 11 ins zwölftes Jahrhundert gesetzt worden. Derselben Epoche¹⁾ gehört die Gründung von St. Gotthardt im damaligen Dorf Parduin, des Domes, der Nikolaikirche im damaligen Dorfe Luckenberg und der nicht mehr vorhandenen Marienkirche auf dem Harlunger Berge an²⁾. Vom Jahre 1165 ab, in welchem der Bau des neuen Domes beginnt, liegen also auf dem Dom zwei Kirchen dicht nebeneinander, der neue Dom und die Petrikapelle. Wenn nun für das Jahr 1150 als Beisetzungsstätte des letzten Wendenfürsten Pribislav und im Jahre 1159 als Ruhestätte Bischof Wiggers eine capella in castro Brandenburgensi erwähnt

Adler (i. oben) und Hefter (a. a. O.) S. 99 in unserer Petrikapelle sehen wollen, auf den Fundamenten des Doms und nicht dabei fast zur selben Zeit den neuen Dom an einer andern Stelle errichtet habe. Diese Adlersche Theorie ist von Stiehl (Zur Baugeschichte des Doms zu Brandenburg im 26./28. Jahrest. d. Hist. Ver. zu Brandenburg 1896 S. 85 längst schlagend widerlegt worden. 1) Vgl. die Urkunden des Kaisers Friedrich Barbarossa und Markgrafen Otto vom Jahre 1179, sowie des Papstes Clemens III. vom Jahre 1188 (Riedel a. a. O. S. 111, 112, 117), in denen dem Domkapitel der Besitz des Domes, der ecclesia b. Godehardi in civitate Parduwin, der ecclesia b. Nicolai in Luckenberg, und der ecclesia b. Marie in Harlungeberdi bestätigt wird. 2) In der Stiftungsurkunde des Schwanenordens gibt Friedrich II. an, Pribislav habe einen auf dem Harlunger Berge stehenden Triglavtempel in ein christliches der Mutter Gottes geweihtes Gotteshaus umgewandelt. Das wird von einigen älteren märkischen Geschichtsschreibern Jobst und Brotuff bestätigt (vgl. C. Gottschling, Beschreibung der Stadt Alt-Brandenburg 1732 S. 37), während einige andere, und nicht die Schlechteiten, Sabinus und Garcaeus, die Erbauung der Kirche, wie oben erwähnt (S. 70 Anm. 1) in die Tage der ersten Eroberung Brandenburgs durch Heinrich I. verlegen. Sie stützen sich dabei auf alte Grabschriften in der Marienkirche, die einigen fürstlichen Personen des X. und XI. Jahrh. gewidmet gewesen sein sollen, und finden bei Hefter (a. a. O. S. 74) und v. Rodow (i. o. S. 70 Anm. 1) Glauben.

wird, so wird man, um nicht drei Kirchen auf der kleinen nördlichen Hälfte der Dominsel im zwölften Jahrhundert annehmen zu müssen¹⁾, nicht umhin können, jene capella in castro²⁾ mit unserer Petrikapelle für identisch zu erklären. Damit ist dann aber erwiesen, daß unsre alte, jetzt so verlassene Kapelle das ehrwürdigste und älteste unter den jetzt noch bestehenden Gotteshäusern Brandenburgs ist. Denn,

Heffter macht diese Fürsten zu Verwandten Pribislavs und hält darauf eine Reihe von Schlüssen, I. unten S. 73, Anm. 1. Die Nachrichten des Sabinus und Garcaeus sind aber inzwischen von Pieper (29./30. Jahresh. d. Hist. Ver. zu Brandenb. 1898 S. 65) widerlegt und mit äußerster Sachlichkeit und Gründlichkeit von Rasmus (26./28. Jahresh. d. Hist. Ver. zu Brandenb. 1896 S. 66–78) behandelt worden. Nach diesen Forschungen, an denen auch Sello (Brandenb.-Preuß. Forsch. 1892 S. 188, 2) nicht unerheblichen Anteil hat, sind jene auf Holztafeln geschriebenen Grabschriften ins Reich der Erfindungen zu verweisen und können auch durch die famosen im Jahre 1522 auf Bischof Hieronymus Befehl in der Marienkirche erfolgten Ausgrabungen nicht entkräftet werden, bei denen man nach Garcaeus S. 38 ossa tam grandia fand, ut tibiae (die Schienbeine) attingerent coxendicem (das Hüftbein) hominis mediocris statuae!

1) Später, im fünfzehnten und sechzehnten Jahrh. gab es freilich, wie mir Johannes Gebauer mündlich mitteilt, noch eine dritte heilige Stätte auf dem Dom. Im Jahre 1568 ist nämlich nach einer Notiz in den Rechnungsbüchern des Domkapitels eine 'Kapelle im Friedgarten', d. h. dem vom Kreuzgang und Dom umschlossenen Redteck, wo jetzt unser Tennisplatz liegt, abgebrochen worden. Sollte das die capella in castro gewesen sein, in der Pribislav und Wigger begraben liegen? Eine solche Pietätlosigkeit gegen den hochgeehrten Bischof wird man doch den damaligen Domherren, die noch in der Tradition der katholischen Zeit standen, nicht zutrauen mögen. Vermutlich war es eine kleine Klosterkapelle, die seit der Aufhebung der Prämonstratenserregel (1507) den nunmehr weltlichen Domherrn entbehrließ war und deshalb wohl schnell ihrem Verfall entgegenging. Sie konnte, da ihr nicht so ruhmvolle Erinnerungen an hervorragende Männer der Vergangenheit Wert verliehen, lang- und klanglos zu Grabe gefragt werden. Vgl. dazu jetzt auch oben S. 43 Anm. 2.
2) Heutzutage liegt die Petrikapelle freilich nicht 'auf' der Burg, sondern 'vor' ihr. Dadurch darf man sich nicht irre führen und zu falschen Schlüssen verleiten lassen. In den ältesten Urkunden wird castrum und urbs nebeneinander in gleicher Bedeutung zur Bezeichnung des 'Domes' gebraucht vgl. Heffters Zusammenstellung (a. a. O. S. 83 Anm. und G. Sello (Heinrici de Antwerpe, can. Brdbgs. tractatus de urbe Brandenburg) im XXII. Jahresh. des Altmark. Ver. zu Salzwedel 1888 S. 24. So heißt also capella in castro damals soviel als heute 'die Kapelle auf dem Dome'. Später heißt die Petrikapelle (1237) capella de Brandeburch. (1254) c. in Br. (1312) c. Brdbgs. dyoecesis et eiusdem civitatis extra muros sita. (1314) in Brdbg. (1314, 1320, 1329) c. sita in urbe Brdbg. ante ecclesiam cathedr. Erst im Jahre 1409 heißt sie synte Peter vor der Borgh. Ist vielleicht um das Jahr 1400 die Burg befestigt worden und dadurch ihr Kreis fest gezogen worden? Zur befestigten Burg – die erhaltenen Mauerreste (vgl. den Plan oben S. 49) im Hof der Kurie III kennen weder Heffter a. a. O. S. 82 noch Bergau (Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler in der Provinz Brandenburg S. 193) – gehörte die Petrikapelle freilich nicht mehr. Im zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts bestand die Mauer noch nicht, wie aus den Verträgen zwischen Markgraf und Bischof vom Jahre 1209 und 1238 hervorgeht. (Gercken S. 407 und 450).

wenn Pribislav sich in ihr beisetzen ließ¹⁾, so war diese Kapelle, wozu auch ihre Lage durchaus paßt, seine Schloßkapelle. Zu diesem Ergebnis sind schon verschiedene Forscher gekommen²⁾. Sie führen zum Beweise dafür noch eine andere bisher von mir absichtlich übergangene Tatsache an, die wohl am schwersten für unsere Ansicht in die Wagschale fällt. Die Petrikapelle ist, als sie zum ersten Mal urkundlich erwähnt wird, markgräflicher Besitz³⁾ und geht erst 1237 (definitiv sogar erst 1254) in den Besitz des Bischofs über. Offenbar hat sie der Markgraf beim Tode Pribislavs mit der Burg zusammen geerbt. Diese enge Verbindung von Burg und Kapelle rückt, wie schon Zork (Brandenburg in der Vergangenheit und Gegenwart S. 162) bemerkt hat, in ein besonders helles Licht durch die Beobachtung, daß zur selben Zeit, in der der Markgraf die Kapelle dem Bischof übereignet, auch die Burg nicht mehr durch einen Burggrafen von ihm besetzt wird⁴⁾. Um endlich noch eine Tatsache anzuführen, die für die richtige Beurteilung der Kapelle, d. h. ihre Zugehörigkeit zur Burg vielleicht auch verwendet werden darf, sei darauf hingewiesen, daß vor der Petrikapelle, um mit Gebauer (34/35 Jahrest. d. Hist. Ver. zu Brandbg. 1904 S. 88) zu reden, die höchst dramatische Endverhandlung im Kriminalprozeßverfahren des Domkapitels und ebendort die Exekution stattfand, falls sie durch

1) Darüber kann seit Sellos Untersuchungen (vgl. d. vorige Ann.) S. 15 kein Zweifel mehr bestehen, da die Überlieferung dem Traktat Heinrichs v. Antwerpen entstammt. Auf die alten Historiker (bei Gottschling a. a. O. S. 37), mit denen (Riedel a. a. O. S. 69) und Höffter in der Marienkirche auf dem Harlunger Berge Pribislavs Ruhestätte liegen, braucht ich nach den Ausführungen auf S. 71 Ann. 2 nicht mehr einzugehen. Der Kuriosität halber sei noch erwähnt, daß sechzig Jahre nach der Zerstörung der Marienkirche der Verfasser einer Geschichte Prenzlaus (Secta Gesch. Prenzlaus I S. 197 Ann. 8) von dem noch vorhandenen Leichenstein Pribislavs in der Marienkirche spricht. — Auch die Beisetzung Wiggers in der Petrikapelle ist nach Sellos Forschungen (a. a. O. S. 31 und im XX. Jahrest. des Hist. Ver. zu Brandenb. 1888 S. 33) historisch. 2) Winter, Prämonstratenier S. 149; Riedel a. a. O. S. 29; Stiehl im 26./28. Jahrest. d. Hist. Ver. zu Brandenb. 1896 S. 85; Sello im XXII. Jahrest. des Altm. Ver. zu Salzwedel 1888. S. 25. 3) Vgl. die Urkunden der Jahre 1237 u. 1254 bei Riedel a. a. O. S. 152 und 162/63. So erklärt es sich, was vielleicht einem gewissenhaften Leser aufgefallen ist, warum in den oben S. 71 Ann. 1 angeführten Urkunden der Jahre 1179 und 1188 die Petrikirche nicht mit aufgezählt ist. 4) Über die Burggrafen von Brandenburg vgl. neben der Urkundensammlung Höffters (2./3. Jahrest. d. Hist. Ver. zu Brandenb. 1872 S. 34 ff.) besonders S. Buchholz, Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenb. II, 1. S. 64, 127 u. 128. wonach v. Rochow (a. a. O. S. 16) sie bis zum Jahre 1240, Höffter in der zweiten Auflage des Rochowschen Buches (Brandenburg 1840) bis zum Jahre 1234 regieren läßt. Soviel ich sehe, wird urkundlich der vorletzte Burggraf 1215 zum letzten mal, der letzte im folgenden Jahre 1216 zum ersten und letzten mal erwähnt. Er mag wohl bis 1230 oder 40 gelebt haben.

das Schwert vollzogen wurde¹⁾). Wenn meine Schlüsse richtig sind, so hat auch die allgemeine Überlieferung durchaus recht, welche die Petrikapelle für die älteste Kirche des Ortes erklärt (vgl. Heffter a. a. O. S. 38). Die Notiz Gottschlings (a. a. O. S. 25), daß unsre Kapelle noch vor Christi Geburt soll erbauet sein²⁾, klingt zwar sehr naiv, bewahrt aber vielleicht die richtige Erinnerung, daß diese Kapelle noch in vordeutsche Zeit, in die Tage des letzten Wendenfürsten hineinreicht. Dürfen wir nach alledem mit ziemlicher Sicherheit in der kleinen Kirche die Kapelle Pribislavs sehen, so ist vielleicht die Vermutung nicht zu kühn, daß er an der Stelle, wo er begraben zu sein wünschte, auch die heilige Taufe erhalten hat³⁾. Da es scheint sogar, als ob wir nicht nur die Kapelle kennen, in der Pribislav und Petrusa dem Evangelium lauschten, sondern auch den Priester, von dessen Lippen ihnen die Worte der Belehrung und Bekehrung erklangen. Im Jahre 1136 wird nämlich in einer Urkunde des Bischofs Ludolf von Brandenburg unter den Zeugen ein Odalricus archipresbyter de Brandenburg erwähnt⁴⁾. Wo soll man aber im Jahre 1136 sich diesen archipresbyter wirkend denken? Heffter (a. a. O. S. 67) liest aus den Worten Friedrichs II. in der Stiftungsurkunde des Schwanenordens heraus, daß Pribislav keine andere Kirche als die Marienkirche zu seiner Hofkirche habe einrichten lassen, und versetzt Odalricus auf den Marienberg. Ganz abgesehen von der willkürlichen Auslegung der Worte Friedrichs spricht gegen Heftters Kom-

1) Wie lange dieser Brauch bestand, zeigen u. a. die handschriftlichen „Annales der Stiftskirchen zu Brandenburg“ von M. Heinß (hier Pfarrer 1643–1646) unter der Überschrift ‘Malefikanten Trösten’: Im außführen zu der gesagten bancke gehet der Pfarrherr neben dem S. Diacono mit, und wenn sie (d. h.) die Malefikanten etwa sind decolliret worden, so hatt sie der Pfarrherr getröstet biß ans ende, neben dem S. Diacono, weil solches balde bey dem St. Peters Kirchhoff geschieht. (Am Rande): sicut 18. Julii 1645 factum. Da in den Akten des Domkapitels betr. die kleine St. Petrikirche vor der Burg Vol. I (Tit. VI Litt. B Nr. 4) findet sich noch in einer Petition des Jahres 1768 (– es handelt sich um eine Erweiterung des sehr engen Kirchhofes –) die Versicherung, daß durch die vorgeschlagene Maßregel der Delinquentenplatz nicht berührt werden soll. Er liegt also offenbar direkt am Kirchhof. (Vgl. übrigens hierzu Gebauers Schilderung oben S. 51. 2) Er folgt hierin der 1679 erschienenen (1727 von Gottschling mit deutscher Übersetzung neu herausgegebenen) Schrift Frommes Nomenclatura rerum quae Brandenburgi sunt, wo ein inquilinus dem nach der Petrikapelle fragenden peregrinus antwortet: Relatum mihi de hoc (fano) est, quod ante salvatoris adventum in carnem exstructum fuerit. Die Naivität dieser Legende erinnert an die stolze Inschrift des sogen. Roten Hauses in Trier: Ante Romanum Treviris stetit annis mille trecentis. 3) Ein urkundliches Zeugnis darüber, wo Pribislav überfrat, ob hier oder in Leizkau, fehlt. 4) Vgl. S. Hertel, Urkundenbuch des Klosters U. L. F. zu Magdeburg S. 7 u. 8. Bei Riedel a. a. O. S. 101 steht die Urkunde, nur fehlen die Namnen der Zeugen!

bination die Überlegung, daß die Hauskapelle Pribislavs doch bei seiner Burg und nicht auf einem eine halbe Stunde weit entfernten Berg gelegen haben wird. Dagegen nimmt der verdiente Forsther Wernicke (bei Bergau a. a. O. S. 241), wohl Schillmann (a. a. O. S. 135) folgend an, Odalricus sei Priester an der Gotthardtkirche gewesen. Indes scheint mir auch seine Vermutung unzutreffend. Sollte es, da Bischof Godehard von Hildesheim erst 1134 kanonisiert worden ist, wirklich schon zwei Jahre später in Brandenburg eine Gotthardtkirche gegeben haben¹⁾? Ist diese nicht vielmehr erst bei der Ansiedlung der Prämonstratenser 1149 entstanden? So wird es wohl die wahrscheinlichste Vermutung bleiben, daß Odalricus Hauskaplan Pribislavs, also der an der Petrikapelle wirkende erste Geistliche

1) Verwirrung stiftet hier ein Excerpt aus einer alten Chronik (Excerptum cronice Brdb. abgedruckt bei Heffter, Regeften z. Geld. Brdb. von 927–1297 im 2./3. Jahresb. d. Hist. Ver. zu Brdbg. 1872 S. 29): Hic (Pribislav) ecclesiam Brandenburgensem, diu destructam . . . reformavit et . . . ippos (Praemonstratenses) in suburbio in civitate Brandenburg in ecclesia S. Petri, que nunc sancti Godehardi dicitur, collocavit. Die zahlreichen Parallelstellen in anderen Chroniken (vgl. die verschiedenen Zweige derselben Überlieferung bei Heffter, Regeften a. a. O. S. 25–29) lassen aber das S. Petri weg und erzählen nur von einer Ansiedlung der Mönche in ecclesia Godehardi, d. h. doch wohl 'an der Stelle, wo sich nun die Gotthardtkirche erhob'. Für diese Auslegung der Worte möchte ich Antwerpen anführen (im Chronic. Brdbg.), der uns berichtet, wie die neun Mönche aus dem Prämonstratenerkloster S. Peter in Leitzkau nach Brandenburg überfielen: assumptis secum libris de Liezeka et preparamentis, calicibus, apparatu escarum et summa pecuniae ad faciendum conventum in Brandenburgk. Man sieht, sie müssen sich in Brandenburg erst eine Stätte gründen. Zugleich lehrt aber auch diese Stelle, wodurch der Irrtum des Exzertors entstanden ist, aus einer Zusammenziehung von S. Peter in Leitzkau und S. Godehardus in Brandenburg. Schillmann (a. a. O. S. 162) ist anderer Ansicht und glaubt wirklich, die Gotthardtkirche habe anfangs S. Peter geheißen und sei den Leitzkauer Mönchen 1149 eingeräumt worden. Wahrscheinlich um die Ansiedlung der Mönche in Parduin (nicht auf der Dominsel) zu erklären, vermutet er, daß Pribislav schon um 1130 seine Burg an die Deutschen abgetreten und sich nach Parduin zurückgezogen habe. Hierauf gründet er dann seine weiteren Schlüsse, daß Pribislav in Parduin das erste Gotteshaus in Brandenburg (vor 1140) erbaut, Odalricus als Pfarrer dort eingeführt habe und an diese seine neue Residenz die Prämonstratenser habe fesseln wollen. Leider ist die erste Prämisse all dieser Schlüsse falsch: Pribislav hat die Burg nicht bei seinen Lebzeiten abgetreten. Das geht daraus hervor, daß er sich in castro Brdb., nicht in Parduin beisetzen ließ und daß auch nach seinem Tode die Besatzung der Burg immer noch zur Hälfte aus Slaven bestand und nur zur Hälfte aus Deutschen. Gegen die Verfechtung des Odalricus nach Parduin spricht endlich die Unterschrift des Priesters selbst. Die Altstadt wird nämlich in den älteren Urkunden (– das bezeugt Schillmann selbst S. 171, auch Bergau S. 187. York S. 161 –) stets als Villa Parduin bezeichnet; z. B. sagt Bischof Wilmar in seiner Urkunde über die Verlegung der Prämonstratenser von St. Gotthardt auf den Dom im

war. Zu meiner Freude ist das auch die Ansicht Sellos (22. Jahress. d. Altm. Ver. zu Salzwedel 1888 S. 21) und Ottes (Geschichte der Roman. Baukunst in Deutschld. S. 633). Das Ergebnis unsrer Untersuchung ist daher, um es noch einmal kurz zu sagen: Die Petrikapelle ist die älteste Kirche Brandenburgs, an der schon 1136 ein Priester Odalricus dem letzten Wendenfürsten das Evangelium predigt.

Aus dem ganzen ersten Säculum unsrer Kapelle, in dem sie als markgräfliche Burgkapelle dient, besitzen wir keinerlei urkundliche Überlieferung. Erst als die Markgrafen sich ihres Besitzes entäußern, ist wieder von ihr die Rede. Im Jahre 1237¹⁾ nämlich wird u. a. die Kapelle an den Bischof abgetreten, der dafür, was zu bemerken ist, auf das Zehnrecht im Barnim und Teltow verzichtet. Und siebzehn Jahre später wird dem Bischof auf seine dringenden Bitten die Übereignung der Kapelle von den Markgrafen ausdrücklich bestätigt, ut cavillatoribus quibuslibet . . volentibus episcopos . . molestare, malignandi ianua reseratur, wie es in der Urkunde²⁾ heißt. Ja um ganz sicher vor solchen böswilligen Angriffen zu sein, lässt sich der Bischof diesen neuen Besitz durch einen Kardinal Peter und den Papst selbst bestätigen³⁾. Es wird sogar ein eigner Schutzherr dieses Patronatsrechtes ernannt⁴⁾. Wozu dieser Eifer? Die päpstliche Bestätigungsurkunde verrät es uns: marchiones Brandenburgen-
ses attentes, quod mense tue (d. h. des Bischofs) redditus erant nimis tenues et exiles, ius quod in cappella in Brandenburg habebant, tibi ad huiusmodi redditus augmentandos concesserunt. Die, wie man danach annehmen muss, recht bedeutenden Einkünfte der Kapelle haben dann auch die Bischöfe in dem oben angegebenen Sinn, zur Befreitung ihres Unterhaltes, so gewissenhaft benutzt, daß nach 60 Jahren die reiche Kapelle ein verfallenes Haus⁵⁾ war, in dem man keinen Gottesdienst mehr halten konnte. Man suchte nun mit Hilfe von Ablässen⁶⁾ u. ä. der kleinen Kirche (— capella antiqua heißt sie jetzt —) den alten Glanz wiederzuverleihen. Doch trotz aller Schenkungen (— und es sind von 1312

Jahre 1166: canonicos, quos Wiggerus ante castrum Brandenburg in ecclesia s. Godehardi in parrochia villa, quae dicitur Parduin, collocaverat, ego in ipsum castrum transposui (Riedel a. a. O. S. 108). Odalricus unterzeichnet sich aber als archipresbyter de Brandenburg, das ist nach damaligem Sprachgebrauch vom 'Dom', der alten urbs Brandenburg. 1) Riedel a. a. O. Nr. 67 S. 152. 2) Riedel a. a. O. Nr. 74 S. 162. 3) Riedel a. a. O. Nr. 75 u. 77 S. 162, 163. 4) Riedel a. a. O. Nr. 76 S. 163. 5) Bischof Friedrich (Riedel a. a. O. Nr. 162 S. 211) nennt sie 1314: in contumeliam dei adeo dirutam et omnino desolatam, was sich offenbar besonders auf die West-Nord- und Ostseite bezog (l. unten S. 77). 6) Riedel a. a. O. Nr. 156, 157 S. 208.

bis 1329 eine ganze Reihe urkundlich bezeugt —¹⁾ scheint die Kapelle jetzt kein so begehrenswerter Besitz mehr, und Bischof Johann, der die Schulden seines Vorgängers Friedrich geerbt hat, veräußert unter vielem andern auch unsre Kapelle an das Domkapitel, dessen Patronat sie noch heute untersteht. Von der bedrängten Lage Bischof Friedrichs zeugt noch heute der Umbau, den die Kapelle in seinen Tagen (Anfang des vierzehnten Jahrhunderts) erfuhr. Die Fachmänner weisen seiner Zeit nämlich außer den vier Eckstrebebefestigungen auf den Granitunterbau Pribislavs²⁾ aufgesetzten Mauern der West-, Nord- und Ostseite mit ihren Spitzbogenblenden zu³⁾. Die viel schöneren und reicheren Blenden der Südseite, von denen (ich folge Bergaus Beschreibung S. 271) je zwei verbundene auf einem sehr schlanken Backsteinstümpfen (dicken Rundstab von vortrefflicher Arbeit) mit attischen Basen, Würfel- oder Kelchkapitälen und Kämpfern ruhen, sowie die kleine, ebenso schlichte, wie strengschöne Pforte derselben Seite gehören dagegen einem früheren Umbau an, der etwa in der Zeit erfolgt sein muß, als die Kirche aus dem markgräflichen in den bischöflichen Besitz überging.edenfalls haben wir uns die Kirche auch nach diesem Umbau noch mit flacher Decke zu denken.

Im Besitz des Domkapitels wurde nun das kleine Gotteshaus recht eigentlich Pfarrkirche der Domgemeinde, d. h. für die Bewohner der beiden Kieze⁴⁾, von denen sie gewiß schon von jeher mitbenutzt worden war. So wurde unsre Petrikapelle im Jahre 1409 Mittelpunkt einer katholischen Bruderschaft der 'Geburen' beider Kieze unter dem Protektorat des Bischofs Henning von Bredow, gestiftet zur Ehre Gottes, seiner lieben Mutter Maria und des heiligen Petrus

1) Riedel a. a. O. S. 211–13 u. 220. Fälschlich bezieht Höffter S. 203 den Verkauf der 'Vurtsede' hierher. Die hier genannte ecclesia s. Petri (Riedel a. a. O. S. 224) ist ebenso wie in der Urkunde des Jahres 1303 (Riedel a. a. O. S. 195) der Dom.
2) Seine Maße sind im Lichten 23,50 m lang, 9,60 m breit. Grundriß und Aufriß der Kapelle siehe S. 82 Abb. 3 a u. 3 b (nach Adler a. a. O. Taf. 5, 1 u. 2). Vgl. Gurlitt, histor. Städtebilder Serie I, Heft 3 S. 20, Abb. 51, der auch wie wir die Lage des Chores in den Adlerschen Plan einzeichnet. Dem Umstand, daß das Breitenmaß der Kapelle mit dem entsprechenden des Mittelschiffs im Dom übereinstimmt, ist wohl (trotz Adler S. 10 und Höffter a. a. O.) eine besondere Bedeutung nicht beizulegen.
3) Eine genauere Betrachtung der Westseite (vgl. S. 80/81 Abb. 1 u. 2) ergibt, daß sie im vierzehnten Jahrhundert genau so gegliedert war wie die Ostseite heute noch, d. h. drei Fenster und zwei Spitzbogenblenden aufwies. Vielleicht ist bei der in späterer Zeit erfolgten Vermauerung der Westseite ein ebenso zierlich gegliedertes Fenster verloren gegangen, wie es uns an der Ostseite noch erhalten ist und hoffentlich, wenn der zerstörenden Macht des Efeus gewehrt wird, erhalten bleibt. Die Breite der vierzehn schmalen Spitzbogenblenden auf der Nordseite schwankt zwischen 0,79 und 0,93 m. Bei einigen von ihnen sieht man auf dem Fuß noch die Ritzlinien und braunen Farbspuren des ehemals aufgemalten gotischen Maßwerkes.
4) Vgl. über diese Verwendung oben S. 51.

zur ewigen Seligkeit aller, die ihr angehörten. Die 'Gilde' erfreut sich hoher Auszeichnungen: der Bischof wird beständiges Mitglied. Jedes bußfertig beichtende Mitglied der Bruderschaft hat Anteil an der geistlichen Gnade von 11000 Messen und andern guten Werken sämtlicher Prämonstratenserklöster (— es waren über 400 —). Ja für den Fall, daß der Bann über Brandenburg verhängt wurde, sollte die Bruderschaft nicht davon betroffen sein. Jedes bußfertig verstorbene Mitglied erhält vierzig Tage Ablauf¹⁾. Es ist kein Wunder, daß die Domgemeinde stolz auf diese Vorrechte war, und es ist bemerkenswert, daß sich die (natürlich in mancher Hinsicht reformierte) 'Gilde' auch nach der Reformation noch erhielt; bis ins neunzehnte Jahrhundert reichen ihre Spuren²⁾. Man hing eben hier in Brandenburg besonders zäh am Althergebrachten und trennte sich schwer von den katholischen Bräuchen³⁾. So wird durch die Reformation auch das innere Aussehen unserer Kapelle nicht wesentlich verändert worden sein, zumal da die Kirche kurz vorher, wie wir durch die Analyse des Baues vermuten müssen (— ein urkundliches Zeugnis fehlt —⁴⁾),

1) Die Urkunde liegt in der Stade des Domstuhlzen. Abdruck bei Riedel a. a. O. S. 385, erklärt bei Schillmann a. a. O. 400/1. 2) Im Gotteshausbuch zu St. Peter findet sich unter den Einnahmen das 'Wachsgeld', welches die Mitglieder der Gilde zur Beschaffung von Lichtern (entsprechend dem Statut vom Jahre 1409) jährlich entrichteten, von der 'Kleinen Gilde' (d. h. von den Bewohnern des kleinen Klezes) bis 1807, von der 'Großen Gilde' bis 1809 notiert. 3) Auch der Gottesdienst hatte hier noch lange nach der Reformation ein recht katholisches Gepräge. Nach den Heinrichschen Annalen wurde am 24. Oktober 1651 früh die hora canonica zum ersten male deutsch gesungen, und von da ab die Evangelien und Episteln am Freitag und Sonntag nicht nur lateinisch, sondern auch 'teutsch' gelesen. Vgl. dazu auch oben S. 59/60. Der Pfarrer amtierte auch im liebzeitlichen Jahrhundert noch im Messgewand, wie zahlreiche Notizen im Gotteshausbuch von St. Peter bezeugen. Das Räuchern scheint sich dagegen kaum ein Jahrhundert erhalten zu haben, nach den im Gotteshausbuch dafür verzeichneten Ausgaben. 4) Die Ablauferkunde Bischof Dietrichs vom Jahre 1521 (Riedel a. a. O. Nr. 529 S. 486) bezieht sich nicht, wie Adler (a. a. O. S. 11) meint, auf St. Peter, sondern, wie schon Bergau (S. 194) bemerkt, auf eine Ausbesserung des Doms. Eine von Hefter am unfern Ende des nordöstlichen Eckpfeilers der Kirche entdeckte und von ihm auf diesen Bau bezogene Inschrift (a. a. O. S. 100) ist jetzt durch die moderne kleine Kirchhofmauer fast ganz verdeckt. Sie ist, wie schon v. Minutoli richtig sah, mit dem Meißel eingearbeitet, ziemlich roh sogar, und macht durchaus nicht den Eindruck einer beabsichtigten Bauinschrift, wie wir sie z. B. von der Katharinenkirche und dem Mühlentorturm kennen. Zudem beruht die Lesart 1519 auf Konjectur, da nur zu lesen war 'Anno dni . . . CCCXVIII ist die Kirche gbut Christi unniuers Seligmachers.' Buchstabenform, Art der Anbringung und Ausführung sowie der Wortlauf sind nicht geeignet, die Inschrift zum Stützpunkt einer Datierung zu machen. Wenn ich mich nicht irre, ist hinter dni nur ein M aus gefallen. Natürlich meine ich nicht, daß 1319 diele Inschrift angebracht, sondern daß sie viel später eingekritzelt worden ist, aber die Erinnerung an den Bau Bischof Friederichs aufrecht erhalten wollte.

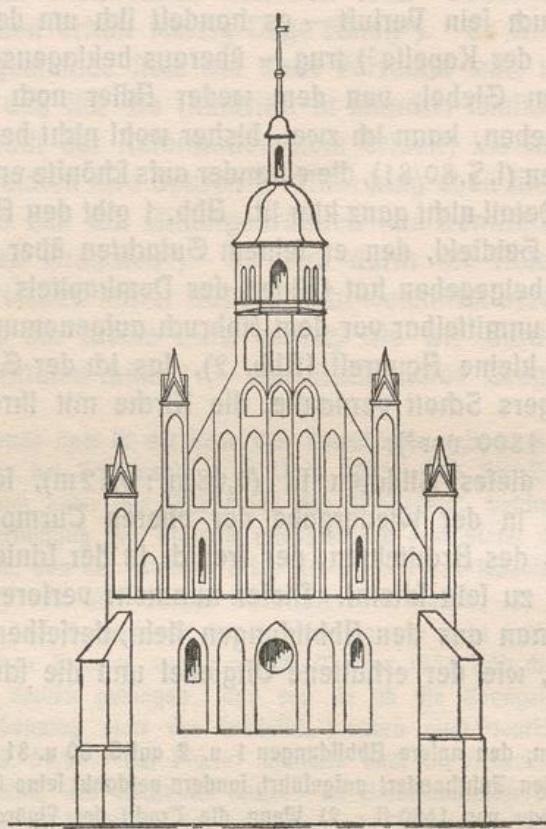
noch einmal außen und innen geradezu glänzend hergestellt worden war. Dieser Umbau vom Anfang des sechzehnten Jahrhunderts macht unser Kirchlein, das schon durch seine Geschichte Beachtung verdient, zu einem höchst interessanten Baudenkmal, das zu hegen und zu schirmen die Pflicht aller ist, die es kennen. Freilich ist ein Teil jener spätgotischen Arbeit seit 55 Jahren zerstört und zwar, wie es scheint, für immer. Zum Glück ist es nicht das wichtigste und interessanteste Stück, wenn auch sein Verlust — es handelt sich um den Westgiebel, der den Turm der Kapelle¹⁾ trug — überaus beklagenswert ist. Von dem verlorenen Siebel, von dem weder Adler noch Bergau eine Beschreibung geben, kann ich zwei, bisher wohl nicht beachtete Abbildungen vorlegen (s. S. 80/81), die einander aufs schönste ergänzen, wenn man über ein Detail nicht ganz klar ist. Abb. 1 gibt den Aufriss des Kgl. Bauinspektors Heidfeld, den er seinem Gutachten über die baufällige Kapelle 1849 beigegeben hat (Akten des Domkapitels Tit. VI Litt. B Nr. 4), ist also unmittelbar vor dem Abbruch aufgenommen. Dagegen führt uns das kleine Aquarell (Abb. 2), das ich der Güte des Herrn Oberdompredigers Schott verdanke, die Kirche mit ihrer Umgebung um das Jahr 1800 vor²⁾.

So klein dieses Bildchen ist (0,08 m : 0,12 m), so ist es doch augenscheinlich in der Wiedergabe der oberen Turmpartie genauer als der Aufriss des Architekten, der freilich in der Linienführung des Giebels treuer zu sein scheint. Dieser nunmehr verlorene Westgiebel gehörte, wie man aus den Abbildungen sieht, derselben spätgotischen Bauepoche an, wie der erhaltene Ostgiebel und die schön profilierte,

1) Der Turm, den unsere Abbildungen 1 u. 2 auf S. 80 u. 81 zeigen, ist freilich nicht im sechzehnten Jahrhundert aufgeführt, sondern verdankt seine Gestalt dem unten besprochenen Umbau von 1680 ff. 2) Wenn die Tracht der Figürchen auf unserem Bild uns schon auf die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts führt, so ist eine genaue Datierung durch ein an die Rückseite des Originals angeklebtes Verschen möglich. Es lautet: 'Oft tönt nach dumpfer Glocken Klang Der feierliche Lobgesang Vom hohen Dom melodisch hier: Allein Gott in der Höh sei Ehr! Gern leh ich dann an Schraders Seite Den Zug der Männer, Frauen, Bräute Mit inniglichem Wohlgefallen Vorüber nach dem Tempel wallen'. Mit Hilfe der Akten des Domarchivs gelang es mir, von Herrn Domsekretär Flöter freundlichst unterstützt, den in dem Gedichtchen genannten Schrader ausfindig zu machen, an dessen Seite gelehnt der Freund, der ihm sein nettes Bildchen mit so hübschen Worten überreicht, die Leute so gern vorüber zum Dom pilgern sah. Es ist der nach einjähriger Probezeit am 30. September 1796 zum secretarius Capituli bestallte cand. iur. Wilh. Val. Schrader, der während der vier Jahre seiner Brandenburger Tätigkeit (bis zum Jahre 1800) im Domsekretärhaus wohnte, das später zum jetzigen Oberdompredigerhaus ausgebaut worden ist. — Der rechts im Vordergrund des Bildchens sichtbare Stall ist offenbar der nach den Akten (Tit. VI Litt. B Nr. 4) im Jahre 1836 abgerissene 'Reisestall' der Domherren, dessen Hinterwand auf der Kirchhofsmauer ruht.

unseren allzeitigen, unvergänglichen, ewigen Frieden. Amen. Amen. Amen.

Petrikapelle zu Dom-Brandenburg a. H.



(1.) Westseite, nach einem Aufriß von Heidfeld. 1849.

abwechselnd mit grün glasierten und roten Ziegeln geschmückte Tür der Nordseite. Er wirkte aber trotz des aufsitzenden Turmes leichter und gefälliger als der trotz seiner zahlreichen und so verschiedenen geformten Blenden immerhin kompaktere und massigere Ostgiebel. Der Grund liegt wohl im Schmuck der sehr schlanken, frei emporstrebenden Fialen, deren Bekrönung ich mir nach dem Aquarell und sonstigen Analogien anders denke, als Heidfeld sie angibt, etwa wie die der Fialen auf dem leider so versteckten Hintergiebel des neustädtischen Rathauses¹⁾.



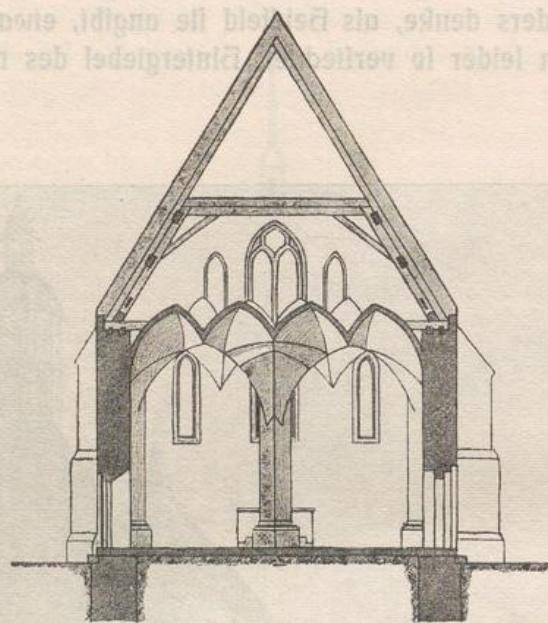
(2.) Die Petrikapelle um 1800, nach einem gleichzeitigen Aquarell.

In dem Schmerz über den Verlust dieses schönen Giebels und Türmchens kann nur der Gedanke tröstlich wirken, daß wir diesem Verlust die Erhaltung des wichtigsten Architektureiles unserer Kirche verdanken, des zwar ziemlich roh ausgeführten, doch in seiner Struktur höchst interessanten, sehr hochbusigen und scharfgratigen

1) Von den zahlreichen 'märkischen' Analogien für diese Giebel will ich nur den Weitgiebel der Nebenkapelle der Klosterkirche Lehnin (Adler a. a. O. II Bl. 60) und die Kapelle St. Spiritus in Prenzlau mit aufsitzendem Glockenturm (Adler a. a. O. Bl. 97) anführen. Einen sehr reichen Fialengiebel zeigt beispielsweise die Marienkirche in Neubrandenburg (Abb. bei Dohme, Gesch. d. deutschen Baukunst S. 261).

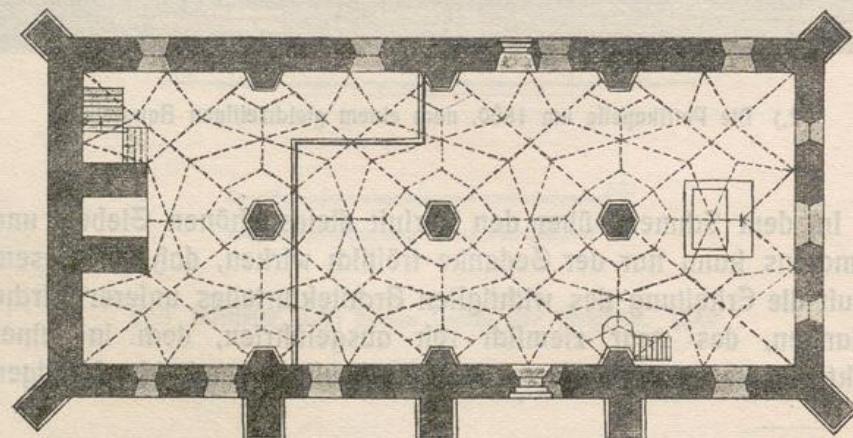
Petrikapelle zu Dom-Brandenburg a. H.

Quer-Schnitt.



(3 a.)

Grundriss.



(3 b.)

Zellennetzgewölbes aus Ziegelstein (vgl. Abb. 3a, 3b und 4), das im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts auf drei dazu aufgeführte sechseckige Mittelpfeiler und ihnen entsprechende Vorlagen an der Wand (in der Form eines halben Sechsecks) aufgelegt worden ist¹⁾. Es hat von jeher die Augen aller Besucher auf sich gelenkt, weil, wie wir unten sehen werden, solche Gewölbe nicht allzu häufig sind. Seine komplizierte Struktur ist, so sehr sie zum Beschauen und Malen reizt, sehr schwer zu beschreiben. In der oben erwähnten, im Geist des Comenius abgefaßten Frommischen Beschreibung



(4.) Inneres der Petrikapelle nach einer photographischen Aufnahme
des Herrn Bauinspektors Schierer.

Brandenburgs (nomenclatura) schildert der Einheimische dem Fremden dieses Gewölbe als artis plenum fornicatum laquear, in quo lateres excessorii ad stellarum modum figurati sunt, was Gottschling (1727) übersetzt: 'ein sehr künstliches Gewölbe, an welchem die Simse gleichsam Sternen weise zusammengefäßet sind'. So hübsch diese

1) Es ist bis jetzt, soviel mir bekannt ist, nur einmal, und zwar ziemlich düftig und an einer schwer zugänglichen Stelle (im Bär Jahrg. IX 1883 Heft 17 S. 213) abgebildet, weshalb ich mich freue, es hier nach einer vorzüglichen Aufnahme, die Herr Bauinspektor Schierer für mich herzustellen die Güte hatte, veröffentlichen zu können (Abb. 4).

Beschreibung ist, es fehlt ihr der Kernpunkt, nämlich die Andeutung, daß wir es hier mit sogenannten Zellengewölben zu tun haben. Das fällt hundert Jahre nach Gottschling Joh. Gust. Büsching auf, der in seiner 'Reise durch einige Münster und Kirchen des nördlichen Deutschlands im Spätjahr 1817' (Leipzig 1819 S. 19) den Eindruck dieser Wölbung so charakteristisch beschreibt, daß ihm alle späteren Beschreibungen mehr oder minder gefolgt sind¹⁾. So abnorm wie ihm kommt uns heute freilich das Gewölbe nicht mehr vor, man hat längst einige andere Beispiele derselben Gattung angeführt²⁾. Darin hat aber Büsching völlig recht, daß solche Zellengewölbe selten vorkommen, was auch das letzte amtliche Gutachten über unsern Bau (Heidfeld vom 19. Juni 1849 in den Akten des Domarchivs Tit. VI Litt. B Nr. 4) bestätigt, wo es heißt: 'Die Kirche ist . . . ganz besonders deshalb als Altertum merkwürdig und der ferneren Erhaltung wohl wert, weil dieselbe mit einem Kassettengewölbe überwölbt ist, welches nur sehr selten vorgefunden wird'. Um einen Überblick zu gewinnen, habe ich, da eine Spezialuntersuchung über Zellengewölbe zu fehlen scheint, es versucht, die sicher beglaubigten Analogien zu unserm Gewölbe zusammenzustellen³⁾. Das Ergebnis ist folgendes:

Mark Brandenburg.

Brandenburg a. H. Außer der Petrikapelle zeigen zwei kleine Zimmer der Burg, die alte Kapitel (frühere Gerichts-?) Stube und ihr Nebenzimmer (schmale, rechteckige Räume, die sonst hier in der Burg mit Tonnengewölben überspannt zu sein pflegen), Zellengewölbe ohne Säulen und Vorlagen oder Diensten an den Wänden. Sie sind bisher noch nicht beachtet worden.

1) 'Das ganze Gewölbe besteht aus unregelmäßig neben einander stehenden, großen und kleinen, höheren und etwas niedern Spitzgewölben, so daß das Untere so zu schildern ist, als wenn man aus Papier eine Gestalt zusammenlegt, durch allerhand Biegungen, die wie ein vierfaches Körbchen mit lauter spitzen Höhlungen aussieht. Solcher Körbchen kann man sich nun eine große Menge zusammengelegt denken. Dies wunderliche Gewölbe, dessen gleich mir noch nie vorgekommen ist und von dem ich etwas Ähnliches nie gehört, ruht . . . Es ist merkwürdig, das wunderbare Gewölbe auch von oben zu sehen. Dort sieht es aus wie ein wildbewegtes Meer, dessen Wellen auf einmal erstarren, oder wie ein Kirchhof mit vielen hohen und niedern Gräbern'. 2) Unzutreffend ist freilich der Hinweis auf St. Ursula in Köln, den Arnold (oben S. 28) bei dem Besuch Friedrich Wilhelm IV. in der Petrikapelle (1821) macht, denn das gotische Gewölbe in der sonst romanischen Kölner Kirche hat mit Zellen nichts gemein. Kallbach (Atlas zur Gesch. der deutsch. mittelalterl. Baukunst, München 1847) bildet leider nur den romanischen Teil ab und läßt die Stelle des gotischen Gewölbes frei. 3) Meine

Drehna (Drähna). Die Kapelle im Südflügel des Schlosses hat ein 'Tonnengewölbe, das in grotesker Weise zellenförmig ausgebildet ist'.

Füterbog. Die Ratsstube im zweiten Geschoß des Rathauses, in der Mitte von einer allmählich abgestuften, unten vieredigen, dann achteckigen, schließlich gewundenen Säule gestützt. Abgebildet bei Puttrich (Denkmale d. Baukunst des Mittelalt. in Sachsen. Leipzig 1844–50. II, 2 Abb. Füterbog. Taf. 10 Text S. 33.)

Kirchhain. Über dem Chor der Kirche ist ein Zellengewölbe.
Kottbus. Das Untergeschoß des Westturmes der Oberkirche hat im Innern Zellengewölbe.

Maassen. Kirche¹⁾.

Preußen.

Allenstein. Jakobikirche.

Danzig. St. Marien (nach Dohme a. a. O. S. 275, während Otte nichts von Zellengewölben erwähnt).

Marienburg. Pfarrkirche (nach Adler, bei Otte finde ich nichts Sichereres darüber).

Sachsen.

Meißen. Albrechtsburg. Nach Puttrich a. a. O. I, 2 Abb. Meißen S. 26 Abb. Taf. 18 und im Schlusstext, Leipzig 1852. S. 68 (vgl. auch Dohme a. a. O. S. 279/80) sind beinahe sämtliche Räume (Säle, Zimmer und Korridore) mit scharfgratigen, manigfach varierten Zellengewölben überdeckt. Die runden Mittelsäulen ver-

Angaben beruhen für die Mark Brandenburg meist auf Bergau, für das übrige Deutschland im wesentlichen auf Otte-Wernicke, Handbuch der kirchl. Kunst-Archäologie⁵. Daß meine Liste manche Lücke anweise wird, fühle ich selbst nur zu deutlich, doch hoffe ich, die wichtigsten Beispiele gefunden und einer Spezialuntersuchung, die natürlich nur ein Architekt anstellen kann, so gut ich es als Laie konnte, vorgearbeitet zu haben. 1) Bergau erwähnt in seinem Überblick (S. 70), Adler folgend, auch die Pfarrkirche zu Bernau und St. Nicolai in Füterbog. Auch Otte (a. a. O. II S. 441) verzeichnet für Bernau Zellengewölbe. Wenn es dort wirklich solche gibt, (— ich habe die Kirche nur flüchtig gesehen —) so muß ihr Eindruck entschieden ein ganz anderer sein als der der Petrikapelle, vielleicht deshalb, weil das Gewölbe nicht gratis erscheint, sondern dicke Rippen zeigt. Diele sind allerdings (vgl. Manger, Zeitschrift f. prakt. Baukunst 1863 Sp. 99/100) mit dem eigentlichen Gewölbe nicht organisch verbunden, sondern nur lose untergelegt. Das Zellengewölbe von St. Nicolai in Füterbog erwähnt Bergau bei der eingehenden Beschreibung der Kirche (S. 424) selbst mit keinem Wort, auch bei Otte und Puttrich (a. a. O.) finde ich nichts davon erwähnt. Sind sie vielleicht in der zweigeschossigen (Marien?)kapelle auf der Nordseite zu suchen?

gleicht Puttrich hübsch mit Palmenbäumen. Sind nicht auch die Kreuzgänge von St. Afra und die Allerheiligenkapelle der Albrechtsburg (Puttrich Tafel 3 a bezeichnet. w1) mit Zellen überwölbt?

Deutsch-Österreich.

Bechin in Böhmen. Die Klosterkirche ist eine zweischiffige Halle mit überaus reichen Zellengewölben. Von ihr und dem ebenfalls mit Zellen geschmückten Kreuzgang findet sich eine sehr gute Abbildung in Slavka, Topographie der historischen und Kunstdenkmale im Königreich Böhmen V. Bezirk Mühlhausen, Prag 1901. S. 19 und 33. (Grundriß und Aufriß S. 16, 17). Die schönsten Zellengewölbe dieser Klosteranlage, die sich in der Kapelle am Kreuzgang, in der Sakristei, besonders in ihrer Vorhalle und ihrem Erker befinden (vgl. Grundriß Fig. 18), sind leider nicht publiziert.

Březnitz. Schloßkapelle (?), ein kleiner, mit interessantem Zellengewölbe überspannter Raum. (Vgl. die eben erwähnte Topographie S. 65.)

Horaždžíjovice unweit Nepomuk. Kreuzgang, Kapitelsaal und andere Klosterräume.

Kaplice bei Rosenberg. St. Peter-Paul, eine zweischiffige Kirche. Rosenberg im Kreise Bechin. Spätgotische Hallenkirche. Überaus reiche Zellengewölbe.

Sobislau bei Tabor. Die zweischiffige Dechantenkirche St. Peter-Paul. Tabor. Chor der Dechantenkirche zur Verklärung Christi.

Im Rheinland, in Westfalen, Franken, Hessen, überhaupt in ganz Süddeutschland findet sich kein einziges Zellengewölbe.

Nach unserer Liste zu urteilen, scheint die eigentliche Heimat dieser Gewölbe Böhmen zu sein, zu dem Brandenburg übrigens auch sonst in künstlerischen Beziehungen gestanden hat¹⁾. Jedemfalls ist ihr Vorkommen örtlich sehr eng begrenzt. Die an sich schon kleine Zahl derartiger Bauten vermindert sich aber noch bedeutend, wenn man sich auf Kirchen beschränkt und von den mit Zellen überwölbten Zimmern, Sängen, Chören einmal absieht. Es stellt sich dabei heraus, daß diese Art Decken meist für kleine Räume verwendet wurde, viel seltener für große Kirchenschiffe. In der Natur dieser Gewölbe liegt es wohl auch, daß sie mit Vorliebe in zwei-

1) Z. B. ist der alte Hochaltar unferes Domes nebstden Tafeln mit der Geschichte Petri und Pauli und dem Sakramenthäuschen böhmische Arbeit (etwa von 1375). Auch das Altarbild der Petrikirche dürfte der böhmischen Schule angehören.

schiffigen Kirchen Anwendung finden. Dem kleinen, örtlichen Kreis ihres Auftretens entsprechen die engen, zeitlichen Grenzen (etwa 1470—1530), in denen man diese Kunst geübt hat. Nur in diesen paar Dezennien der spätgotischen Baukunst werden diese überaus komplizierten Ziegelgewölbe (immer in Stern- oder Netzform) hergestellt, in derselben Zeit also, in der man in den mit Haustein bauenden Ländern an jenen stalaktitenähnlichen schwelgenden Rippen und traubenanartig in den Gurten hängenden Schlusssteinen Gefallen fand, wie sie aus der Kapelle Heinrichs VII. in Westminster am bekanntesten sind. (Abb. z. B. bei Lübke Gesch. der Architektur³, Fig. 430.) In Frankreich entspricht dieser englischen in Künstelei und Spielerei schwelgenden Gotik etwa der sogenannte Flamboyant-Stil, für den Lübke (a. a. O. Fig. 412 und 413) die Kathedrale von Alby und den Lettner von S. Madeleine zu Troyes als Beispiele anführt. In Deutschland zeitigt dieser Geschmack Decken, wie die in den Seitenkapellen der oberen Pfarrkirche zu U. L. F. in Ingolstadt, die Dohme a. a. O. S. 185¹) den barocksten Exzeß der Gotik nennt. (Abb. bei Dohme Fig. 151 und besonders schön im bairischen Inventarisationswerk von v. Bezold und Riehl, die Kunstdenkmale des Königreichs Bayern I. Tafel 1, 2, 3, Text S. 16.) Solche Decken kommen in ihrem Eindruck, wie auch Lübke (a. a. O. S. 532) bemerkt, Stalaktitendecken gleich. Wenn dagegen Dohme (a. a. O. S. 185 und 279/80) die Wirkung der Zellengewölbe in der Albrechtsburg stalaktitenartig nennt, so ist das nur richtig, wenn man mit dem mißverständlichen und in diesem Fall auch nicht besonders glücklichen Ausdruck 'Stalaktiten' eine gewisse Art von maurischen Gewölbekonstruktionen bezeichnet, die wie Bienenzellen aussehen. Mit jenen maurischen Bauten haben unsre Zellengewebe indes wahrscheinlich nichts zu tun. Schon ihr Eindruck ist, wie mir scheint, ein ganz anderer: sie wirken massiver und schwerer, nicht so leicht und tändelnd wie jene. Ob sie allerdings rein technischen Rücksichten ihren Ursprung verdanken, wie man wohl annimmt, nämlich der Bequemlichkeit, die Steine an den Graten nicht verhauen zu müssen²), da die Grate meist im rechten Winkel ansetzen, das wage ich als Laie nicht zu entscheiden, doch gestehe ich, daß ich mir die Entstehung dieser Gewölbe nur aus ästhetischen, künstlerischen Absichten erklären kann. Schon der Umstand, daß der englische, spätgotische Stalaktitenstil und

1) Beiläufig möchte ich das Versehen auf S. 185 berichtigten: nicht S. Johann, sondern St. Peter in Brandenburg hat Zellengewölbe. 2) Adler a. a. O. S. 11 versichert dagegen, daß diese Art von Gewölben besonders viel Verhau mit sich bringe, wenn es auch keiner besondern Gurt- oder Rippenformsteine bedürfe.

unsre Zellengewölbe der gleichen Zeit angehören, legt meines Erachtens die Vermutung nahe, daß das Streben nach Ungewöhnlichem, nach reicherem Schmuck, nach Belebung leerer, toter Flächen¹⁾ zu diesen praktisch wenig brauchbaren Spielereien einer hochentwickelten Technik führte. Bei jedem neuen Besuch unsrer Petrikapelle fand ich Puttrids Bemerkung (a. a. O. Füterbog S. 33) bestätigt, daß die 'Form der einzelnen Abschrägungen der Wölbung ein mannigfaches Spiel von Licht und Schatten in vielfachen Nuancierungen hervorbringt'. Das lebendige Spiel der Lichter (— gewiß war früher durch bunte, vielleicht jetzt noch unter der Tünche versteckte Bemalung der Flächen der Eindruck noch wirkungsvoller —) gibt unsre Abb. 4 auf S. 83 gut wieder, obwohl die Photographie gegen Abend, kurz vor Einbruch der Dämmerung, aufgenommen wurde. Auf mich macht dieses prächtige, kunstvolle Gewölbe, das im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts entstanden sein muß, immer den Eindruck, als hätte das Domkapitel, das bis zum Jahre 1507 der Prämonstratenregel unterstand, nach seiner Verweltlichung durch diese reiche Ausstattung der Petrikapelle und die gleichzeitige Ausbesserung des Domes seinen besondern Eifer für seine Gotteshäuser recht deutlich bekunden wollen. Mit diesem Bau ist der ruhmvolle Teil der Geschichte unsrer Kapelle beendet.

Nach der Reformation diente die kleine Kirche als Gotteshaus für die Kiezbewohner weiter, doch nehmen auch die zur Burg gehörigen Familien am Gottesdienste teil. So wird im Jahr 1573 nach dem Gottshausbuch der 'Stull' erneuert, 'da die beide Herrenfräwen Inne stehen, nemlich die Pfuelsche und die Borchstorffsche'. Später erfahren wir aus den Heinrichischen Annalen ('Vom Beichtsitzen' 3), daß um 1645 die Herren von der Burg zwar in der 'Großen' Kirche beichten, aber olim in Minoris templo cum reliquis deposuere confessiones; sed uxores eorum morem illum abrogarunt (quod semper viris arrogantiores sunt), wozu von einer späteren Hand am Rande bemerkt wird: 'Hodie gehen die Domherren-Frauen in der 'Kleinen' Kirche zur Beichte'. So schwankt, wie man sieht, der Brauch für die Burgbewohner, während 'die Beichten der Leute auf den Kyzen' nie in der großen, sondern nur 'in der kleinen Kirchen gehörett werden alle Monath einmahl (später, d. h. nach 1643 alle 14 Tage) und alle Festtage'. Die Kiezbewohner werden auch stets 'in der kleinen Kirchen geträwet; Herrschaftbediente und

1) Das ist auch die Ansicht Dohmes (a. a. O. S. 185) und Ungewitters, des bekannten Verfassers eines viel gebrauchten Lehrbuchs der gotischen Konstruktionen (3. Auflage von Mohrmann, Leipzig 1890), das auch über Zellengewölbe rasch und gut belehrt.

Kirchendiener, wie auch sonst honoratiores personae werden in der großen Kirchen beym untersten Altar, zuweilen auch bey dem hohen Altar geträwet, nachdem sie es bei der Obrigkeit erhalten'. Natürlich wurde in der Petrikirche auch Predigtgottesdienst, wie man aus dem Gottshausbuch sieht, abgehalten¹⁾). Daneben wurde das kleine Kirchlein noch anderen bedrängten Gemeinden zur Mitbenutzung eingeräumt, so 1737 'der teutschen und französischen Reformierten Gemeine', als ihre Kirche (St. Johannis) umgebaut wurde²⁾), und von der Zeit der französischen Invasion ab bis 1848, also über vierzig Jahre der katholischen Gemeinde³⁾). Dabei wurde der protestantische Gottesdienst bis zum Jahre 1815 nicht unterbrochen, in dem nach der Einziehung der Diakonatsstelle der Nachmittags-gottesdienst in St. Peter aufhörte. Zur Abendmahlsfeier wurde sie indessen auch dann noch weiter benutzt. Nach einem Bericht aus dem Jahre 1841 (bei den Akten des Domkapitels a. a. O.) fand die Petrikapelle damals noch 'zur Kommunion an Wochentagen, auch sonst, wenn der Dom nicht imstande war, sowie sonst zur Vollziehung der nach alter Sitte in der Petrikirche abgehaltenen Handlungen, gottesdienstlichen Feiern und sonstigen Versammlungen' Verwendung. Am 9. November 1859 wurde sie wegen Baufälligkeit der Gewölbe gänzlich geschlossen, 1886 als Leichenhalle notdürftig hergerichtet, wozu sie auch heute wieder dient, nachdem der häßliche Verschlag, mit dem sie von 1893–1900 zur Aufnahme von Cholera-kranken eingerichtet war, entfernt worden ist.

In dieser ganzen evangelischen Zeit (– es sind über 360 Jahre –) hat unsere Kapelle nur wenige, dafür aber durchgreifende bauliche Änderungen erfahren⁴⁾). Die Erneuerungen betreffen den Turm, der, obwohl er erst 1582 mit Knauf, Stange und Kreuz geziert und vom Spitzendedecker Johann v. Lindow gedeckt war, schon 1623 wieder durch einen Sturm seines Schmuckes beraubt wurde und 1624 trotz der gerade herrschenden Teuerung wieder ausgebessert wurde (– für

1) Vgl. auch Gottschling (in seinen Zusätzen zu Frommes Nomenclatura anno 1727 S. 159 und in seiner Beschreibung der Stadt Brandenburg 1732 S. 25): 'Es wird alle Viertel-Jahr, des Donnerstages, von dem Herrn Inspectore darinnen geprediget und werden auch Leichen-Predigten und Vermahnungen darinnen gehalten'. 2) Die Petition der beiden reformierten Gemeinden ist bei den Akten im Domarchiv (Tit. VI Litt. B Nr. 4), doch fehlt dort der ergangene Bescheid. Die Genehmigung ist nach den Kirchenbüchern der französischen Gemeinde am 26. April 1737 erteilt worden. Bereits vorher, 1718, hatte diese Gemeinde um die Einräumung der Kapelle gebeten (Akt. Sekt. I Tit. VI Litt. R Nr. 9). 3) Diese hatte sogar seit 1825 eine eigene kleine Orgel in der Petrikirche stehen, obwohl nur seltsam im Jahr ein Pfarrer von Berlin hierher kam, um Gottesdienst zu halten. 4) Die kleinen Reparaturen hören dagegen nie auf.

rund 30 Tr.). Auch das Kirchendach bekam durch mehrere Reparaturen im siebzehnten Jahrhundert ein anderes Aussehen, es wurde jetzt mit glatten Steinen, statt mit Hohlziegeln gedeckt¹⁾. Einer Umgestaltung im Innern, die nach dem dreißigjährigen Kriege dringend nottat, verdankt die Kirche den jetzt noch stehenden Altar²⁾, die Kanzel³⁾, sowie den neuen Chor, der mit den Namen und Wappen der Domherren geschmückt ist⁴⁾. Vgl. Abb. 4, Grundriss Abb. 3 b. Diese im Jahre 1653/54 vorgenommene Verschönerung hatte leider nur kurzen Bestand. Schon im Jahre 1691 mußte der Orgelchor für schweres Geld erneuert werden. Wahrscheinlich hatte er durch den Neubau des Dachfuhs und Turmes im Jahr 1680 schweren Schaden genommen. Dieser Turmneubau wurde 1680 nach langen, sorgfältigen Vorbereitungen durch Berliner Maurer ausgeführt⁵⁾. Die damals in den Knauf gelegten brandenburgischen Münzen aus den Jahren 1674 – 1680, nämlich ein $\frac{2}{3}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{12}$, $\frac{1}{24}$, $\frac{1}{48}$ Talerstück, sowie ein 4, 3, 2 und 1-Pfennigstück sind im Archiv des Domkapitels noch vorhanden. Die in der Kupferbüchse dabei befindlichen Nachrichten erzählen unter Beigabe eines $\frac{2}{4}$, $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{2}$ Talerstückes aus den Jahren (1713 – 1721) von einem letzten Umbau des Daches, der Vergoldung von Fahne und Knauf im Jahr 1724. Doch auch dieser Glanz verblich, und im Jahr 1848, nachdem der Bauinspektor Heidfeld schon seit sieben Jahren

1) Diese Nachrichten entnehme ich dem Gottshausbuch, einiges findet sich auch in den Heinrichschen Annalen. 2) Den Heinrichschen Annalen verdanken wir die Nachricht, daß 1648 das Bild S. Petri, das ganz wurmstichtig war, vom Altar herabfiel, und daß 'Ein Hochwürdiges Kapitel auf Bitten M. Joh. Balzars den Altar so unten in der Stifts-Kirche unter der Herren Gestuele, da jetzt die Treppe ist, gestanden, der Kleinen Kirchen verehrte'. Das der Domkirche entnommene Altarbild wurde 1653 (laut Inschrift) mit einem neuen Holzumbau versehen und in der Petrikirche aufgestellt, deren alter Altarschrein links oben an der Wand befestigt wurde. Übrigens gelingt es mit Hilfe dieser Nachricht hier und der oben S. 89 angeführten Notiz über Trauungen in der Domkirche die Anlage der großen Steintreppe im Dom, deren Entstehungszeit bisher (Bergau S. 195) nicht aufgeklärt war, genauer zu begrenzen. Sie muß zwischen 1645 und 1653 gebaut sein. 3) Sie ist 1768 (laut Inschrift) erneuert (oder durch eine neue ersetzt?) von den 'beyden Inspektoren' Meerkat und Stein. 4) Der zierliche, kanzelarige gotische Unterbau, auf den Gurlitt (Hist. Städtebilder a. a. O. S. 26) hinweist, ohne ihn erklären zu können, hat vielleicht im sechzehnten Jahrhundert die kleine Orgel, die im siebzehnten Jahrhundert auf dem neuen Chor aufgestellt wurde, getragen. Einen besondern Orgelchor darf man im sechzehnten Jahrhundert wohl annehmen, da 1578 (nach dem Gottshausbuch) die Kirche 'mit den Chören' gereinigt wird. Seit 1777 war die kleine Orgel, die jetzt verschwunden ist, unbrauchbar. 5) Die Arbeit wird nicht so schnell beendet. Erst 1699 belegt der Turmdecker den Turm mit Blei, auch der Schieferdecker, Zimmermann und Maler, (der alles grün anstreicht), haben nach dem Gottshausbuch lange zu tun.

auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht hatte, senkte sich plötzlich der schlecht fundamentierte Turm nach Osten und drückte so auf das Gewölbe, daß es große Risse bekam und einzustürzen drohte. Ein Anschlag des Bauinspektors Heidfeld, der einen außen mit Brettern belegten Turm aus Fachwerk an Stelle des dem Untergang geweihten, ganz im Stil des alten aufführen und so das Bild der Kirche (Westgiebel mit Turm) retten wollte, fand der Kosten wegen (1500 Th. rund) keinen Beifall. Von Handwerkern wurde 1849 Siebel und Turm abgetragen und durch das häßliche schräge Dach, das für eine Scheune paßt, ersetzt (der Kostenaufwand betrug allerdings nur 300 Th.). Ein Protest des Provinzialkonservators 1853 kam zu spät, er konnte nur 1860 durch einige Reparaturen das Gewölbe vor dem Einsturz retten¹⁾. Die Fahnenstange (von 2 m Länge), die kupferne Fahne, die den heiligen Petrus mit dem Schlüssel originell darstellt und die dem Knauf entnommene Büchse tragen jetzt im Domarchiv ihr Dasein; die kleine Glocke (eine der ältesten Brandenburgs), die am Halse sehr eigentümliche alte Medaillons von der Größe eines Fünfmarkstückes mit turnierenden Rittern, Greifen, thronenden Figuren u. s. w. trägt (sie ist 0,35 m hoch, Durchmesser 0,40 m), hängt jetzt in der katholischen Dreifaltigkeitskirche hier und ruft jeden Abend um sechs Uhr zum Gebet für die Gestorbenen. Sie wurde der Gemeinde auf ihre Bitte zum Andenken an das Salzrecht in der Petrikapelle 1850 vom Domkapitel als Geschenk überwiesen. Das Chorgesühl von 1653 ist jetzt im höchsten Grade baufällig, deckt aber einen milden Schleier über das Gerümpel, das die Jahrhunderte darüber und darunter aufgehäuft haben. Leider verdeckt es zugleich zum guten Teil die Schönheit des seltenen Gewölbes. Was jetzt die Kirche entstellt, könnte mit geringen Kosten in einen Schmuck für sie verwandelt werden. Hier bietet sich eine Gelegenheit, ein gutes Werk zu tun. Ihrem Alter, ihrer Geschichte²⁾, ihrer archi-

1) Vgl. v. Quast im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Kunst- und Altertumsvereine Jahrg. IX 1861 S. 77. 2) Auf die mit der Geschichte der Kapelle eng verknüpfte wechselvolle Geschichte des kleinen Petrikirchhofes einzugehen, muß ich mir leider versagen, doch soll wenigstens der Hinweis nicht fehlen, daß die um ihn und die Kapelle gezogene Mauer zum Teil aus Mauersteinen besteht, die aus den Bauten vom Marienberg stammen. So steht im Gottshausbuch zum Jahr 1603/04: 'Der merere Teil der Mauren an St. Petri Kirchhoff dem Maurer verdingt, dazu das Erwirdige Domkapitel den Mauerstein vom Marienberg . . . gegeben hat'. Eine ähnliche Verwendung der Steine vom Marienberg bepricht Gebauer im 34./35. Jahresbericht des Hist. Ver. zu Brandenburg S. 62 und 66 nach alten Rechnungsbüchern des Domarchivs, vgl. jetzt auch oben S. 51 Anm.

tektonischen Eigenart entsprechend, sollte die Ruhestätte Pribislavs durch Sachverständige einmal gründlich untersucht und würdig wiederhergestellt werden, um ihre Bestimmung, wie sie es verdient, zu erfüllen. Dringend notwendig ist es, den von Adler (a. a. O. I S. 31) besprochenen und (I Taf. 20) abgebildeten Grabstein aus gebranntem Ton, eine vorzügliche Arbeit und nach Adler das einzige wohlerhaltene Denkmal dieser Art in Brandenburg, vor dem Zertreten zu schützen.

Zu einer solchen würdigen Erneuerung des alten Baues, wie ich sie mir wünsche, ist aber jetzt die schönste Gelegenheit, wenn wir mit Prometheus empfinden (Goethe, Pandora):

Was kündest du für Feste mir? Sie lieb ich nicht.
Des echten Mannes wahre Feier ist die Tat!



V.

Schüleraufführungen
am Ritterkollegium zu Brandenburg a. H.

(1707 – 1774.)



Verfasser: Oberlehrer Dr. Wachler.

Wiederholung der Verteilung. Mit den tatsächlichen Ergebnissen
der Wahlen ist die Verteilung nicht unbedingt vergleichbar.
Die Wählerstimmen sind in der Regel höher als die Wählerstimmen
der Abgeordneten und so ist die Wahlverteilung leicht verzerrt.
Zusätzlich kann die Wahlergebnisse durch die Wahlverteilung beeinflusst
werden. Dies ist vorwiegend dann der Fall, wenn Wählerstimmen
auf verschiedene Kandidaten verteilt sind (Verteilung der Wählerstimmen
auf mehrere Kandidaten). Viele Wählerstimmen gehen auf einen Kandidaten
zu, der nicht gewählt werden kann (z.B. bei einer Wahlergebnisverteilung, die nur
die Wahlergebnisse der Gewählten Kandidaten berücksichtigt).

Schließungsergebnis

zu Ritterknecht in Brandenburg a. d.

GOTT-1930

1930

ausgabe von 1930



Komödienspielen soll man um der Knaben in der Schule willen nicht wehren, sondern gestatten und zulassen': dieser Grundsatz des großen Reformators Dr. Martin Luther ist auch von den Brandenburger Domherrn des 16. Jahrhunderts beherzigt worden. An manchem Fastnachtsabend durften die Schulmeister der alten oder neuen Stadt vor ihnen die comedie agiren; bald war es ein Lustspiel vom heidnischen Dichter Terentius, bald ein erbaulicheres neulateinisches Stück vom Daniel oder vom frommen Thobia¹⁾. Die hochwürdigen Herrn sahen auch nicht scheel, wenn der Durst des 'actoris und der Personen' den Fässern der Kapitelsbrauerei gefährlich ward, vielmehr ermunterten sie den Schulmeister und seine jungen Komödianten gern durch ein stattliches 'Dranggeld' zu neuen schauspielerischen Leistungen.

Die Nachfahren jener Domherrn, die Stifter der Ritterschule, zögerten nicht, dem guten Beispiel zu folgen. Doch was für jene Vergnügen gewesen, wurde für diese zur Pflicht. 'Damit so wohl das Dom-Capitul, als die Eltern von denen alhier studirenden von Zeit zu Zeit ein Gezeugnis ihres Aufnahmens in Wissenschaften' hätten, verordneten sie schon in der ersten Intimation vom Jahre 1706, daß zweimal jährlich 'an denen bey hiesigen Stift gewöhnlichen General-Capituln, als Michaelis und Judica, so wohl durch öffentliche Actus und Exercitia Gymnastica, als auch durch ein besonderes öffentliches Examen die studirenden ihre profectus documentieren sollten'. So trat die Einrichtung 1707 ins Leben.

Die Abfassung des Aktus gehörte zu den Pflichten des Direktors, infofern dieser stets die oratorie, d. h. den deutschen Unterricht auf

1) Vgl. die Übersicht im ersten Anhang zu diesem Aufsage.

der Oberstufe, zu leiten hatte¹⁾). Daß Direktor Nelecken keinen Aktus verfaßt hat, liegt daran, daß er während seiner kurzen Amtsführung (1720/22) 'die oratorie mit allem, was davon dependiret' dem Prorektor Wezel übertragen hatte. Diesen fordert er also am 29. August 1721 in einem verdächtig höflichen Schreiben²⁾ auf, 'sich auf den Actum gefaßt zu machen', mit dem begütigenden Zusatz, daß er dem Kapitel 'schon längst vorgestellet, wie es billig sei, daß man dem Actori pro studio et labore ein recompens reidie'. Zehn Taler werden dem unglücklichen Wezel in lockende Aussicht gestellt; aber welche Fülle von Arbeit harrte dafür seiner!

Man darf nämlich aus den erhaltenen Szenarien³⁾, die von Auftritt zu Auftritt forschreitend in knappen Worten den Gang der Handlung darstellen, nicht den Schluß ziehen, daß die Stücke nach vorhergehender Übung von den Schülern einfach extemporiert worden seien⁴⁾. Wird doch Öhlischlägers Versicherung⁵⁾, daß 'die Ausarbeitungen noch alle vorhanden' seien und druckfertig auf der Bibliothek lägen, durch gelegentliche Notizen im Tagebuch bestätigt. So mußte also der arme Aktor die ganze Vorstellung wörtlich ausarbeiten. Freilich zog man gern die Schüler zur Mitarbeit heran. Einzelreden, ob sie nun in den Gang der Handlung eingeflochten sind oder nicht, sind nach Ausweis der Szenarien sehr häufig von dem vortragenden Schüler 'proprio Marte elaboriret'. Uhl und Miller gingen noch weiter, indem sie 1711/12 nach Fertigstellung des Ganges der Handlung die Ausarbeitung der Rollen den älteren Schülern übertrugen⁶⁾, wobei sie sich Durchsicht und Prüfung der Entwürfe natürlich vorbehielten. Ihrem Beispiel werden spätere Rektoren stillschweigend gefolgt sein. Die poetischen Texte der eingelegten Kantaten entstammen stets der Feder des Aktors. Ihre Komposition übernahm der Musiker, der die 'Musik-Information' auf der Ritterschule versah. So durfte bei dem ersten Aktus der Organist von St. Gotthardt, Wolfgang Gabriel Haak, 'seine in der musikalischen Composition vertraute Willenschafft nützlich employren'.⁷⁾

1) Wezel an das Kapitel 28. September 1720 (Domarchiv VI R 10) 'die Oratorie und Spezial-Historie, welche jederzeit die rectores tractiren müssen'. 2) Domarchiv VI R 2. 3) Ein Muster ist im zweiten Anhang abgedruckt; der dritte gibt die Titel der erhaltenen Szenarien in zeitlicher Ordnung. 4) Diese Folgerung zieht E. Weller ('Die Leistungen der Jesuiten auf dem Gebiet der dramatischen Kunst' im 25. und 26. Band des Serapeums) aus den gleichartigen Szenarien für die Jesuitendramen. 5) In der Vorrede zum Aktus 'von den Kennzeichen starker Seifter' (1746). 6) Progr. 1712: . . . secundum tenorem rerum gestarum provectiones scholae nostrae equestris suo Marte pro virili parte elaboraverunt, ceteris elaborata sunt. Ähnlich Miller im Progr. 1711. 7) Dom-Archiv IV R 10, Schreiben vom 4. Mai 1716.

Bei der Wahl und Gestaltung des Stoffes hieß es sorgsam achtgeben, daß kein Schüler durch Zurücksetzung gekränkt wurde. Stand die Frequenz hoch, so war es nicht leicht, den Grundsatz durchzuführen, daß jeder Zögling auf der Bühne auftreten und sich in möglichst glänzender Rolle präsentieren solle. Dann teilte man wohl eine Hauptrolle unter zwei Darsteller, wie 1737 der Antonius im zweiten Akt von einem andern Zögling gespielt wird als im ersten; oder man half sich durch ein paar Massenzenen: im römischen Senat oder im deutschen Reichstag konnte man zur Not alle Zöglinge in prunkenden Kostümen unterbringen. Schlimmer und häufiger war der Mangel an Darstellern. Oft genug mußte ein Zögling mehrere Rollen übernehmen, und selbst dies Mittel versagte bisweilen, besonders in der bösen Zeit gegen Ende der zwanziger Jahre, als trotz der bekannten Kabinettsordre Friedrich Wilhelms I.¹⁾ die Frequenz so gesunken war, daß die Aufhebung der Anstalt ernstlich erwogen wurde. Mit tiefem Schmerz schreibt damals Öhlischläger, der schreibseligste aller Rektoren, in das Tagebuch: 'In diesem Jahre (1729) hat der Direktor keinen Aktum halten können, weil die Zahl derer Scholaren auff 4 herunter gewesen ist'.

Lag endlich der Aktus fertig vor, so mußte der Rektor 'die dazu destinierte Reden accurat durdinehmen, auch die jungen oratores vorher etliche mal hören, damit so viel als möglich alles Ungeschick, sowie in der Sache selbst, als bey den Personen, verhindert werde'²⁾. Das kostete viel Zeit und Mühe; und wenn wir hören, daß schon bei den Vorbereitungen zu einem einfachen Ball 'die Edelleute . . . den appetit verliehren, in denen vorangehende Stunden etwas zu studieren'²⁾, was auch wol heutzutage noch vorkommen soll, so läßt sich ermessen, wie Theaterproben und Kostümsorgen auf die jungen Gemüter wirken mußten. Besonders empfindlich wurde der Unterricht gestört, wenn unmittelbar nach den Hundstagsferien die Vorbereitungen für den Michaelisaktus begannen. 'Wiewol ich ungerne sehe', klagt Nesecken resigniert in jenem August-Brief an Wezel, 'daß der Actus inn diese Zeit des Jahres angestellen wird, da die

1) 'Gleich wie Seine Königl. Majst. in Preußen, Unser allergnädigster Herr die auf dem Dohm zu Brandenburg befindliche Ritter Schule bisher jederzeit zu soutiniren undt in einem florisanten Zustand zu setzen gesuchet, zu dem Ende Sie dann auch jüngsthin allergnädigst verfüget, daß in der Saldischen Schule zu Alt-Brandenburg in zukunft keine junge Edel Leute angenommen, sondern die dort bereits vorhandene längstens binnen 8 tagen dimittiret und noch bemelter Ritterschule verwiesen werden solten' u. s. w. (Dom-Archipiv VI R 1). 2) So Dr. Wolff, der nach Uhr zum Rektor ausersehen war, in einem Schreiben an Fr. v. Görne, das dieser einem Brief an einen 'Herrn Bruder' am 24. Februar 1712 beilegt (Domarchiv VI R 10). 2) Tagebuch, 22. Juni 1707.

Serren Scholairen schon etliche Wochen müßig gegangen, über dem memoriren, tanzen etc. viel Zeit verstreut wird und wir hernach noch wol 4 Wochen werden zu thun haben, ehe wir da, wo wir aufgehört haben, wiederfortfahren können: doch weil es einmahl so eingeführet, so läßets man billig darbey'.

Die unerträgliche Störung des Unterrichts wird dazu mitgewirkt haben, daß man den ursprünglichen Plan, jährlich zwei Aufführungen zu veranstalten, bald fallen ließ. Schon 1709, dann wieder 1711 begnügte man sich mit der Judicavorstellung; und wenn die Intimation von 1712 noch an dem doppelten Aktus festhält, allerdings mit dem vorsichtigen Zusatz 'wo es Gelegenheit und Zeit verstatte', so ist es doch sehr bezeichnend, daß man sich gerade seit diesem Jahre tatsächlich auf den Michaelisaktus beschränkt. Dieser Zustand wird dann durch die Intimation von 1722 sanktioniert.

Der Tag der Aufführung stand übrigens nicht von vornherein fest. Offenbar richtete man sich nach den Dispositionen der Kapitels-tagung. So finden manche Vorstellungen nicht am 29. September, sondern erst im Anfange des Oktobers, zwei sogar erst im November statt¹⁾. Daher ist auf dem gedruckten Programm, das als Einladungs-schrift den Sönnern der Anstalt zugeschickt wurde, das Datum meist erst nachträglich mit Tinte ausgefüllt.

Auch die Abfassung dieses Programms gehörte zu den Pflichten des Aktors. Es enthielt ursprünglich, bevor es sich unter Öhlschläger zu einer nur in loser Verbindung mit dem Aktus stehenden wissen-schaftlichen Abhandlung entwickelte, entweder eine pädagogische Rechtfertigung der Wahl des Stoffes oder eine Darlegung der oft sehr verwickelten historischen Voraussetzungen der Handlungen. Es sollte also, ebenso wie das als sogenannte 'Ordnung der Praesentation' beige-fügte Szenarium, zur Erleichterung des Verständnisses dienen.

Solcher Rückicht bedurften namentlich die weiblichen Zuschauer. Denn 'es ist zu merken, daß bey dem Actus insgemein viel Frauen-zimmer adelichen und bürgerlichen Standes gegenwärtig sich befindet'²⁾. Außer den Domherrn kamen ferner die Adligen der Umgegend und Honoratioren der Stadt zu den Aufführungen. Viel mag zu dem Erfolge der Vorstellungen ihre Ausstattung beigetragen haben. Arnolds ausdrückliches Zeugnis, daß 'die Darstellungen mit einem äußeren Pomp verbunden wurden, der die Phantasie in die Wirklichkeit zu ver-

1) Die Aufführung im Jubiläumsjahr 1755 verband Seinh mit der 'wei wichtigeren Feier des gelegneten Geburtstags Sr. Majestät des Königs'. Auch 1769 wurde der 24. Januar gewählt. 2) Öhlschläger im Aktus 'von den Kennzeichen starker Geister' S. 14 Anm.

sezen geeignet war¹⁾), findet eine Stütze in der offenbaren Vorliebe der Akteure für Galaizenen und in den steten Klagen über den Kleiderluxus der Zöglinge, der 1783 sogar zur Einführung einer Uniform zwang. Leider enthalten die Szenerien nur eine einzige Regiebemerkung. Die interessante Schilderung einer Sitzung des 'Parlaments' aus dem Aktus von 1741 lautet: 'Der König sitzt auf dem Throne, die drey Vetter und der Erz-Bischoff von York neben Ihm, zur Rechten und Linken. Auf beyden Seiten des Thrones stehen die Lords, mit dem Siegel und Manutenenz-Huht. Daneben zur Linken, vor der weltlichen Bank, fragen die Lords die Insignien. Die Masse liegt vor dem Throne auf einem Woll-Sack.'

Die Vorstellungen fanden statt auf einer wirklichen Bühne, die die fürsorglichen Stifter der Anstalt in der Nordwest-Ecke des ersten Stocks, die heute der Zeichensaal einnimmt, hatten errichten lassen²⁾. Fast scheint es, als ob man nach Shakespearischer Art in der Rückwand der Szene eine kleine Hinterbühne öffnen könnte³⁾; doch ist ein Balkon nirgends erforderlich, da alle Vorgänge zu ebener Erde spielen. Trümmer des Podiums und der Kulissen liegen heute noch als Zeugen vergangener Herrlichkeit auf dem Boden der Ritterakademie. An die südliche Seite des 'Schauplatzes' stieß eine kleine 'Rüstkammer' zur Aufbewahrung der Requisiten. Vor der Bühne dehnte sich nach Osten hin ein geräumiges Parterre aus, in dem (nach Arnold Gesch. d. R. A. S. 15) 200 bis 300 Zuschauer Platz fanden. Es mußte bei dem großen Umbau der Anstalt im Jahre 1796 den Raum zu dem Treppenhaus des Ökonomen und zu einer 'Konzerthalle' (dem heutigen Speisesaal) hergeben.

Die Vorführungen, mit denen 'eine alhier studierende noblesse, ihre Zuschauer erfreute, unterschieden sich in ihrem Wesen und ihrem Stoff durchaus von den alten Schulkomödien. Sie spiegeln in ihrem zwiespältigen Charakter sehr klar den Niedergang des wirklichen Schuldramas und das Aufkommen des Redekactus wieder, Erscheinungen, die für das 18. Jahrhundert charakteristisch sind. Als Wege⁴⁾

1) Geschichte der Ritter-Akademie S. 13. 2) Die Lage ergibt sich aus den Bauakten von 1785 und 1791/92. 3) Vgl. im Szenarium von 1741: 'Der König, Richard der Zweite, hält dem Herzog von Hereford, und dem Herzog von Norfolk ihre Untreue vor; diese aber suchen einer die Schuld auf den andern zu weichen und erbieten sich ihre Unschuld durch einen Zwey-Kampf zu erweisen. Wie der König abtritt, geraten sie in der Vor-Kammer (!) aneinander, werden aber durch dieselben Zurückkunft gehindert, und aus dem Reiche verbannet'. 4) Die Reihenfolge der Rektoren ist aus dem dritten Anhang ersichtlich.

Judica 1707 den ersten Aktus leitete, wählte er eine Mittelform: es ist eine Reihe inhaltlich zusammenhängender dramatischer Szenen über die Gefangenschaft Franz' I. nach der Schlacht bei Pavia, die in ganz regelmäßiger Folge mit einer über das Dargestellte reflektierenden Rede abwechseln. Aber selbst das erregte Anstoß als ein actus dramati parum dissimilis¹⁾, und Wezel brachte nun Michaelis 1707 einen wirklichen actus oratorius mit lauter unzusammenhängenden Einzelreden oder Unterredungen über die verschiedensten Themen. Nachdem aber 1708 unter Starks kurzem Rektorat die Vorstellung ausfallen war, brachte Wezel 1709 wieder einen halbdramatischen Aktus (über Karl II. von England), der in seiner Form genau dem Judica-Aktus von 1707 entsprach. Er hielt es für nötig, sich im Programm eingehend zu rechtfertigen: Dramata nostra historiae sunt verae quae seu oculis legas sen voce edisseras perinde esse arbitror; zugleich beruft er sich auf das Beispiel der berühmtesten Schulen in Deutschland, England und Holland²⁾. So erreichte er, daß das dramatische Element geduldet wurde. Ja, es erlangte jetzt entschieden das Übergewicht. Nicht als ob die Reden je gefehlt hätten — nur allzu deutlich trägt jedes der dramata das Gepräge rednerischen Vortrags —, aber Uhl gelang es, sämtliche Reden als Glückwunschiensprachen, Botenberichte u. dgl. in die Handlung hineinzuziehen. Müller und Fehmel gaben zwar der Abneigung gegen das Drama insofern nach, als sie das Ende jeder Ouverture durch eine eingeschobene Rede betonten³⁾; aber Kemmerich, dann der ewige Interrex Wezel und namentlich Öhlschläger kehrten wieder auf Uhls Standpunkt zurück. So bleibt es zehn Jahre. Aber in der Unglückszeit gegen Ende der zwanziger Jahre scheinen die Schauspieler und das Geld zu Kostümen für dramatische Vorführungen gefehlt zu haben. So läßt Öhlschläger damals die dramatische Form fallen und führt den Gesprächsaktus ein. Die Handlung fehlt jetzt ganz; der Zusammenhang der Szenen wird nur noch durch die Gemeinsamkeit des zu Grunde gelegten Themas erreicht. Dies ergibt nämlich, nach der Chrie behandelt, eine Reihe von einzelnen Sätzen, deren jeder in einer Szene von einigen sich unterhaltenden Edelleuten pro et contra besprochen wird. Ein in seiner langweiligen

1) Programm 1709. 2) Einen ähnlichen Strauß hatte Christian Gryphius, der Sohn des Andreas, in Breslau auszufechten, als er von 1690 an 'oratorische Aufzüge oder teutsche Actus dramaticos' am Maria-Magdalenen-Gymnasium aufführen lassen wollte. Die Gegner fürchteten, es möchte daraus eine Komödie erwachsen, 'wie solche mehr nach Hofs oder etwas auf höhere Schulen als auf Gymnasia gehören'. (S. die Vorrede der von Gryphius' Tochter beforgten Ausgabe des Aktus 'Von der teutschen Sprache unterschiedenen Altern' S. 8). 3) 1713 sogar eine Rede mitten im Aufzug.

Gewissenhaftigkeit typisches Beispiel bietet der Aktus 'von dem Mangel der vernünftigen Liebe als der Haupt-Ursache aller innerlichen und eüsserlichen Unruhe der Menschen' (1733). Er zerfällt in folgende Gesprächsszenen: I 1 Was die vernünftige Liebe sei und worin sie bestehe? I 2 Welches ihre wahren Eigenschaften und Kennzeichen seien? I 3 Über die Ursache des Mangels der vernünftigen Liebe überhaupt. Die in dieser Szene aufgefundenen Hindernisse werden nun gar in zwei Gruppen zerlegt: I 4 Hindernisse in Ansehung des menschlichen Willens, I 5 Hindernisse in Betrachtung des menschlichen Verstandes. Dann wird der zweite Hauptbegriff des Themas zergliedert: I 6 Über die innerliche Unruhe, worin sie bestehe und woher sie komme? II 1¹⁾ Von der eüsserlichen Unruhe; II 2 Vom Schaden der erwähnten eüsserlichen und innerlichen Unruhe u. s. f.²⁾. Diese Form blieb von jetzt ab herrschend; nur daß man später, wohl als Oasen in dieser Wüste der Langeweile, zwischen die Dialoge ein oder zwei dramatische Szenen einschob, die das Dargelegte an einem historischen Beispiel ad oculos demonstrieren sollten³⁾, oder daß man die Unterredner in Kostümen auftreten ließ, wie Heinz in den beiden Ordensaktus (1748 und 1750). Nur Öhlschläger hat noch in den Jahren 1736/7 und 1741/2 zusammenhängende dramatische Handlungen auf die Bühne gebracht; doch sind sie, wie schon ihre Titel⁴⁾ lehren, nur tatsächliche Beweise für einen zu Grunde gelegten moralischen Satz, also gewissermaßen eine Verfärbung der Uhlischen Dramen mit den Öhlschlägerschen Moraldialogen.

Wenn so der Redeaktus seit etwa 1730 Sieger bleibt, so interessieren uns doch die dramatischen Darstellungen in weit höherem Grade⁵⁾. Selbstverständlich darf man keine künstlich aufgebauten Handlungen erwarten. Auf die Einheit des Orts wird keine Rücksicht genommen; ebenso wenig vermag der Dichter die Fülle der Begebenheiten auf einen engen Zeitraum zusammenzudrängen⁶⁾ oder auf wenige Personen zu beschränken⁷⁾. Der Inhalt der Szenen besteht in den ältesten Akten selten aus Handlungen, weit öfter aus Verhandlungen. 'Sie unterreden sich', 'sie beraten' kehrt in den Szenarien ständig wieder. Deshalb bewegen sich die Personen meist in steifer, lang-

1) Man beachte den sinnlosen Akteinschnitt. Auch in den dramatischen Darstellungen ist die Akteinteilung ganz willkürlich. 2) Ist es zu verstehen, wenn Breymann später in den deutschen Ausarbeitungen gegen die Anwendung der Chre eisern mußte? 3) Der Mangel an vernünftiger Liebe wird durch eine 'Praesentation des pohlischen Reichtages' dargestellt. 4) Siehe den dritten Anhang. 5) Hierher gehören die Akten von 1710, 1712–1726, 1736–37, 1741–42. 6) Der Aktus über Cäsar und Augustus (1737) umfaßt die Zeit von 49 bis 31 v. Chr.; Shakespeares natürlich weit inhaltsreicherer 'Julius Cäsar' die von 44 bis 42. 7) Vgl. oben S. 97.

weiliger Würde. Erst in Öhlschlägers Vorstellungen äußert sich zuweilen lebendige Leidenschaft in Worten oder gar in Taten. Der gefangene Minister Clesel muß von Ferdinand II. 'viele verdrießliche und höhnische Vorwürfe' hören; der Dauphin wird von Philipp von Burgund des Mordes beschuldigt; Philipp von Hessen wirft sich vor Karl V., die Söhne Maximilian Emanuels von Bayern vor Josef I. auf die Knie; ja Cäsar, der Herzog von Guise und der spanische Minister Vasconcello müssen auf der Bühne ihr Leben lassen. Aber so erregte Szenen bleiben doch selten. Wenn 1736 sogar ein Gefecht, die Schlacht bei Mühlberg, dargestellt wird, so behütet uns der Verfasser selbst vor dem Verdacht, daß er lebendige dramatische Wirkungen erstrebe, durch den trockenen Zufall: 'In diesem Auftritt zeigen die Scholaren ihre Übung im Fechten'.

Der einzige Rektor, der wirklich Spuren dramatischer Begabung zeigt, ist Öhlschläger. In seinem besten Aktus, dem über Karl VII. von Frankreich und Heinrich VI. von England (1742), läßt sich sogar eine Art dramatischen Aufbaus nachweisen; doch darf man sich natürlich an Schillers 'Jungfrau von Orleans' dabei nicht erinnern. Ich setze die 'Ordnung der Vorstellung' hierher, lasse aber die einzelnen Rollen und die Namen der Darsteller fort und füge die dramatische Gliederung in der Anmerkung hinzu:

Erste Öffnung.

1. Auftrit: Vorrrede.
2. Auftrit: Der König in Frankreich, Carl VI., zeigte dem Dauphin, dem Herzog von Orleans, denen Herzögen von Burgund, und dem Connétable d'Armagnac, seine Unfähigkeit an, und wie er deshalb genötigt werde, der Königin die Regierung mit aufzufragen, nebst dem Verlangen, derselben darin Beystand zu leisten.
3. Auftrit: Der Dauphin besucht seinen Vetter, den jungen Herzog von Orleans, und unterredet sich mit ihm und seinen Brüdern von dem schlechten Zustand der Regierung¹⁾.
4. Auftrit: Der König Heinrich V. von England, überleget mit dem Königlichen Hause, wie er seine Ansprüche auf die Krone

1) Szene 1–3: Exposition.

{ Frankreich wolle ins Werck richten, und es wird beschlossen, deshalb zuvor eine Gesandtschaft nach Paris mit Vorschlägen zu senden¹⁾.

- { 5. Auftrit: Der Herzog von Burgund, Philippus Audax, unterrichtet seinen Sohn, den Herzog Johann, wie er sein Ansehen wider das Haus Orleans behaupten solle, und beyde geraten hernach mit dem Herzog von Orleans, wegen des Vorrechts zur Regierung, in Streit²⁾.

Zweyte Öffnung.

- { 1. Auftrit: Der englische Gesandte hat am Französischen Hofe Audienz, und wird mit seinem Vortrag schließlich abgefertigt.
- { 2. Auftrit: Nach dem Einfall der Engländer in Frankreich, und denen Schlachten bey Agincourt und Harfleur, überlegt der Dauphin mit seinem bisherigen Gouverneur und seinem Vertrauten, dem comte d'Armagnac, mit jedem besonders, wie er dem Unheil vorbeugen soll, und lässt sich von dem letztern wider die Königin und den Herzog von Burgund aufbringen.
- { 3. Auftrit: Der Herzog von Burgund, Philippus, beschweret sich bey dem König in Frankreich, Karl VI., wegen der bey dem Congreß zu Montereau, an seinem Vater Johannes verübten Mordtäht, und beschuldigt deshalb den Dauphin öffentlich³⁾.
- { 4. Auftrit: Der König in Frankreich, Karl VI., und der König in Engelland, Heinrich V., lassen die in denen getroffenen Friedens- und Freyahrts-Tractaten verabredete Punkte zu Troyes öffentlich vortragen, und bestätigen dieselbe⁴⁾.
- { 5. Auftrit: Der Dauphin hält zu Bourges mit den Seinen einen Raht, wie er denen Absichten seiner Feinde begegnen, und den väterlichen Thron behaupten könne⁵⁾.

1) Szene 4: 1. erregendes Moment: Ansprüche Englands. 2) Szene 5: 2. erregendes Moment: Ansprüche Burgunds. 3) II 1-3: Erste Stufe: Karl VII. hat im unglücklichen Kriege gegen England auch Burgund und Vabéau gegen sich. 4) II 4: Zweite Stufe: Karl VII. wird auch von seinem Vater im Stich gelassen. 5) II 5: Höhe: Karl VII. allein gegen Heinrich VI., Burgund, Vabéau und Karl VI.

{ 6. Auftrit: Der König in Engelland, Heinrich V., bestellet bey vermerkter Unpäßlichkeit zu Bois de Vincennes seine Herren Brüder, den Herzog von Bedford und Gloucester, dem unmündigen Kron-Prinzen zu Regenten, und zwar den ersten in Frankreich, den zweyten in Engelland¹⁾.

Dritte Öffnung.

{ 1. Auftrit: Der König in Engelland, Heinrich VI., wird von dem Herzog von Gloucester und dem Grafen von Suffolck zu Regenten-Pflichten aufgemuntert, hernach aber wieder auf andere Gedanken gebracht.

{ 2. Auftrit: Der König von Frankreich, Karl VII., übergiebet seine beyde Prinzen seinem ehemaligen Gouverneur zu besonderer Aufsicht²⁾.

{ 3. Auftrit: Der König in Engelland, Heinrich VI., unterredet sich mit einigen Lords und Generals von der Pucelle d'Orleans³⁾.

{ 4. Auftrit: Der König von Frankreich, Karl VII., söhnet sich mit dem Herzog Philipp von Burgund wieder aus, ziehet ihn dadurch von Engelland ab, und erlanget seinen Zweck, die Engländer aus Frankreich zu vertreiben⁴⁾.

5. Auftrit: Schlußrede.

Man sieht: eine geschlossene Handlung, die in lebendigem Wider-spiel der Parteien über die Höhe hinüber der Lösung entgegen-führt wird. Das Ungeschick des Verfassers zeigt sich freilich klar in der vorausgeschobenen, breiten Exposition und in der Weitläufigkeit der Handlungsführung: Szene I 4 konnte leicht mit II 1, ebenso I 5 mit II 3 zusammengezogen werden. Charakteristisch sind die Re-präsentationszenen I 2, I 4, II 1, II 4, II 6 und der in die Entwicklung des Dramas nur schwer einzuordnende pädagogische Wink mit dem Zaunpfahl in III 1 und 2.

1) II 6: Peripetie und erste Stufe der fallenden Handlung: Karl VII. wird von seinem furchtbaren Feinde befreit. 2) III 1-2: Zweite Stufe: Der hoffnungsvolle französische Thronfolger gegenüber dem entarteten englischen. 3) III 3: Dritte Stufe: Frankreich im Felde überlegen. 4) III 4: Vierte Stufe und Lösung: Frankreich geeint und befreit.

Den Stoff bot für die überwiegende Mehrzahl der dramatischen Aktus die Geschichte, selten die der entlegeneren Länder, wie Schweden (1739), Polen (1721) oder Portugal (1719), oft die der beiden damals so gewaltigen Weltmächte¹⁾. Auf Deutschlands Vergangenheit wies zuerst Uhl energisch hin (Programm 1711). Er klagt, daß die Deutschen oft zu Gunsten der fremden Geschichte die eigene vernachlässigt hätten; deshalb sei er jetzt 'hauptsächlich darauff bedacht gewesen, wie ein guter Grund so wol in der General- als der Special-Historie von Teutschland möge gelegt werden'. Indessen werden Themen aus der allgemeinen deutschen Geschichte erst unter Öhlschläger häufiger, während dessen Vorgänger sich meist auf die Vorgeschichte der engeren Heimat, Brandenburg-Preußens, beschränkten. Dabei konnten sie zugleich ihrem Patriotismus Ausdruck geben, der freilich über eine submissive Verehrung des Landesherrn kaum hinausging. So steht neben der Darstellung 'von denen Vorzügen des Brandenburgischen Hauses' (1727), dessen 'Marggrafen und Churfürsten wenigstens seit der Zeit Heinrici Aucupis an mit unter die alten Herzöge von Teutschland gehört' haben sollen, der Aktus von der Belehnung Friedrichs I. (1719) und die Vorstellung 'von den dreyen Großen des XVII. Seculi' (1726), von denen Joseph I. und selbit Ludwig XIV. zurücktreten hinter dem großen Hohenzollern, den der Verfasser in einer Erie voller Selbsterkennnis besiegt:

Grosser Churfürst laß es zu,
Dß wir deine stolze Ruh
Durch ein schlechtes Loblied stören.
Deine Größe geht so weit,
Dß man bis zur letzten Zeit
Dich auch in der Gruft wird ehren.

Das Hohenzollernjubiläum von 1711 gab Anlaß, den 'ehemaligen König Mistevoius von Brandenburg, einen alten Marggraffen und einen alten Churfürsten' mit Glückwunschkreden zu bemühen. Nicht weniger gedachte beim eigenen Jubiläum von 1755 die Anstalt der 'denkwürdigsten Veränderungen Preußens'. Bisweilen bot auch ein festliches Ereignis im Königshause der Noblesse Gelegenheit, bei dem 'allgemeinen Festin' ihre Königstreue zu zeigen. So erlaubte sich die Ritterschule 1710 bei der 'höchsterwünschten' Geburt des Prinzen

1) Französische Geschichte 1707, 1714, 1716, 1742; englische 1707, 1713, 1715, 1741, 1742.

Friedrich Wilhelm 'an der Wiege des Purpurkindes ehrerbietigst niederzufallen', obwohl 'irdische Worte nimmer ein überirdisches Wesen ausdrücken können'.

Andererseits tritt das religiöse und evangelische Moment weit mehr zurück, als man bei der Schule eines evangelischen Hochstifts erwarten sollte. Freilich wird das Gedenkjahr 1730 mit einem großen Aktus über die 'Augspurgische Confession' gefeiert; aber schon der genauere Titel¹⁾ zeigt, wie sehr das rechtliche Interesse das religiöse überwiegt. Und doch singt der Chor:

Nur ein Christ in Worten seyn,
Wird die Probe wenig halten.
Das geliebte Alterthum,
Suchte nicht in blossen Minen,
Und im äußerlichen Dienen,
Seinen wahren Christen-Ruhm.
Nein! es traff bei denen Alten
Mund und Herzé überein.

Die Jubelfeste von 1717 und 1739 haben vollends in den dramatischen Aufführungen keine Spur hinterlassen; und das ist um so auffallender, als wenigstens 1739 in der Stadt Brandenburg eine große Feier mit 'solennem Actu im Lyceo' begangen wurde.

Bezeichnend für den Geist der modernen Zeit ist es, daß das 'geliebte Alterthum' nur in einem Stück (über Cäsar und Oktavian 1739) vertreten ist, daß hingegen gerade die neueste Zeit mit Vorliebe behandelt wird. Dabei ist besonders hervorhebend das lebhafte Interesse an Ludwig XIV: nicht weniger als vier Akte behandeln seine Unternehmungen, davon drei den spanischen Erbfolgekrieg²⁾. Uhl ist sich dabei wohlbewußt, daß er ein ganz aktuelles Thema behandelt, quod ante omnium oculos obversatur (1710). Durch seine Verherrlichung Marlboroughs, durch seine Darstellung des vergeblichen Flehens der bairischen Prinzen für ihren geächteten Vater scheint noch ein Hauch wahrer patriotischer Freude über die Demütigung des furchtbaren Friedensfürsatzers zu wehen. Sieben Jahre später (1717) behandelt Kemmerich den Stoff noch als durchaus zeitgemäße Materie, 'weil die spanische Successions-Sache heutiges Tages wieder rege gemacht wird, indem sich die Spanier nunmehr öffentlich erklärt, daß ihre See-Armatur im Mittelländischen Meer auf nichts

1) S. den dritten Anhang. 2) 1712 und 1710, 1717, 1726.

anderes angesehen sey, als die Kayserlichen Länder, so vormals zur Spanischen Monarchie gehöret, hinweg zu nehmen'.

Nur ein einziges von all diesen Dramen beruht auf freier Erfindung. Es ist des ehrgeizigen Directors Kemmerichs 'politisches Gedicht von der verkehrten Politique vieler Höfe' (1718), das nach Kemmerichs eigener Angabe eine Nachahmung der politischen und satirischen Gesichte des Philander von Sittewald ist. Der Großfürst Zwentepold von Allemannien, der in seiner Regierung nur sein Privatinteresse mit Hintansetzung der Religion und Gerechtigkeit zu fördern sucht, bei dem also 'die macchiavellische Maximen in viridi observantia' sind, will Augustusburg, die Hauptstadt des Herzogs von Frankenien, 'mit guter Manier' an sich bringen. Die Gelegenheit dazu bietet sich, als der Herzog den Großfürsten besucht, um die Erbverträge zu erneuern. Dabei lässt er sich nämlich 'zu so großen depensen' verleiten, daß er dem Großfürsten die Stadt verpfänden muß! Auch nach seiner Rückkehr lässt er von der Verschwendug nicht ab, überreicht vielmehr seinem 'Herrn Hoffprediger', der ihn zu seiner Tochter Hochzeit invitieret hat, ein kostbares Hochzeitspräsent (!); er gehört nämlich zu den Herrschern, die als Pii und Boni von der Superstition beherrscht werden. So kann er die Stadt nicht auslösen. Als nun gar auf seine Werbung um die Prinzessin von Allemannien seine Gesandten 'eine schlechte Resolution und unangenehmes Compliment' zurückbringen, 'resolvirt er ohne genugsame Überlegung seiner Kräfte zum Kriege'. Er wird geschlagen und als prisonnier de guerre dem Großfürsten vorgeführt. Aber der Sieger stirbt bald darauf. Sein Sohn und Nachfolger ist ein Lüderjan, der 'seine Hoffstatt excessivement vermehret und mit Müziggängern und unnützen Leuten, welche zu nichts als zur Wollust dienen, anfülltet'. Bald ist der Schatz erschöpft, die Verwaltung in Unordnung, und 'während der Herr Minister deliberiret mit seinen Räthen, wie Geld aufzubringen, in mittelt kommt die Zeitung, daß der Herzog echappiret und Frankenien rebellieret'. So stellt die dürftige Handlung in naivster Weise die drei 'falschen politiquen' in den drei Regenten dar.

Nicht nur als 'Gedicht' fällt dies Stück aus der Reihe heraus. In ihm allein begegnet uns ein alter guter Bekannter, namens Potage; dazu der Divertissements-Rath und Hoff-Poët Courage und sogar der Prälat und Oberpräsident Tartuffe. Die Darstellung nähert sich also der Komödie. — Den ersten schüchternen Versuch, die für Darsteller und Zuhörer oft allzu schwere Kost durch die Würze des Humors schmackhafter zu machen, hatte 1716 Fehmel unternommen, indem er die Darstellung der Regierung Karls des Weisen plötzlich durch eine Einzelrede des 'hochberühmten Kriegs-Helden Daridiri-

datumdarides' unterbrach¹⁾). Im nächsten Jahr war Kemmerich diesem Beispiel gefolgt: er ließ, ohne jede Rücksicht auf das Thema (spanische Succession) in einem eingeschobenen Diskurfe 'die Thorheit derjenigen Edelleute, welche nichts rechts lernen, satyrisch darstellen'. Der Erfolg ermutigte ihn dann, für die folgende Aufführung, wie wir gesehen, Potage, Courage und Tartuffe zugleich zu Gast zu laden. Aber die theaterfeindliche Partei, gegen die Wezel 1709 gekämpft hatte, scheint gegen diese Neuerung erfolgreich eingegriffen zu haben: denn abgesehen von diesen drei Akten der Jahre 1716, 1717 und 1718 wird kein einziger durch einen Sonnenstrahl des Humors erleuchtet: ernst und freudlos wandeln sie ihre vom Staube der Gelehrsamkeit bedeckte Bahn²⁾.

Diese griesgrämigen Schauspiele haben keine rechte Analogie unter den verwandten Litteraturerzeugnissen jener Zeit. Denn das Jesuitendrama, das bekanntlich bis zur Aufhebung des Ordens (1773) in hoher Blüte stand, ist zwar in seiner Bestimmung und in seiner Vorliebe für Pracht und Repräsentation dem unfrigen ähnlich, kann aber als tragicomödia des Scherzes nicht entraten und entnimmt seine Stoffe fast immer der Bibel oder der Legende, um in der Vorführung der wunderselbstsamsten Dinge zu schwelgen. — Biblische und selbsterfundene Stoffe überwiegen auch bei Christian Weise, dem Hauptvertreter der späteren deutschen Schulkomödie. Seine 'Hof- und Staatsstücke' kommen allein für die Vergleichung in Betracht. Aber auch Weise erklärt das komische Element für durchaus unentbehrlich: 'Der Pickelhering muß unvermutet den besten Commentarium über die wichtigsten Aktionen machen'. — Viel befreitlicher erscheint die Vergleichung mit den Haupt- und Staatsaktionen', auf welche Köpke in seiner leider ungedruckten Geschichte der Ritterakademie³⁾ hinweist. Denn manche Berührungs punkte sind unverkennbar: so die offensbare Bevorzugung historischer Stoffe und die entschiedene Vorliebe für Fürsten und Helden bei ebenso entschiedener Abneigung gegen weibliche Rollen. Aber all das ist bei einem Schauspiel einer modernen adlischen Erziehungsanstalt von

1) Selbstverständlich eine Entlehnung aus Andreas Gryphius' 'Horribilicribrafax'.

2) In dem S. 100 Anm. 2 erwähnten Streit zwischen Christian Gryphius und den Komödienfeinden entschied der Breslauer Rat, die Akte sollten stattfinden, aber 'niemals in eine förmliche Comoediam verwandelt werden, als wodurch nur Zeit ver spielt werden dürfte; wie denn auch alle Pickelhärings, Poisen und höhnisches Durchtheateln vornehmer und um das gemeine Wesen verdienter Leute, auch sonst ehrlicher Personen, gänzlich unterlassen werden sollen'. 3) Das Manuskript des hoch interessanten und kulturhistorisch wichtigen Werkes liegt auf dem Königl. Provinzial- schulkollegium zu Berlin.

vornherein natürlich. Überdies verlegen die Staatsaktionen ihre Handlungen meist in möglichst entlegene Zeit und Örtlichkeit, während die Auktus doch Heimat und Gegenwart bevorzugen: und die wenigen späten Staatsaktionen, die Zeitgenossen wie Karl XII. oder Mentschikow oder Ludwig XIV. zu Helden haben, unterscheiden sich in der Form sehr wesentlich von unsren Schuldramen durch die nie fehlende lustige Person und durch den starken Aufwand an allegorischen Figuren¹⁾. Gerade diesen Zierrat verschmähen die Auktus auffallenderweise ganz: nur in dem Redeauktus von 1711 führte ein Zögling im Kostüm des Apollo neun als Musen verkleidete Kameraden auf die Bühne, um das 'Durchlaudigste Hohenzollerische Haus' zu verehren. Daß die Musen französisch sprachen, während Apoll ein 'teutsches Helden-Gedicht' vortrug, wird dieser Schausstellung eine ganz besondere Weihe verliehen haben.

Daß sich so die Schulauktus jedes belebenden Elementes enthalten, liegt in ihrem Ursprung und in ihrem pädagogischen Zweck begründet. Der Auktus gehört ja zum Examen, ist sogar selbst ein Teil der Prüfung; und damit ist sein Charakter gegeben. Weil gerade Buddes Praktische Philosophie und Pufendorfs Französische Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts durchgenommen sind, behandelt Wezel 1707 die Geschichte Franz I. vom moralischen Standpunkte aus (vgl. S. 100). Ähnliche Hinweise auf das eben erledigte Penitum finden sich öfter; ja Öhlschläger bezeichnet sein erstes Drama geradezu als 'Wiederhohlung der in der Reichshistorie bisher gehabten Anweisung'. Der Auktus galt also, wie die Gazetten, als pädagogisches Bildungsmittel.

Der Kreis der Kenntnisse und Fähigkeiten, die der Zögling in der Aufführung nachweisen sollte, entspricht dem damals herrschenden Bildungsideal des galanthomme, des homo politicus. Der durch den neuen Territorialstaat niedergedrückte Adel sucht im Hofdienst seine fortune zu machen und so auf neuem Wege seinen alten Einfluß wiederzugewinnen. So war auch die Ritterakademie gegründet worden, weil der märkische Adel es schmerzlich empfand, daß er infolge 'übler education der Jugend . . . in Civilcharge wenig emplojiret' wurde²⁾. Man suchte also eine rein praktische Ausbildung, die im Leben der großen Welt nutzbar gemacht werden konnte. Des-

1) Vgl. S. Lindner im Vorwort zu 'Karl XII. vor Friedrichshall. Eine Haupt- und Staatsaktion'. Dessau 1845. Übrigens wurden die Staatsaktionen fast immer extemporiert. 2) Eingabe des Domkapitels an Friedrich I. vom 8. April 1704. (Domarchiv VI R 1).

halb zeigten die jungen Lehrer, die, von den Führern der neuen pädagogischen Richtung wie Leibniz und Thomasius¹⁾ empfohlen, meist frisch von der Universität ins Amt traten, nicht das 'chimérique und speculative Wesen' der bisherigen theologisch-pedantischen Schulbildung, 'welche das schöne Angesicht der Weisheit mit einer häßlichen Affenlarve bedeckt'. Sie sollten ja auch nicht 'ludimagistros effingere, sondern die studia zum Nutzen der republique cultiviren'²⁾.

Was man unter solchen nützlichen Studien verstand, darüber belehrt uns vortrefflich ein umfangreiches Werk des ersten Direktors des Ritterkollegiums, die 'Neu eröffnete Academie der Wissenschaften' von Dieterich Hermann Kemmerich³⁾. Zunächst handelt es von den Sprachen; die Kenntnis des Latein sei nötig, weil es die Sprache der Wissenschaft sei und 'unter verschiedenen Potentaten in Staatsaffairen und tractaten keine andere Sprache gebraucht' werde (S. 91.). Noch wichtiger ist natürlich das Französische. Die Ritterschule beschäftigte anfangs einen, 1720 bereits drei französische Maîtres; bei Tisch sollte nur französisch gesprochen werden, eine Bestimmung, die Kemmerich 4 Tage nach seinem Amtsantritt aufs neue 'bey Straffe' einschränkte (Tagebuch 31. I. 1717). Keine Sprache aber war 'einem Cavallier oder Politico in Deutschland nothwendiger als die teutsche, weil in dieser fast alle affairen tractiret werden'. Deshalb ist die Grundsprache der Aktus deutsch; aber durch eingeschobene, fremdsprachliche Reden entsteht namentlich in den ersten zehn Jahren eine wahrhaft babylonische Sprachimischung. Alle Repräsentationsreden, auch wenn sie mitten in der dramatischen Handlung stehen, werden französisch abgefaßt; alle reflektierenden Einzelreden deutsch oder lateinisch. Ferner bot innerhalb der dramatischen Handlung die Nationalität der Rollen Gelegenheit, die Franzosen und neuschäfer Preußen französisch, die Spanier und Portugiesen — *faute de mieux* — lateinisch sprechen zu lassen. Lateinisch spricht auch der Klerus aller Nationen. Befremdlich ist es, daß das Italienische erst sehr spät (1750 und 1765), das Englische überhaupt nicht in den Aktus vorkommt⁴⁾. In der Tat wurden beide Sprachen auf dem Ritterkolleg wenig gepflegt, obwohl 'am Kayserlichen Hofe fast mehr italienisch als französisch geredt' wurde (Kemm. 128) und das Englische sicherlich am Hannöverschen, in gewissem Sinne auch am Berliner Hof unentbehrlich war.

1) Von beiden befinden sich Originalbriefe im Domarchiv. 2) Die hier und später ohne Quelle zitierten Stellen entstammen den Programmen. 3) Leipzig 1711/4, in drei Bänden. Ein Exemplar besitzt die königl. Bibliothek zu Berlin. 4) Werden doch im Aktus von 1712 die Unterhandlungen mit den Generalstaaten sogar *lingua belgica*, also auf Holländisch, geführt!

Wer im Aktus fließend und gut seinen französischen oder lateinischen Diskurs hießt, erntete nicht nur den Beifall der Zuhörer, sondern auch greifbarere Anerkennung. 'Er war im Französischen ziemlich avanciret', schreibt Wezel in dem m. W. ältesten erhaltenen Schulzeugnis des Ritterkollegs¹⁾, 'wie er denn auf dem Actu, den ich im Martio anni 1709 gehalten habe, französisch peroriret hat'. — Seit Öhlschläger treten die Sprachen im Aktus stark zurück; das Lateinische verschwindet fast ganz, das Französische kommt nur noch außerhalb der dramatischen Handlung in Einzelreden vor. Das ist nicht überraschend für den, der weiß, daß Öhlschläger trotz des heftigsten Widerstandes seiner Untergebenen die Sprachen und namentlich das Lateinische zu Gunsten der 'galanten disciplinen' und der 'studia politica' zurückgedrängt hat²⁾.

Zu diesen gehören außer der Geschichte und dem mit ihr verwandten Disziplinen der Geographie und Heraldik vor allem die Staatswissenschaft und die Mathesis (d. h. die Mathematik, Architektur, Fortifikation, Feldmeßkunst, Navigation und dergl.³⁾). Die Fortschritte in der Mathesis dramatisch darzustellen ist leider nicht versucht worden; und die Erdkunde hat der erste Leiter der Ritterschule, Gottschling, erst in seiner späteren Stellung als Rektor des neustädtischen Lyceums seinen Aktus zu Grunde gelegt, indem er die handelnden Personen von Land zu Land reisen ließ⁴⁾. Auch der Unterricht in der Heraldik kam erst spät in Heinrich's beiden Ordensakten zu seinem Recht; bis dahin hatte er sich mit gelegentlicher Erwähnung begnügen müssen⁵⁾. Die Geschichte dagegen, die 'nebst der politique und iure publico der galanteste theil der erudition einer Standesperson' ist (Kemmerich 343), bot, wie oben (S. 105) dar-

1) Vom 21. März 1720 (Domarchiv VI R 9). 2) Arnold, Gesch. d. Ritter-Akademie S. 18 u. 19. 3) Vgl. Steinhausens vortrefflichen Aufsatz 'Über die Ideal-erziehung im Zeitalter der Perücke' (Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte IV 1894). 4) Rasmus 'Drei Brandenburgische Schulrektoren' im 29. und 30. Jahresbericht des Brandenburger Hist. Vereins 1898, S. 57. Vielleicht war sein Vorbild das damals viel benutzte Buch 'Der geöffnete Ritterplatz' (1715), das, wie die Vorrede röhmt, 'als ein Reisediarium eingerichtet' war, 'um fast wider eigen Vermuthen unterschiedene Erudition mit Plaisir beizubringen'. — An der Ritterschule scheint Gottschling, wohl wegen der geringen Anzahl der Schüler, noch keinen öffentlichen Aktus gehalten zu haben. Seine Klage in der an den König gerichteten Beschwerdeschrift über das Domkapitel (Domarchiv VI R 2), daß er 'nebst seinen ordinaires lectionibus allerhand actus oratorios in lateinischer und deutscher Sprache, sowoll in prosa als ligata (!)' habe halten lassen, bezieht sich wohl auf nicht öffentliche Vorstellungen. Vgl. Tagebuch Ende August 1707: 'Ist bey dem Herrn Inspector von seinen Hauzgenossen ein actus oratorius gehalten worden'. Erhalten ist jedenfalls nichts. 5) 1721 handeln '4 politici nach Anleitung des preußischen Wapens von denen vornehmsten Veränderungen der preußischen Ländere-Historie'.

gelegt, den Stoff für die meisten Handlungen. Aber nicht im Sinne unseres historischen Dramas, nicht um durch lebensvolle Darstellung gewaltiger Charaktere und begeisternder Taten die Phantasie zu erregen; nein, dieses nüchterne und oberflächliche Zeitalter verfolgte auch hierbei rein praktische Zwecke. Ein Aktus, wie der über die Revolution unter Jakob II. sollte nur der Curiosität der Zuschauer 'über den ferneren Verlauff der gegenwärtigen Troubles in England ein éclaircissement geben' (Programm 1715). Vor allem sollten die Schüler daran die Grundsätze der Politik erlernen. Deshalb erklärt Fehmel die englische Geschichte neben der deutschen für die lehrreichste; zeigt sie doch 'die aller subtilsten und verworrensten coups d'Eataat, so iemahls vorkommen können' (Programm 1713). Daher auch das ewige Gerede von der Staatsraison: die 'adeliche Jugend' soll sich aus den Schuldramen 'einen rechten concept von der ratione Status machen', damit sie 'mehr an anderer Leute Schaden als am eigenen die wahrhaftie Staats-Klugheit' lerne. Was nur das Leben durch bittere Erfahrungen lehren kann, wollte man am bloßen Bilde des Lebens lehren: die neue Adelsspädagogik, die so superklug auf die unpraktischen Gelehrten herabsieht, spottet ihrer selbst und weiß nicht wie!

Die Grundlage der Staatsweisheit ist die Kenntnis des Rechts. Das erkannte Fehmel. Am 6. November 1715 schrieb er fröhlockend in das Tagebuch: 'Einrichtung des studium iuris'. Aber damit war er nicht zufrieden; sein heißersehntes Ideal blieb, bezeichnend genug, die école des négociations des Marq. de Torcy, also eine reine Fachschule zur Vorbereitung auf den diplomatischen Dienst¹⁾. Kemmerich war so überzeugt von der Unentbehrlichkeit juristischer Kenntnisse für jedermann, (wenn auch der künftige Staatsmann 'dem iuri publico und privato viel tiefer ins Maul sehen müsse, als der einen gallant homme abgeben und zum zierrath des Hofes dienen wolle'²⁾), daß er zum Entseitigen seiner Lehrer Leute von 10 Jahren in sein Kolleg aufnahm³⁾. Unter Öhlschläger, der als feinsinniger Jurist Assessor des berühmten Brandenburger Schöppenstuhls war, wird das Studium der Rechte vollends herrschend. Wie konnten nun die Schüler ihre sauer erworbenen Kenntnisse besser darlegen als in den Aktus? Jetzt wird es klar, weshalb Öhlschläger so gern Stoffe aus der deutschen Reichsgeschichte behandelt hat (s. S. 105). Da konnten die Grundlagen des Kurfürstenvereins, die Majeitätsrechte der Reichsfürsten, lehns-

1) Vgl. Seubaum, Gesch. des deutschen Bildungswesens seit der Mitte des 17. Jahrhunderts I S. 295. 2) Kemmerich a. a. O. Vorrede. 3) S. die Beschwerde des Lehrerkollegs beim Domkapitel vom 25. Dezember 1718 (Domarchiv VI R 2).

rechtliche Kontroversen und unzählige andere Finessen in den Unterhaltungen der 'handelnden' Personen erwogen und besprochen werden. Wie herrlich offenbart sich die Weisheit der Schüler im Aktus über den Frieden von Nimwegen (1712): 'Anglicus legatus tractatus pacis auspicatur: procuratoria traduntur et examinantur: gravamina cuiusque partis proponuntur, ad procuratoria excipitur et respondetur'! Sehr bequem macht es sich Kemmerich, der in seinem 'politischen Gedicht' (I. S. 107) seinen Großfürsten einen neuen geheimen Rat suchen lässt, 'zu welchem Ende er etliche Competenten vor sich rufet und examiniret'! Aber man merkt die Absicht und man wird verstimmt.

Höchst auffallend ist es nun, daß seit dem Jahre 1729, in dem wir schon wiederholt eine Epoche für die Aktus erkannten, die Moral, 'ohn welche man ohnmöglich ein recht vernünftiger Mensch, geschweige denn ein galanter politicus heißen kann' (Kemmerich 180), das bisher so rege Interesse an der Rechts- und Staatswissenschaft fast völlig verdrängt. Kaum wird 1732 die geliebte Staats-Raison noch einmal aufs gründlichste für alle Zweige der Verwaltung erörtert und in zwei großen Arten besungen. Die übrigen Aktus aber belehren jetzt über die sittlichen Pflichten des Patriotismus, des Adels, der Freundschaft, oder sie erweisen das höchste Gut in dem 'allerliebsten Eigenthum' der Tugend und in der 'vernünftigen Liebe':

Edler Seelen echte Zierde
Sitz von knedtischer Begierde
Frey und los gemacht zu seyn.
Die bey ihren bösen Lüsten
Sich mit falscher Tugend brüsten
Sind das edle Seelen? Nein!

Oder man preist das 'angenehme Vergnügen' der Seelenruhe. Aber freilich:

Ruhig bey dem Leyden seyn
Und im Kummer nicht zu klagen,
Zu erdulden seine Pein,
Läßt sich nicht so thun als sagen.
Denn man weiß bei seiner Ruh,
Nicht wie weh der Schmerzen thu.

Wiederholt wird der alternde Verfasser zum laudator temporis acti. Sein Ideal scheint das älteste Christentum zu sein. Daß er 1744 die Errichtung einer 'Akademie der Sitten' fordert, damit 'den Menschen von ihren zarten Jahren an das abscheuliche Bild ihrer

schändlichen, schädlichen und thörichten Begierden recht vor Augen gemahlet würde', kann in der Zeit der Akademien und der moralischen Wochenschriften nicht befremden.

All 'die hierdurch an den tag gelegte weisheit hat nun nothwendig eine doppelte grace, wo man . . . durch eine anständige beredsamkeit sich zu recommendiren weiß' (Kemm. 131). Die Aktus sollen daher nicht nur Erlerntes nachweisen, sondern auch selbst lehren: sie sind ein Unterrichtsmittel der Eloquenz oder oratorie (vgl. S. 95). So hebt Marperger, jener 'pädagogische Charlatan',¹⁾ der alles Heil in den Gazetten fand, voll Selbitgefühl hervor, er habe 'einen gewissen modum, solche actus orationis anzustellen, in welchem die adeliche Jugend nicht allein per omnia praecepta Rhetoricae durchgeführt und selbst eine zierliche Rede zu sagen, sonderlich aber auch dieselbe zierlich vorzubringen angehalten werde'. Aber auch ohne diesen 'gewissen modus' sorgten die Rektoren dafür, daß in jedem Aktus eingeschobene Reden Gelegenheit geben, sich 'in convenablen Worten' und 'im stilo rebus atque curiae (!) conveniente' (Progr. 1710) zu üben. Vor allem mußte zierlich gratulieren können, wer im Sonnenschein des Hofes leben wollte. Daher die Fülle der Glückwunschansprüchen in den Aktus. 1710 beratschlagen zunächst die Abgeordneten aus 15 preußischen Landesteilen wegen der Gratulation zur Geburt des 'Purpurkindes'. Im folgenden Aufzug bringen erit der britische und der holländische Gesandte einzeln dem König ihre Glückwünsche dar, worauf ihnen ein Minister im Namen des Königs dankt; dann erscheinen jene Abgeordneten, von denen zwei nacheinander das Wort nehmen; auch ihnen antwortet ein Minister. Und noch nicht genug: jetzt begibt sich die ganze Gesellschaft zum Kronprinzen und dort wiederholt sich dieselbe Folge der Reden! — Auch Ionit müssen die Fürsten aus allen möglichen Gründen Gratulationscouren abhalten. Hatte man gar keine Gelegenheit, eine Glückwunsrede einzuschieben, so nimmt wohl (1733) in der Schlußrede ein Zögling das Wort, um 'denen studirenden wegen der bisherigen Ruhe des Heil. Röm. Reichs' aufs herzlichste zu gratulieren!

Aber nicht nur Eloquenz konnten die Zöglinge in solchen Szenen lernen, sondern vor allem die Wissenschaft der Wissenschaften, die conduite, die 'große Wissenschaft vom Komplimentieren und Diskurieren, von Visiten und Antidambrieren, von Kleidern und Moden' (Paulsen, Gesch. d. gel. Unterr. I² S. 492). Mit heiliger Scheu wurde die 'Weisheit vom decoro oder einer höflichen und wohlausfähiglichen

1) S. Arnold Geschichte der R.-A. S. 156/157 und das interessante Aktenstück im Domarchiv VI R 2.

conduite' auf der Ritterschule gepflegt; denn ohne sie muß ja 'die Tugend selbst ihre grace verliehren' (Kemm. 224). Aus Furcht vor der heiligen conduite wagt der an die Ritterschule berufene Magister Starke nicht, seine zufagende Antwort direkt an das Domkapitel zu richten, weil er 'in Titulatur und Curialien' fehlen könnte!¹⁾ Wie berechtigt diese Furcht war, zeigt das Beispiel des trefflichen Miller. Der nach des Kapitels eigenem Urteil 'gar geschickte Mann', der außer seinem Fachstudium, der Mathematik, 'alles was in gründlicher Latinitat und andern disciplinen nötig ist' durchaus beherrschte, mußte sich als Anstaltsleiter mit dem Titel eines Prorektors begnügen, weil er 'eines Edelmanns conduite zu formiren zulängliche Geschicklichkeit' nicht besaß.²⁾ Da nun das Ritterkollegium nicht, wie die meisten Ritterakademien, in einer Residenz lag, an deren Hofleben die Zöglinge sich hätten beteiligen können, die Beherrschung des höfischen Ceremoniells aber eine der Hauptforderungen der conduite bildete, so konnte man den Zöglingen die höfischen Formen nur dadurch beibringen, daß man die Handlung der Aktus in die höchsten Gesellschaftskreise, unter Könige und Minister, Fürsten und Diplomaten verlegte. Auch hierbei waren die vielen Repräsentations-szenen überaus nützlich. Aber auch theoretisch konnte man sich als einen Mann von conduite erweisen, wenn man etwa als Kurfürst von der Pfalz mit dem Kanzler 'das ceremoniel für die bevorstehende solennitaet regulierte' (1720) oder wenn man 'von denen Erb- und Erb-, auch Erb-Hoff- und Erb-Ober- und Unter-Ämtern' diskutierte. Was verstand davon der biedere Miller?!

Aber die conduite verlangte mehr: sie forderte auch Ausbildung im Fechten und im Tanzen. Auf das Fechten, das auch Kemmerich (S. 517) nicht besonders schätzt, weil es leicht 'zu allerhand liederlichen Streithändeln Anlaß' gäbe, wurden auf dem Ritterkolleg nur zwei fakultative Wochenstunden verwendet³⁾. Dagegen galt das Tanzen, ohne welches 'man weder bey Hofe noch in anderer vornehmer Gesellschaft vor einen galant homme passiren' kann (Kemm. 515), gewissermaßen als Hauptfach; es wurde in allen Klassen das ganze Jahr hindurch in sechs Wochenstunden gelehrt! Da konnten die Zuschauer schon verlangen, daß ihnen der Rektor am Schluß des Aktus Ballette mit 'hohen und niedrigen Tänzen' vorführte. Konnte er auch Erfolge im Fechten zeigen, um so besser.⁴⁾ Alles aber übertrumpfte Fehmel, der im Anschluß an den Aktus von 1712 zwei

1) Domarchiv VI R 2. 2) Domarchiv VI R 2. 3) Über diese und die folgenden Angaben vgl. die Intimationen. 4) Vgl. oben S. 102.

Zöglinge in antiker Frauentracht ein allegorisches Ballet der Verstellung und der Schmeichelei tanzen ließ.

Doch was half dem Hofmann all seine Tanzkunst und all seine Eloquenz, wenn er den schwierigsten Teil der conduite nicht beherrschte, die 'vornehme conversation'? Hier zeigt sich, wie wenig die Aktus imstande waren, den Zöglingen das Hofleben zu erleben. Denn die schwere Kunst, mit 'Frauenzimmern galant zu discouriren', konnte man bei dem Mangel an weiblichen Rollen nicht üben. Da mußten schon Gesprächsbücher aushelfen, wie sie unsere Bibliothek noch heute von jenen Tagen her aufbewahrt, etwa der 'Esprit de la cour', in dem man ausführliche Musterunterhaltungen fand: on admire les yeux de Léonice oder on galantise une fille scavante sur ce qu'elle est maladive oder gar on cajolle Sinope sur la beauté de son sein! Unterhaltungen zwischen Cavalieren dagegen ließen sich leicht einslechten. Proben davon gibt uns der einzige im vollen Wortlaut erhaltene Aktus, der 'von den wahren und falschen Kennzeichen starker Geister' (1746), den Öhlschläger auf vielfaches Verlangen drucken ließ und in einem in goldverziertes Leder gebundenen Prachtexemplar mit eigenhändiger Widmung der Bibliothek stiftete. Er war also offenbar eine Perle seiner Gattung, die Öhlschläger hier voll stolzer Bescheidenheit der Mitwelt preisgab: 'Ich eigne mir von allem dem, was ich darin habe vorfragen und bekannt machen lassen, nichts als die mit untergelauffene Fehler, das übrige aber allein dem zu, von dem wir alles Gute empfangen!' Statt auf die unsäglichen Plattheiten dieses phrasenerfüllten, langweiligen Machwerks, in dem nicht lebendige Menschen, sondern verkörperte Lehrbuchparagraphen das Wort führen, näher einzugehen, lege ich als Probe des Gesprächsstiles einen Auszug des 'einigen Auftritts der zweyten Öffnung' hierher:

'Honoratus übergiebet seine beyde Söhne, Jodocum (10 Jahr) und Liborium (7 Jahr)¹⁾, deren jener ein Soldat werden, dieser aber studiren soll, dem Prudentius zur Anführung'.

Honor.: Mein Herr Prudens, hier sind die beyde Erudiendi, welche ich ihrer klugen Anführung, vorsichtigen Außicht und treuen Unterweisung zu übergeben vorhave. Ich bin nicht im Stande, meine Pflicht in diesem Stücke selbst wahrzunehmen; und muß meine Stelle also andern überlassen. Sie werden dieselbe künftig einnehmen und wie Ihnen die Vater-Pflichten nebst ihrer Wichtigkeit und schweren Verantwortung bekannt sind: so zweifele ich auch nicht, Sie werden, bey Übernehmung derselben, sich alles desjenigen sorgfältig erinnern,

1) Man beachte das Alter der Knaben!

was man deshalb von ihrem Fleisse, ihrem Exempel und Wandel, ihrem Unterricht und ihrer Anleitung zu allem Guten, zu erwarten hat. Ihr aber, meine geliebte Söhne, habt gegenwärtigen euren künftigen Herrn Hofmeister, als mich selbst zu lieben, zu achten, zu ehren, zu folgen und zu hören; Ihm, wo ihr wollet, daß ich euch beständig lieben soll, keinen Verdruf zu machen, seine Ermahnungen und Anordnungen so wohl, was eure Studien als was eure Lebensart betrifft, mit Respekt und Gehorsam anzunehmen und euch überall auch gegen ihn, eurem Stande gemäß, vernünftig, artig und sittsam zu verhalten. Es bleibt doch noch dabey, daß ihr (an Liborium) studiren wollet?

Libor.: Wo sonst nichts anders über mich verhänget ist, so versichere ich, Mein gnädiger Herr Vater, daß ich meinen Vorlaß zu studiren nicht ändern, und mich eusserst bemühen werde, was rechts zu erlernen.

Honor.: Das muß auch seyn. Und Ihr (an Jodocum) wollet doch ein Soldat werden?

Jodoc.: Nichts anders in der Welt, wenn mon cher Papa es erlauben wollen. Feder und Tinte sind wohl recht gut; aber ich weiß nicht, ich mache mir nur die Finger damit schmutzig. Der Degen, deucht mich, führet sich etwas sauberer. Und die schönste Bibliothek hat so viel reizendes für mich nicht, als eine nette Rüstammer.

Honor.: Es ist gar gut; bleibt nur bey eurem Vorhaben. Bedencket aber wohl, daß Ihr Verstand, Willen, Leib, Gesundheit, Leben, Ehre, ja auf gewisse Weise euer Vermögen im Dienst aufzuopfern habet.

Jodoc.: Das schadet nicht; ein gnädiger König, ein gütiger Chef, eine gute Beute und eine reiche Braut, bringen das alles wieder.

Honor.: Sie (an Prudentium) werden denn so gut seyn, und lich nach beider Vorhaben richten. Verhüten Sie nur zwei Extrema, daß sie keine starke Geister und keine Kopfhänger oder Feuchler werden.

Prud.: Ich danke zuförderst ganz gehorsamst vor das zu mir gefasste Vertrauen; und wie ich meine Pflichten beständig vor Augen haben und mich mehr in Werken als in Worten pflichtmäßig erweisen werde: so bin ich auch im erforderlichen Fall der väterlichen Unterstützung meiner Autorität, und der Beförderung meiner guten Absichten versichert' u. s. w. — Prudentius lebt nun weislichweisig auseinander, in welchen galanten Disziplinen er die Knaben unterweisen werde. Schließlich sagt

Jodoc.: Ich werde in der lateinischen Stunde öfters mit meinem peto veniam aufwarten.

Jehn Libor.: Das wird sich wohl geben, mein lieber Bruder, wenn Euch der Herr Hofemeister nur das Oportet erst wird beygebracht haben. Ich werde fleißig studiren, und wir wollen denn künftig sehen, wer mehr Ruhe und Vergnügen von seiner Lebensart haben wird: ich von der schmutzigen Feder oder Ihr von dem blanken Degen. Es versteht sich ohnedem, daß ich mir diesen im Fall der Noht nicht nehmen lasse.

Jodoc.: Wozu wollet ihr doch den Degen gebrauchen, die Federn damit zu schneiden? Macht Euch mit eurem Studiren nur nicht so breit. Es geht uns beyden damit noch wohl so, wie jenen Knechten, davon der eine sagte: ich wills thun, und tahts nicht; der andere aber es umkehrte.

Honor.: Streitet euch nicht um einigen Vorzug; der beste lieget in Verstand, Tugend und Wissenschaften verborgen. Vergesst nur nicht, was ihr dem Herrn Hofemeister schuldig seyn werdet, wenn er euch dazu behülflich ist. Habt Ihr wohl behalten, was ich euch schon öfter gesagt habe:

Qui détruit mes erreurs, me rend de grands services;
Je dois plus à celui qui m'arrache à mes vices.

Prud.: Ich achte es vor meine grösste Glückseligkeit, wenn ich meine und anderer Menschen Vollenkommenheiten befördern, und sonderlich zur Herrschaft über sich selbst und Besserung der Sitten behülflich seyn kann. Mir fällt dabey ein, was der Auctor des épitres divers sagt:

En reformant les moeurs qui produit des trésors,
Rend l'état invincible en dedans, au dehors!
Il fait plus: par l'effort d'une sage industrie,
Il sert son Dieu, son Roi, son prochain, sa patrie.

Honor.: Das ist recht artig gesagt. Merket das bey dieser Gelegenheit. Wenn ihr künftig so was erbauliches und nützliches von dem Herrn Hofemeister, oder sonst höret, müsstet Ihr es nicht vorbeylassen. Nun ich verspreche mir viel gutes von Eurem Verhalten.

Jodoc.: Ich mache mir eine Ehre daraus, gehorsam, artig und fleißig zu seyn.

Libor.: Ich desgleichen. (Stehen beyde auf und küssen den Rock).'

209 Das lehrte man als Wahrheit und Natur dem heranwachsenden Geschlecht des siebenjährigen Krieges!

Man kann die hohle Oberflächlichkeit und Unwahrheit dieser Pädagogik nicht klarer darstellen, als indem man die Aktus mit den gleichzeitigen Strafbüchern und Konferenzprotokollen vergleicht. Zur selben Zeit, da die Aktus den Eltern den Drill der feinsten conduite vorführen, traktieren sich die Zöglinge aufs rohste mit Fäusten, speien sich an, können bei Tisch 'unanständige familiarité und impertinente Geschwätz' nicht unterlassen und sind stets bereit, sich mit unglaublicher Niedrigkeit der Gesinnung gegenseitig zu denunzieren, oft erst nach 8 oder gar 14 Tagen! Und während die Arien und Reden von Servilität und Tugendhaftigkeit überfließen, sprechen die Schüler jeder Autorität Hohn, begegnen den Lehrern mit frechstem Trotze und kommen durch liederliche Streiche mehr als einmal mit der Obrigkeit in ernste Konflikte. Wenn endlich die Zöglinge salbungsvolle Reden halten de neglecto benefici numinis cultu oder im Chor singen:

Dummes Heer der Atheisten,
Du bist in der Welt nichts werth.
Durch dich werden fromme Christen
Nur gehindert und beschwert.
Denn du stellst mit deinen Grillen,
Und mit deiner Phantasie,
Wider deines Schöpfers Willen
Dich weit hinter alles Vieh:

wie stimmt das zu der Tatsache, daß sie alltäglich aufs lästerlichste fluchen, daß sie die Andachten durch den empörendsten Unfug stören und daß ein Zögling sich bei Tisch zu beten weigert, weil das 'einem Edelmann unanständig' sei?

Ein Wunder ist das freilich nicht. Auch an anderen Anstalten dürfte eine ähnliche Pädagogik ähnliche Früchte gezeitigt haben. Bringt es der Jugend schon Schaden, wenn man ihr gestattet, über alles zu sprechen und zu urteilen: wie viel mehr, wenn man es ihr geradezu vorschreibt? Verbreiten sich doch hier die Darsteller mit demselben Brustton der Überzeugung über die schwierigsten Fragen der Politik wie über die 'vernünftige Lebensweise eines Frauenzimmers'! Welche Achtung vor dem weiblichen Geschlechte sollte der hegen, der als Schüler den anwesenden Damen nicht nur die plattesten Schmeicheleien sagen, sondern auch die gewagtesten Scherze zurufen durfte: 'Was Madame Venus vor ein Tugendbildchen gewesen ley, das hat Vulcanus erfahren!' oder gar: 'Louis XIV. war eben kein schwacher Geist; Monsieur Mazarin aber und Madame

de Maintenon waren noch stärker. Denn sie machten mit ihm, was sie wollten, und daher röhret das bekannte Epitaphium der Madame de Maintenon:

C'y git la reine en espérance, La gloire de nos ennemis,

La perte de la France Et la honte du grand Louis.

Ja, wenn man alle Maitressen wüßte, die grosse Geister beherrschet haben: o combien de Maintenon! combien de Maintenon! So ließ Öhlschläger seine Schüler sprechen, der Erfinder der 'Akademie der Sitten'! Das paßt freilich vortrefflich zu der pädagogischen Ungeheuerlichkeit, daß er im Aktus von 1734 die 'Freundschaft eines Wollüstigen' repräsentieren ließ. Die Folge war Anmaßung und Eitelkeit, Servilität nach oben und Hochmut nach unten: 'in summa . . . ein solcher Zustand, der gewiß Gott zum Zorne anreizten, alle treue praeceptratores aber bey ihrer lauren Arbeit verzagt machen wird' ¹⁾.

Erst Breymann legte die Axt an die Wurzel des Baumes, der so böse Früchte trug. Wie er überhaupt, vom trefflichen Arnold aufopfernd unterstützt, den Schulbetrieb von Grund aus reformierte, so hat er auch dem Aktus sofort nach seinem Amtsantritt (1763) eine neue Form gegeben. Ein viel zu tüchtiger Pädagoge, um rein praktischen Zielen nachzujagen, dabei ein viel zu feiner Ästhetiker und viel zu gründlicher Litteraturkenner, um sich mit eigenen Werken zu brüsten, hat er nur kunstgemäße Dramen, die der Litteratur angehören, auf der Schulbühne geduldet ²⁾. So kündigt sich auf der Ritterakademie der Neuhumanismus an. 1764 ³⁾ 'bestreuten die Zöglinge eines würdigen Mitbruders Grabmal mit Blumen', indem sie den 'Codrus' des aus der 'Hamburgischen Dramaturgie' bekannten Frhr. von Cronegk zur Aufführung brachten; 1765 folgte der 'Canut' von Joh. Elias von Schlegel, den Schierer einen Vorläufer Lessings nennt; 1768 ⁴⁾ Voltaires Mort de César, der von Breymann selbst zu diesem Zwecke übersetzt worden war. 1770 ⁵⁾ bekam wieder Schlegel das Wort mit dem 'Hermann', der nächst dem 'Canut' für sein bestes Trauerspiel gilt; und vier Jahre später schließt endlich die Reihe der Aktus, bedeutungsvoll genug, mit Goethes Namen ab.

1) Schlußbemerkung von Fehmel in einem Konferenzprotokoll vom 11. Januar 1713. An Breymann schreibt der Graf von Schönburg am 24. Februar 1766, sein Sohn sei als ein 'politischer Heuchler' und 'als ein in der Eigenliebe ertrunkener junger Mensch' zurückgekehrt. (Domarchiv VI R 10). 2) Dem widerpricht nicht, daß er am 30. September 1766 seine Schüler durch eine richtige Haupt- und Staatsaktion, den 'Kunz von Kaufungen', erfreute. 3) Die folgenden Angaben meist aus Breymanns 'Beiträgen'. 4) 17. März 1766 'ist bei Gelegenheit der Generalversammlung ein Aktus aufgeführt' (Tagebuch). Der Titel fehlt. 5) 24. Januar 1769 'zum Geburtstag Sr. Maj. . . . ein Aktus aufgeführt'. (Tagebuch). Der Titel fehlt.

Denn die Clavigo-Aufführung vom 12. Oktober 1774 war die letzte. Daß die Anzahl der Schüler gering war, daß die Bühne jetzt verfallen und 'aufs gelindeste zu reden, von allem, was angenehm, schön und reizend ist, entblößt'¹⁾ da stand, war sicherlich für Breymann nicht entscheidend, aber es kam ihm sehr gelegen. Er konnte dadurch einen Druck auf das Domkapitel ausüben, dem er am 23. März 1773 'pflichtgemäß' anzeigt, daß 'der Boden des großen Theatersaals auf dem Collegio durch die Länge der Zeit in einen so baufälligen Zustand geraten, daß fast ohne Lebensgefahr kein Actus mehr darauf gehalten werden könne'²⁾. Der wahre Grund war wohl das pädagogische Bedenken, welches Arnold (Geschi. der R. A. S. 13. u. 27) ausspricht, daß selbst die neue angemessene Form der Aktus nicht nur eine Verschwendung von Zeit und Geld darstellte, sondern auch die Eitelkeit und Anmaßung unter den Schülern beförderte. Wenigstens spricht der Oberkonsistorialrat Büsching, der 1775 einige Tage in der Ritterakademie Breymanns Gast war und der offenbar nur dessen Gedanken wiedergibt, sich ganz ähnlich aus wie Arnold³⁾. Wie dem auch sei, auf Breymanns Antrag wurden jetzt die Aktus durch allmonatlich vor der Konferenz abzuhaltende Deklamationsübungen ersetzt.

Und doch hat noch einmal schauspielerisches Gepränge den alten Aktussaal belebt. 1783 hatten die Zöglinge die Aufführung von Gottlieb Stephanies Schauspiel 'Die Werber' heimlich vorbereitet: sie überraschten damit ihren alten Direktor an seinem Geburtstage. Mit einem so freundlichen Bilde schließt die Geschichte der Festaktus auf der Ritterakademie.

1) Worte Büschings (s. unten). 2) Domarchiv VI R 10. 3) Anton Friedr. Büsching, Beschreibung einer Reise von Berlin über Potsdam nach Reckahn unweit Brandenburg. Leipzig 1775 S. 281. Der Seltenheit des Buches wegen möge der die Ritterakademie betreffende Abschnitt im Anhang IV folgen.



Anhang I.

**Festspiele der Stadtschüler vor den Domherrn
im 16. Jahrhundert.**

Die folgenden Angaben über Fastnachtsskandinien, die die Stadtschüler vor den Domherrn zur Aufführung brachten, entstammen den Rechnungsbüchern des Kapitelarchivs. Ich verdanke ihren Nachweis der Güte meines Kollegen Dr. Gebauer.

- 1536: 12 gr. dem Schulmeister der Altenstadt Dranggeldt vor dye comedien Terentii.
„ „ : 8 gr. den Schülern der Newenstadt vor derselbigen Faßnachtspyll.
1539: 1 Gulden dem Schulmeister in der Newenstadt pro presentatione comedie in canisprunio.
1570: 2 gr. vor nagell dem Herrn Magister die teppich damit anzuschlaen, als die commedia ist agiret worden, denn 31. Januarii im 70 ten.
1572 (Esto mihi): . . . item in der Comedia vertrunknen von dem actore und der Personen darin¹⁾.
1576 (12. May): 2 thaler dem rectori in der Altenstadt die commedia zu agiren.

1) Vgl. die Eintragung zu demselben Jahr in einem Rechnungsbuch der Altstadt (Ratsarchiv Cod. A 32): 'Sexta post Quasimodo: 2 scho(dk) 15 gr. dem Schulmeister verehret vor die commedia von dem Thobia, die ehr in verschienen Faßnacht agiret'. Außerdem enthält dasselbe Rechnungsbuch noch folgende Angaben über spätere Aufführungen in der Stadt, die vermutlich vor den Domherrn wiederholt worden sind:

- 1573 sexta post estomihi: 44 gr. 3 f für bier vndt wein, daruon der Burgermeister M. Simon nach Berlin genommen, das andere auf die commedia geholet.
„ „ 2 silbergroschen die Bawknedt vertrunknen aus Beuehll (Befehl) des Burgermeisters, Als das geruste zum Spiell gebaweth.
1573 sexta post Reminiscere: 2 scho(dk) 15 gr. dem Schulmeister verehrt wegen der Comedia vom Daniell in der faßnacht von ihm agiret.
1575 sexta post Estomihi: 15 gr. für bier denn Schulgeissen verleubth im spiell zu trinden.



Die
gestürzte falsche
Staats-Rügheit
Wird
an dem Exempel
MYLORDS DUDLEY,
Hertzogs von Northumberland!

Von der
auff der Ritter Schule
zu Brandenburg
studirenden NOBLESSE,

Den 10. Novembris 1713.

in einem solennen

ACTU

vorgestellet werden/
welches hiermit

Allenhohen INTERESSEN und Bönnern
von der hiesigen Ritter-Schule/
Mit gebührenden Respect intimirt und Sie
gehorsamst darzu einladet

M. A M A N D V S Gotthold Fehmel/
der Ritter-Schulen Rector.

B R A N D E N B U R G .

Gedruckt bey Ernst Friedrich Gernemann/ Königl. Preuss. priv. Buchdr.

Ordnung der PRAESENTATION.

Erste Ouverture.

Alexander de Beville, Eques Mesomarch. hält eine Rede von der falschen Klugheit und erzählt kürzlich die Intrigen des Herzogs von Northumberland.

Erster Auftritt.

Friedrich Ludwig von Knobloch/ Equ. Mesom. präsentirt den Herzog von Northumberland, und überlegt mit einigen seiner Vertrauten/ wie es anzustellen/ daß die beyden Schwestern des Königs Eduardi von der Succession möchten ausgeschlossen werden.

Hans Wilhelm von Latorff/ Eques Anhaltin. stellt den Herzog von Suffolck der Janae Grajae Herrn Vater vor.

Friedrich Ernst von Platen/ Equ. Prignitz. hat die Person des Mylords Guilford als Gemahls der Janae Grajae. Sie überlegen die von dem Herzog von Northumberland proponirte Affaire.

Anderer Auftritt.

Friedrich Uladislaus, Baron de Reiswitz, Eq. Saxon. Der Herzog von Pembrok/ Basso Christian von Blankensee/ Eq. Neom. Der Graff Arondel/ beyde kommen zu dem vorigen und geben einige Nachricht von den Zustande bey Hofe.

Dritter Auftritt.

Friedrich Ernst von Oppen/ Eques Mesomarch. hält in Französischer Sprache eine Rede von der Falschheit und Dissimulation. Henrich Ehrenreich von Bär/ Equ. Mesom. hält eine kurze Rede von Unterdrückung anderer um sich groß zumachen. Dietrich Wiprecht von Zieten/ Equ. Mesom. redet von Mißbrauch guter Gaben.

Hierauff wird musicirt.

ARIA.

Schnöder Ergeiß! der zum Glücke
Durch der Bosheit Staffeln steigt.
Was sich zu den Sternen neigt
Haßt' Betrug und flieht die Tücke/
Weil der wahren Klugheit Licht
Selbst die Bahn zu Ehren bricht.

Endere Ouverture.

Erster Auftritt.

Der Herzog von Northumberland überlegt nebst den obigen so sich
bey den ersten und andern Auftritt der ersten Öffnung praesentiret/
was nach erfolgten Tode des Königs Eduardi zu
thun sey/ hierzu kommt noch

Hans Lupold von Schöning/ Equ. Pomeran. und sucht unter
der Person des Comte de Huntington in einer Französischen
Anrede den Herzog von Northumberland zu disponiren/ daß
er wider der Prinzessin Mariae Adhaerenten zu Felde gehe.

Ander Auftritt.

Otto von Schlabrendorff/ Equ. Mesomarch.: } raisoniren ob das
Adam Ernst von Rodow/ Equ. Magdeburg: } Redt zur Krone
Ludewig von Oppen/ Equ. Mesomarch: } der Prinzessin
Mariae oder Janae
Graiae zukomme

Dritter Auftritt.

Der Herzog von Northumberland und der
Marquis de Northampton dessen Person
Caspar Martin von Solzen/ Eq. Neom. praesentiret/ discuriren
wegen des Feldzuges.

Vierdter Auftritt.

Des Vice Canzler und Bischoff zu Cambridge als Deputirter
von der Universität dasebst dessen Person stellet vor:
Adolph Friedrich von Waldow/ Eq. Meckelbg: und compli-
mentiret den Herzog in einer lateinischen Rede. nebst ihn:
Ernst Balthasar von Wedel/ Eq. Neomarch.

Fünfter Auftritt.

Wolff Friedrich von Rezow/ Eq. Mesom. ein Deputirter von der Stadt Cambridge an den Herzog von Northumberland/ nebst ihm:

Hans Ernst von Randow/ Eq. Magdeburg.

Sextster Auftritt.

Senning Caspar von Bredow/ Eq. Mesom. sucht unter der Person des Lord Maire den Herzog zu disponiren/ daß er sich vor die Mariam erkläre.

Siebender Auftritt.

Dam Sigmund von Pflug/ Equ. Saxon. handelt in einer kurzen Rede von Verachtung geringer Leute/ welches als eine Haupt-Faute an den Herzog von Northumberland von den Historicis remarquirt wird.

Caspar Wicard von Platen/ Eques Prignizens. redet von Betrug und Neid.

A R I A.

Neid und Mißgunst tobt und brennt/
Wenn sie fremdes Glück erkennt
Nichts stillt ihr erboßtes Räsen
Biß sie zu des Feindes Fall
Hört die Mord Trompete blasen;
Thönt davon der Wiederschall
Legt bey dieser Höllen-Brut
Sich auch die Verdammte Wuth.

Dritte Ouverture.

Erster Auftritt.

Balthasar Ludwig von Greiffenberg/ Eq. Uckeran. Mylord Paget.

Hans Georg von Bröslie/ Eq. Mesom. Chevalier Thomas Cheyney.

Hans Friederich von Rodow/ Eq. Mesom. Chevalier Jean Masson. Joachim Carl von Barnewitz/ Eq. Meckelburg. Marquis de Winchester, überlegen zusammen/ ob es dienlich des Herzogs von Northumberland Parthey zu verlassen.

Ander Auftritt.

Die vorigen und darneben der Herzog von Pembrok/ wie auch der Graff Arondel, welcher in einer Französischen Rede heftig wider den Herzog von Northumberland redet und dessen Adhaerenten von ihm abwendet.

Dritter Auftritt.

Der Herzog von Northumberland thut sehr desperat, daß das Volk der Mariä Parthey zufällt und ihm sein Anschlage mißlingen.

Vierter Auftritt.

Der Graf Arondel, welcher auf der Mariä Parthey über-
gangen/ nimmt den Herzog gefangen/ wobey dieser eine grosse
Zaghaffigkeit spüren lässt.

Fünfter Auftritt.

Hans Joachim von Sorgas/ Eq. Mesom.

Lüdecke Ernst von Schöning/ Eq. Pomeran.

Bенно David Friedrich Christoph Baron de Hünicken/ Eq.
Halberstad., raisoniren über des Herzogs Fall/ handeln dabey
von der Gleichgültigkeit in Religionen/ it.: von der Nieder-
trächtigkeit im Unglück.

Die Nachrede von wahren Klugheit wird

Joachim Lupold von Bredow/ Eques Mesomarch. halten.

A R I A.

So röhrt der Donner-Knall
Den frechen Capaneus!

So folgt der jähre Fall
Von einen Salmoneus!

Wer sich die Ehre so läst blenden
Daß er mit Übermuth verletzt
Was selbst GOTT und Natur gesetzt
Muß seine List mit Unglück enden.

Anhang III.

Thun der Verhandlungen von 1701 bis 1713, die sich auf die
seit 1701 geführten Verhandlungen zwischen Großbritannien und
den Spanischen Niederlanden beziehen, sowie die Verhandlungen
der Spanischen Regierung mit dem Kaiser über die
Bestimmung des Thronfolgers für Spanien.

und den daraus resultierenden Verhandlungen nach dem Frieden von Utrecht.
Die Verhandlungen zwischen Großbritannien und Spanien fanden im Januar 1713 statt.

Übersicht über die erhaltenen Szenarien.

- | | |
|-----------|--|
| Wezel | 1707 (30. März): de captivitate Francisci primi ad Paviam.
1707 (30. Sept.): Lateinischer Redeaktus über verschiedene Themen.
1709 (20. März): Carolus II avitis Britanniae regnis restitutus. |
| Uhl | 1710 (29. April): Dubia successionis Hispanicae fata.
1710 (1. Oktob.): Redeaktus zu Ehren der Geburt des Prinzen Friedrich Wilhelm.
1711 (30. April): Die Historie von Brandenburg. |
| Miller | 1712 (4. Oktob.): Pax ab ordinibus Belgii foederati facta cum Rege Galliarum Neomagi. |
| Fehmel | 1713 (10. Nov.): Die gestürzte falsche Staatsklugheit an dem Exempel Mylords Dudley.
1714 (1. Oktob.): Die heilige Ligue.
1715 (22. Nov.): Die merkwürdige Revolution in England unter König Jacobo II.
1716 (30. Sept.): Die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Regierung Carl des Weisen, Königs in Frankreich. |
| Kemmerich | 1717 (30. Sept.): Die Intrigen des französischen Hofes in der Spanischen Successions-Sache.
1718 (30. Sept.): Die verkehrte Politique vieler Höfe. |

- Wezel 1719 (30. Sept.): Das befreigte Portugall.
- 1720 (30. Sept.): Des Glorwürdigen und Durchlauchtigen Burggraffen zu Nürnberg Friderici Belehnung mit der Chur-Dignitaet.
- 1721 (29. Sept.): Johannis Casimiri, Königes in Pohlen, anno 1668 geschehene Abdication.
- Öhlschläger 1723 (im Sept.): Die vornehmsten Umstände der Merkwürdigen Unruhen, welche sich zur Zeit der Regierung Kaisers Heinrichs des IV. im Römischen Reiche zugetragen haben.
- 1724 (im Sept.): Von denen Staats-Ursachen des unter der Regierung Kaisers Fridericus des III. erneuerten Chur-Fürsten-Vereines.
- 1725 (im Sept.): Die Acht des Churfürsten Fridericus des V. von der Pfalz.
- 1726 (im Sept.): Von denen Dreyen Grossen des XVII. Seculi, dem Römischen Kaiser Leopold, dem König in Frankreich, Ludewig dem XIV., und dem Churfürsten von Brandenburg Friderich Wilhelm.
- 1727 (im Sept.): Von denen Vorzügen des Brandenburgischen Hauses.
- 1728 (im Sept.): Von den Pflichten gegen das Vaterland.
- 1730 (im Sept.): Einige das Werk der Reformation und die Augspurgische Confession betreffende Rechtsfragen.
- 1731 (im Sept.): Von der hohen Nothwendigkeit sich selbst und andere Menschen kennen zu lernen.
- 1732 (im Sept.): Von demjenigen, was die wahre Staats-Raison wohleingerichteter Republiken erfordert.
- 1733 (im Sept.): Über den Mangel der vernünftigen Liebe als die Haupt-Ursache aller innerlichen und eusserlichen Unruhe der Menschen.
- 1734 (im Sept.): Die Neumodische Freunde ohne Freundschaft.
- 1735 (im Sept.): Von dem Adel.
- 1736 (im Sept.): Das Traue, schaue, wem, in denen Exempeln des Kaisers Karls des V. und des Churfürsten Moritz von Sachsen.

- 1737 (im Sept.): On prend plus de mouches avec du miel qu'avec du vinaigre. Man kann mit Honig viel mehr Fliegen, als mit dem scharffen Essig kriegen, wie dieses Julius Caesar und Octavius Augustus mit ihren Exempeln bestärken.
- 1739 (im Sept.): Das Beständige in der Zeit oder das Andencken guter Verdienste.
- 1740 (im Sept.): Felicitas populi, worin sie bestehe, . . . nebst wiederholten Allerunterfährigsten Glückwünschen an S. Königl. Majestät von Preussen.
- 1741 (im Sept.): Über den durch seine Favoriten unglückseligen König von Engelland, Richard den II.
- 1742 (im Sept.): Das von denen glücklichen und unglücklichen Trohnfolgen abhängende Wohl und Weh derer Staaten in denen Exempeln derer Könige Karls des VII. von Frankreich und Heinrichs des VI. von Engelland.
- 1743 (im Sept.): Von der besten Lebens-Art und der selben vernünftigen Wahl.
- 1744 (im Sept.): Von der Gelehrten Unwissenheit.
- 1746 (im Sept.): Von denen wahren und falschen Kennzeichen starker Geister.
- Heinz 1748 (im Sept.): Von denen jezo in Europa blühenden Ritterorden an protestantischen Höfen.
- 1750 (im Sept.): Von denen in Europa anjezo blühenden und bereits erloschenen Ritterorden an Catholischen Höfen.
- 1755 (im Sept.): Über die dendkwürdigsten Veränderungen, welche in dem Königreich Preußen von den ältesten Zeiten bis zu dessen Erhöhung erfolget sind.

Mit Ausnahme des letzten (1755)¹⁾ sind sämtliche Szenarien in teilweise ganz willkürlicher Reihenfolge zusammen mit den Intimationen in einen Folio-Band gebunden, welcher im Archiv der Ritterakademie liegt. Diesen Band benutzt auch Arnold für seine in der Geschichte der Ritterakademie S. 15 gegebenen Bemerkungen

1) Dieses ist als Jubiläumsprogramm einzeln in Großfolio gedruckt.

über die Auktus. Das ergibt sich daraus, daß er den Michaelisaktus von 1707 für den ältesten hält, weil er aus Versehen in jenem Bande vor dem Judikaaktus desselben Jahres steht. Um so auffallender ist es, daß Arnold unter den a. a. O. beispielsweise aufgeführten zwanzig Titeln 'Eine Kaiserkrönung zu Frankfurt a. M.' erwähnt, die im Sammelbande nicht enthalten ist. Da nun 1729 kein Auktus stattfand (s. S. 97) und auch für 1708 und 1722 der Ausfall der Feier wahrscheinlich ist¹⁾, da ferner die Öhlischlägerschen Auktus nach dem von ihm selbst angelegten Verzeichnis²⁾ sämtlich vorliegen, so kann jener Auktus 'Über die Kaiserkrönung in Frankfurt a. M.' nur unter Beifügung dessen Programme allerdings in unserer Bibliothek nicht vollständig erhalten zu sein scheinen.

Im Wortlaut ist nur ein Auktus erhalten; im übrigen bilden die dürftigen Szenarien die Grundlage des vorstehenden Aufsatzes.

1) Über 1708 s. oben S. 100. 1722 scheint Weigel die abermalige Verfretung des Direktors abgelehnt zu haben. 2) In der Vorrede zur Ausgabe des Auktus von 1746.

Anhang IV.

**Anton Friderich Büschings, Königlich Preußischen
Oberconsistorialraths pp.**

Beschreibung seiner Reise von Berlin über Potsdam nach Reckahn unweit Brandenburg, welche er vom dritten bis achten Junius 1775 gethan hat. Mit Landkarten u. andern Kupferstichen. Leipzig 1775 gedruckt bey Friedrich Gotthold Jacobäern, im Verlag der Haude und Spenerschen Buchhandlung zu Berlin. 332 S. 8.

(S. 275.) Von dem [Marien-]Berge, fuhren wir durch einen Theil der Altstadt über den Grillendamm, nach der Burg Brandenburg, in welcher die Domkirche des 949 von dem Kayser Otto gegründeten Bisthums ist. Sie steht weder mit der Neustadt noch Altstadt in Gemeinschaft, sondern gehört dem Domkapitul, und wird zu dem platten Lande gerechnet. Die Insel auf welcher sie liegt,

ist von der unter- und ober-Havel umgeben, und über die letzte geht eine Brücke nach der Neustadt. Sie begreift außer der Domkirche, dem Rittercollegio, und der kleinen St. Peterskirche, die Curien der 7 Glieder des Domkapitels auf dem Domplatz. Gleich an Dom liegt der Kiez, auf welchem 2 Schulzen und 40 Cossäten wohnen, und der in den großen und kleinen Kiez, oder in den Dom- und Neustädtischen Kiez abgetheilet wird. Ueberhaupt gehören zu dem Dom 81 Feuerstellen, welche jetzt von 508 Seelen bewohnt werden.

(S. 276.) Wir stiegen vor dem Hause des Herrn Directors Breymann ab, welcher ein sehr hochachtungs und liebenswürdiger Mann, gelehrt, und ein wahrer Menschenfreund ist. Seine Frau Gemalin eine geborene von Schmettau, welche in der ersten Ehe einen Herrn von Kamedke zum Mann gehabt hat, empfing mich mit großer Leutseligkeit. Wenn man mit dieser gelehrten Frau umzugehn das Vergnügen hat, so bedauert man nichts mehr, als daß ihr aufgeklärter Geist in einem so schwachen Körper wohnet. Sie führte mich in eine starke Gesellschaft von Dames und Herren, die ihre Verwandte und Freunde waren: es wurde aber beschlossen, daß wir sogleich in das Rittercollegium gehen, und nach demselben auch die übrigen Merkwürdigkeiten in der Burg besehen wollten.

Das Rittercollegium, ist in dem alten Kloster der Prämonstratenser, welches an die Domkirche stößet, über dem Kreuzgange an-

gelegt. Es ward 1704 von dem Domkapitel, insonderheit auf des Dechanten Friedrich von Görne Vorschlag, unter dem Namen einer Schule gestiftet, von dem Könige Friedrich dem ersten bestätigt, und am 26. Januar 1705 eröffnet. Die Absicht und der Plan dieser Anstalt, ist in besondern Schriften 1706, 12, 22, 27, 47, und 63 bekannt gemacht, in den Hauptsachen nicht, wohl aber in unterschiedenen Nebensachen, den Zeiten und Umständen gemäß, geändert worden. Es soll jungen Edelleuten guter Unterricht in der deutschen, lateinischen, italienischen und französischen Sprache, in den nützlichsten Wissenschaften, und im zeichnen, tanzen, fechten und reiten verschafft werden, um sie dadurch zu Staats- Civil- und Kriegs- (S. 277.) Aemtern, auch zu guten Landwirthen und Hausvätern, zu erziehen und zu bilden. Zur Unterhaltung der Schule, widmete das Domkapitel ein Capital von 7500 Thalern, welches bei der churmärkischen Landschaft zinsbar untergebracht war, und noch steht, welche dem Collegio, außer den 375 Thalern Zinsen die von diesem Capital fallen, jährlich noch 400 Thaler auszahlet, die König Friedrich Wilhelm dem Collegio 1722 geschenket hat. Es hat auch die adeliche Familie von Priort ein Stipendium gestiftet, welches zwey Junker aus den adelichen Familien, Bredow, Haake, Rochow, Görne und Knoblauch, und wenn von diesen keine Studirende vorhanden sind, ein Paar junge Edelleute aus anderen im Havelländischen Kreise angelesenen adelichen Familien, drey Jahre lang genießen können, und zwar also, daß jeder jährlich 60 Thaler bekommt. Alles dieses habe ich aus einer Heinrichischen Handschrift gelernt. Sonst giebt es bei diesem Collegio keine Stiftungen, sondern wer im demselben studirt, muß Wohnung, Unterhalt und Unterricht, mit einem Wort alles bezahlen, welche Bezahlung jetzt für einen märkischen Edelmann vierteljährig 48 Thlr., 9 Gr. 6 Pf. und für einen der kein Märker ist, jährlich 10 Thaler mehr bringet. Die Söhne der Domherren, werden umsonst unterrichtet, müssen aber das Pensionsgeld bezahlen. Von Anfang an bis jetzt, haben hier 604 junge Grafen, Freyherren und Edelleute studiret. Der erste Rector der Schule, welcher auch in den ersten sechs Vierteljahren der einzige Lehrer derselben war, (S. 278.) ist M. Caspar Gottschling gewesen, und diesem folgten nach einander M. Sebastian Gottfried Stark, M. Johann Andreas Uhl, Salomo Miller, M. Amandus Gotthold Fehmel, D. Dietrich Hermann Kemmerich, welcher zuerst den Titul eines Directors, sowie die Schule zu seiner Zeit den Namen eines Rittercollegii, bekommen hat, M. Andreas Neseken, Heinrich Julius Oelschläger und Joachim Christoph Heinß. Als dieser 1772 gestorbene Mann, schon 1763 aus Alter und Schwäche abdankte, trug das Domkapitul dem bisherigen

11 jährigen Lehrer und Inspector, Herrn Heinrich Andreas Julius Breymann, das Directorat auf, welcher gelehrte und geschickte Mann dieses Amt noch jetzt verwaltet, auch in der Philosophie, Historie und in den schönen Wissenschaften, ja seit 8 Jahren auch in der französischen Sprache, unterrichtet, weil es seit dieser Zeit an einem besondern Lehrer derselben fehlt. Außer ihm, ist der jedesmalige zweyten Prediger an der Domkirche, ein ordentlicher Lehrer bey diesem Collegio, und der reformirte Prediger zu Brandenburg, unterrichtet die reformirten jungen Edelleute in dem Lehrbegrif ihrer Kirche. Die Herren Keferstein und Arnold, und ein Tanzmeister, machen jetzt die übrigen Lehrer des Collegii aus. Von dem ersten, oder von Herrn Keferstein, welcher Lehrer der Mathematik ist, habe ich mir seine Zeichnung von einem sehr vortheilhaft eingerichteten steinernem Bauerhause, ausgebeten, um sie meinen Lesern durch einen Kupferstich mittheilen zu können. Diese seine Erfindung, hat des Domherrn von Rochow Beyfall gefunden, und wird ohne Zweifel vielen gefallen, welche ihm auch dieselbige verdanken werden.

(S. 279.) Die 1768 für das Rittercollegium angelegte Reitbahn, ist nach 4 Jahren wieder eingegangen. Diese Stiftung ist sehr gut und loblich, allein ihre gewiße Einkünfte sind der gegenwärtigen Zeit nicht gemäß, und für die künftige werden sie noch weniger hinlänglich seyn. Sie betragen nur 675 Thaler, und von dieser kleinen Summe gehen noch 100 Thaler ab, mit welchen ein Capital verzinset werden muß, welches zum Bau der Häuser aufgenommen worden, die der Director, der Lehrer der Mathematik, und der Koch bewohnen, es müssen auch die Bedienten des Collegii, die Reparaturen des weitläufigen Gebäudes, und das Brennholz, davon bezahlt werden. Wenn es nun an ordentlichen und schicklichen Besoldungen fehlt, so muß die Zahl der Lehrer eingeschränkt werden, und wenn die Besoldungen die wirklich gegeben werden können, zu gering sind, so findet entweder keine Wahl vorzüglich gelehrter und geschickter Lehrer statt, oder wenn man dergleichen auch erhält, so bleiben sie nicht lange bey dem Collegio, sondern suchen einträglichere Ämter. Es beruht aber selbst der Zulauf zu diesem Collegio vornemlich darauf, daß es demselben niemals an vorzüglichen Lehrern fehlt. Man könnte zwar sagen, daß wenn viel junge Edelleute hierselbit studirten, auch viel Pensionsgeld einkommen würde, von welchem die Lehrer eine Zulage bekommen könnten: allein da in den Schulen ebensoviel als im Meer, Ebbe und Fluth gewöhnlich ist, und das königliche Gebot von 1722, daß die adelichen Vasallen Ihre Söhne in keine andere als diese Schule schicken solten, ja auch die beygefügte Versicherung, daß diejenigen, welche in dieser Schule fleißig

(S. 280.)

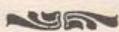
studiret hätten, und davon Zeugnisse aufweisen könnten, vor andern in den königlichen Landen befördert werden sollten, in Vergessenheit gerathen ist: so kann auf das Pensionsgeld keine sichere Rechnung für die ordentlichen Lehrer gemacht werden. Da aber diese Anstalt bloß für junge Edelleute bestimmt ist, und der größte Theil des Adels es für besser hält, daß seine Söhne in den Schulen nicht mit geringen bürgerlichen jungen Leuten vermischt werden: so sollte der Zulauf zu diesem Rittercollegio desto größer seyn, zumal da es sehr schwer hält, daß einzelne adeliche Häuser recht tüchtige Hofmeister bekommen. Wenn alsdann die Käse reicher würde, so könnten entweder besondere Hofmeister oder Aufseher über die hier wohnenden jungen Edelleute bestellt, oder dem Plan gemäß, mehr Disziplinen, Sprachen und ritterliche Künste gelehret werden. Die Burg zu Brandenburg ist ein weit bequemerer Ort zum Studiren für junge Edelleute, als Berlin, denn sie liegt in einer angenehmen Segend, und es giebt hier weit weniger Gelegenheit zur Zerstreuung und Verführung, als in der Haupt- und Residenzstadt. Um all dieser Ursachen willen, wünsche ich dem brandenburgischen Rittercollegio soviel tausend Thaler Einkünfte, als es jetzt hunderte hat, folglich viel adeliche Patrioten, welche die ersten rühmlichen Stifter dieser Anstalt zu übertreffen suchen. Es sind in diesem Gebäude, in 2 Stockwerken, 22 bequeme, und entweder mit Kammern oder mit Alkoven verlehene Wohnstuben; (von welchen diejenigen, die auf der Ostseite sind, eine sehr gesunde Lage, und ungemein angenehme Ausicht haben), drey Hörsäle, eine kleine Bibliothek, ein Tanzboden und sogar ein Schauplatz. Der letzte ist meinem Geschmack gar nicht gemäß, ich bitte aber mich hierüber nicht anzufechten. Denn verschiedene meiner Leser hoffe ich zu überzeugen, daß es nicht nur nützlich, sondern vielmehr schädlich für junge Studirende sey, Schauspieler abzugeben, und die andern werden bekennen müssen, daß dieser Schauplatz, aufs gelindeste zu reden, von allem was angenehm, schön und reizend ist, entblöset sey. Unter den hier studirenden jungen Edelleuten, war ein Herr von Fink sehr dienstfertig, beschienkte mich auch nachher mit der Copie eines Grundrisses von dem Rittercollegio und von der Domkirche, welche er gezeichnet hat.

(S. 281.)



VI.

Aus den
Aufnahmeprotokollen des Ritterkollegiums
im achtzehnten Jahrhundert.



1. Freiherr Karl Abraham von Zedlitz-Leipe. (1746.)
2. Eberhard von Rochow. (1750.)



Mitgefertigt vom Direktor Dr. Kehr.

IV

aus der

Handbibliothek des Historischen

in der Zeit vom Spätmittelalter

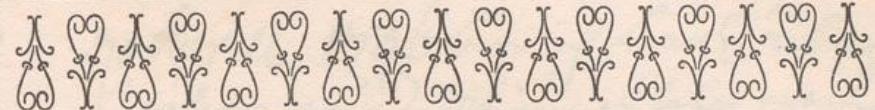
—

1. Reichenau und die Stadt von Salzburg (1541)

2. Geschichte von Nossau (1570)

763

Original aus der Stadtbibliothek



Im folgenden werden aus den Aufnahmeprotokollen des Ritterkollegiums, in deren eines der Prüfling selbst seinen Lebenslauf und die schriftlichen Prüfungsaufgaben eintragen mußte, während in dem anderen der Direktor das Ergebnis der mündlichen Prüfung niederschrieb, zwei Aufnahmeverhandlungen mitgeteilt. Die erste bezieht sich auf den späteren Justiz- und Kultusminister Friedrichs des Großen, den Freiherrn Karl Abraham von Zedlitz-Leipe (vgl. Trendelenburg, Friedrich der Große und sein Staatsminister Freiherr von Zedlitz. Monatsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1858. S. 101. Rehwisch, der Staatsminister Freiherr von Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen. ² Berlin 1886). Die andere behandelt das Prüfungsergebnis bei der Aufnahme des später berühmt gewordenen Pädagogen E. v. Rochow (vgl. die reichhaltigen Literaturangaben bei Kehr, Geschichte des Seminars zu Halberstadt S. 11 Anm. 3 sowie Binder in der Allg. deutschen Biographie XXVIII S. 727–734 und Fahnke, Eberhard von Rochow. Berlin 1886), dessen Gedächtnis am 16. Mai 1905 in Anlaß seines vor hundert Jahren erfolgten Todes die Familie von Rochow durch eine schöne Feier in Reckahn pietätvoll geehrt hat.



I.

Freiherr Karl Abraham von Zedlitz-Leipe.



— 681 —

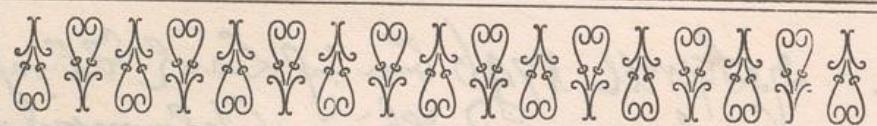
172

172. 9. J. A. 1746. Van mij L. Carl Abraham
 voorzitter van zedelijc inge 16 jaars minis.
 Alsdus alghec afgestuwardt en op-
 minist roeden. Minn H. Bassi ist
 g. Carl. Dus geynd voorsta van Zedelijc
 Koning bestynder Landv. des Oosten,
 mijne Crayf in Diflopion lobbear
 ant. Cas. doet my Diflopion geynen
 geyantstaan. die van Muster ist voor
 den Leonora. geyant de behoude geyn
 een Gollingaen den 16. 10. 1746.

Monsieur
 Quoique plusieurs mois ce
 soit avoué sans que vous
 ayez ^{reçu} des m^e nouvelles, vous ne
 devrez pourtant pas douter de
 mon amitié

Datum 17. 10. 1746.
 6 — 4 — 2 — 48

$$\begin{array}{r}
 98 \\
 48 \\
 \hline
 784 \\
 392 \\
 \hline
 4704
 \end{array}
 \qquad
 \begin{array}{r}
 627 \\
 47967 \\
 78432 \\
 \hline
 1666
 \end{array}$$



2.

Den 1. April (1746) ist Herr Carl Abraham Freiherr von Zedlitz allhier examiniret und auffgenommen. — soll studiren.

In der Theologie wird nach der Eintheilung derselben gefraget, nach der Lehre von Gott, der natürlichen und geoffenbahrten, ob der Schöpffer uns auff die natürliche Erkenntniß weise, was aus der natürlichen Erkenntniß fließe, ob die natürliche Erkenntniß zureichend ley zur Seligkeit derer Christen: all diese und andere Fragen wußte examinandus wohl zu beantworten, auch mit einigen dictis zu bestätigen.

In der Latinitaet wird die 3. Epistel Lib. 4 Ciceronis vorgenommen. ob nun wohl Examinandus derselben Episteln gar noch nicht gehört hatte, so ging es dennoch mit der Erklärung und construction gar guht wie denn auch examinandus in der grammaticae gute Gründe hatte.

In der Historie und geographie hatte der examinandus einen Anfang gemacht.

Im Französischen laß und erklärte er ziemlich, wußte auch etwas zu decliniren und zu conjungiren. Von Schreiben zeuget sein Exempel.

Im rechnen war er bis zur Regel de Tri gekommen hatte auch einen Anfang in der geometrie. Im rechnen zeuget sein Exempel.

281
II.

Eberhard von Rostow.



Anno 1750. 13 Jan. bni uſ 195
 frimduſ ſchreiber von Roſow m
 10 Blauſchriften minne Gellnro. allg.
 recipten vnt auctor. Nam hinc ha
 bit iſ Friedrich Wilhelm von
 Roſow Romm. Vnuſſijſt
 gafamne ſtatis uas Aringis.
 Minijſor ſobnix ouſbrec
 Kahl Crapic Geſtin pMnun
 ſion Muſter iſ Friederica
 Oberhardina von Roſow
 gebotur von Görlitz uab
 vnu ſt. Gollbrück
 Singuae proprie quidem fuit
 non ipsa perita, fed tamen
 Medicum ad Scientias di
 cendas fuit, praemissus qua
 do Philoſophia fundamen
 talis additus. Deo ergo
 Latina a Juvene nobile
 non conſideranda est
 quia in illa talia ſeripta
 haveret, quae Intellectum
 non vulgarem effare poſſunt

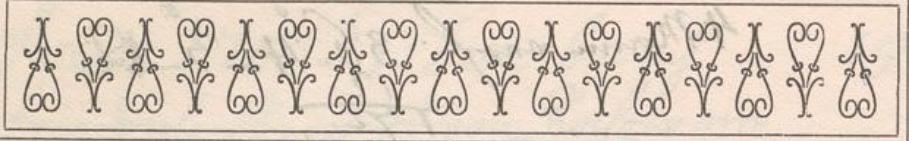
4 Mann zwyl: 86:4-3-12

$$\begin{array}{r} \overline{12} \\ 86 \\ \hline 1032 \\ 4 \\ \hline 1036 \\ 12 \\ \hline 2042 \\ 1036 \\ \hline 12432 \\ 3 \\ \hline 12435 \\ 12 \\ \hline 24870 \\ 12435(4) \end{array}$$

~~14 9220~~ 37299

Je craignois que vous ne fîssiez
une parole, puisque vous
me faites de rendre grâce au
Seigneur.

Hier il étoit quinze jours
que je parlais avec vous de
l'affaire en question
Il y a longtems que je n'avois
pas reçu de vos nouvelles.



2.

Fnno 1750 den 13. Jan. ist Friderich Eberhard von Rochow recipiret und examiniret worden.

1. in der Theologie: quid est Theologia? wurde recht beantwortet. item: wie die Theologie eingetheilet wird, in die natürliche und geoffenbahrte, jenes wurde gar gut bewiesen aus den Geschöpfen, in übrigen antwortete er gar vernünftig, was die geoffenbahrte Religion wäre.
2. in der latinitaat aus dem Curtio Lib. IV. cap. 4. Er laß das latein gleich deutsch fertig her. In der Grammatica hielt er sich auch recht gut, gleichwohl fehlte er des Genus von discrimen. Ein specimen von seiner Fertigkeit in der latinitaat ist in dem andern Bucche zu finden.
3. ex philosophia, quid est logica? wurde recht beantwortet, wie er denn auch sonst ziemlich gut antwortete.
4. aus der Historia, quid est Historia wurde in etwas aber nicht völlig recht beantwortet, in übrigen kann man wohl hören, daß er nicht unwissend in der Historia.
5. in der Geographie und Genealogie hatte er sich auch wohl geübt.
6. In der Heraldica hat er auch einige Wissenschaft.
7. In Mathesi wußte er zwar die Definition nicht, hat aber doch darinn einen guten Anfang gemacht in einigen Theilen derselben.
8. in der Arithmeticā hat er ein Exempel in Reg. de Tri gebracht.
9. in Französischen hat er ein extemporarium geschrieben.

VII.

Die Verlegung
der preußischen Nationalversammlung
nach dem Dom zu Brandenburg a. S.
im Jahre 1848.



Verfasser: Professor Dr. Grünbaum.

1700-1710 Samt. Das ist so leicht getan und kostet nichts
als ein paar Minuten Zeit.

IV

Es ist in der Theorie sehr einfach, wenn man weiß, was er will; aber es ist eben das, was man nicht weiß, in die Schwierige und ungewisse Fälle zu bringen. **Die Bedeutung** der verschiedenen Rechte und Pflichten, welche die verschiedenen Personen im Leben haben, ist eine sehr schwierige Sache, und es ist sehr schwierig, sie zu verstehen.

Die Bedeutung der verschiedenen Rechte und Pflichten, welche die verschiedenen Personen im Leben haben, ist eine sehr schwierige Sache, und es ist sehr schwierig, sie zu verstehen.

Am Ende dieses Kapitels

Wiederholung der wichtigsten Begriffe und Konzepte des Kapitels.

Übungsaufgaben zum Kapitel.

Fragebogen zum Kapitel.

Übersicht über das Kapitel.

Wiederholung der wichtigsten Begriffe und Konzepte des Kapitels.

Übungsaufgaben zum Kapitel.

Fragebogen zum Kapitel.

Übersicht über das Kapitel.

Wiederholung der wichtigsten Begriffe und Konzepte des Kapitels.

Übungsaufgaben zum Kapitel.

Fragebogen zum Kapitel.

Übersicht über das Kapitel.

Wiederholung der wichtigsten Begriffe und Konzepte des Kapitels.

Übungsaufgaben zum Kapitel.

Fragebogen zum Kapitel.

Übersicht über das Kapitel.

Wiederholung der wichtigsten Begriffe und Konzepte des Kapitels.

Übungsaufgaben zum Kapitel.

Fragebogen zum Kapitel.

Übersicht über das Kapitel.

Wiederholung der wichtigsten Begriffe und Konzepte des Kapitels.

Übungsaufgaben zum Kapitel.

Fragebogen zum Kapitel.

Übersicht über das Kapitel.



Die Unruhen, die während des Sommers 1848 die Beratungen der preußischen Nationalversammlung so oft beeinflußt und gestört hatten, überzeugten endlich König Friedrich Wilhelm IV., daß es Zeit sei, mit dem System der Milde und Nachgiebigkeit zu brechen und mit aller Energie der Revolution entgegenzutreten. Die tumultuarischen Szenen, die sich am 31. Oktober in und noch viel mehr vor dem Schauspielhaufe abspielten, brachten die Entscheidung. Am 2. November wurden in der Sitzung der Nationalversammlung zwei königliche Schreiben verlesen, in deren einem der Ministerpräsident von Prael anzeigte, daß er seine Entlassung erbeten habe, während in dem andern der Generalleutnant Graf von Brandenburg mitteilte, daß diese Entlassung vom Könige erteilt und er mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt sei. Aus den 'Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck' (I S. 49 ff) wissen wir, wie schwer es dem Grafen Brandenburg wurde, die Gehilfen für sein Werk zu gewinnen, und welch großen Anteil Bismarck selbst an der Bildung des neuen Kabinetts gehabt hat. Ihm gelang es namentlich Herrn von Manteuffel zu gewinnen, der als die eigentliche Seele der neuen Regierung betrachtet werden muß, da Graf Brandenburg nach seiner eigenen Aussage in politischen Dingen ziemlich unerfahren war und mehr aus soldatischem Pflichtgefühl als aus politischem Eifer dem Rufes seines Königs gefolgt war. Erst am 9. November stellte sich das neue Kabinett der Nationalversammlung vor, indem es zugleich eine königliche Botschaft überbrachte, in der die Versammlung aufgefordert wurde sich bis zum 27. November zu vertagen und ihre Sitzungen an diesem Tage nicht in Berlin, sondern in Brandenburg wieder aufzunehmen. Begründet wurde die Maßregel mit den anarchischen Zuständen in Berlin, die auf das deutlichste bewiesen, daß die Versammlung der eigenen Freiheit

entbehre und nicht denjenigen Schutz habe, der erforderlich sei, um ihre Beratungen vor dem Scheine der Einschüchterung zu bewahren. Die Vertagung und Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg rief nicht nur in der Versammlung selbst, sondern im ganzen Lande die größte Aufregung hervor. In den Zeitungen und in Flugschriften, in öffentlichen Erklärungen und Adressen wurde die Verlegung der Versammlung von allen Parteien in leidenschaftlichem Tone erörtert.

Die Ansichten, die dabei die einzelnen Parteien vertraten, hängen zusammen mit der Auffassung, die sie von dem staatsrechtlichen Charakter der Versammlung hatten, und weiter mit der Beurteilung der ganzen politischen Lage, wie sie sich seit den Ereignissen des März gebildet hatte. Die Rechte, der in der ersten Zeit auch der größte Teil der beiden Zentren zustimmte, hielt an dem Prinzip der 'Vereinbarung' fest, wie es von der Regierung schon in dem Wahlgesetz für die Nationalversammlung aufgestellt worden war. Sie betrachtete die Krone und die Nationalversammlung als zwei im wesentlichen gleichberechtigte Partizipanten, die nach Art von Privatleuten einen Vertrag mit einander abschließen. Kommt dieser nicht zu Stande, so trifft der Zustand ein, wie er vorher gewesen ist, d. h. die Krone ist alsdann zu nichts verpflichtet, als zur Erfüllung des Versprechens, das sie am 18. März gegeben hat. Versprochen aber hatte die Krone nur die Umgestaltung der absoluten Staatsform in eine konstitutionell-monarchische unter Mitwirkung der Volksvertretung; wie sie das tat, war ihre Sache. Sie konnte also, wenn die Vereinbarung auf Schwierigkeiten stieß, die Versammlung vertagen, verlegen, auflösen, eine neue berufen, dieser einen neuen Verfassungsentwurf vorlegen; ja sie konnte eine Verfassung oktroyieren, wenn sie nur die Revision der oktroyierten Verfassung der ordentlichen Landesvertretung vorbehielt.

In schroffem Gegensatz hierzu stellte sich die Linke der Nationalversammlung auf den Boden der Revolution und der Volksouveränität. Obgleich die Revolution selbst vor dem Königtum Halt gemacht und seine Abschaffung nicht verlangt hatte, erklärte die Linke, daß durch die Märzereignisse die bisherige Staatseinrichtung befeitigt und tabula rasa geschaffen worden sei. Der Nationalversammlung sei somit die Aufgabe zugefallen, als revolutionäre Konstituante selbständig und ohne Konkurrenz der Krone die gesetzlichen Grundlagen des neuen Staatswesens zu schaffen. Kommt es zu einem Streit zwischen der Versammlung und der Krone, so ist der Wille der Versammlung allein entscheidend; ihm hat sich die Krone in jedem Falle unterzuordnen. Eine Vertagung, Verlegung oder gar Auflösung

der Versammlung durch die Krone ist ausgeschlossen und widerspricht dem Geiste einer konstituierenden Versammlung.

In der Nationalversammlung selbst war es über diese wichtige Frage wiederholt zu erregten Debatten gekommen. Schon in der sechsten Sitzung am 30. Mai stellte bei der Debatte über die Geschäftsordnung der Abgeordnete Otto den Antrag, in der Geschäftsordnung selbst den staatsrechtlichen Charakter der Nationalversammlung festzulegen und sie als konstituierende zu bezeichnen, die von der Krone nicht aufgelöst werden dürfe. Die Versammlung teilte freilich nicht die naive Ansicht des Abgeordneten, der glaubte, eine so bedeutsame Angelegenheit gelegentlich bei der Geschäftsordnung des Hauses erledigen zu können, und wies seinen Antrag ab. Die Linke aber wollte unter allen Umständen den souveränen Charakter der Versammlung zur Geltung bringen und womöglich zum Beschluss erheben. Ihnen dahin gerichteten, wiederholten Anträgen traten neben den Mitgliedern der Rechten auch die Minister entgegen. Am 30. Mai erklärte der Minister Camphausen, daß er keineswegs die politische Lage so auffasse, als sei durch den 18. März eine vollständige Umwälzung eingetreten, als sei die ganze Verfassung unseres Staates umgeworfen worden, als müßten alle Zustände rechtlich neu begründet werden; im Gegenteil, im Augenblicke seines Zusammentreffens habe das Ministerium sich darüber geeinigt, dies als eine Frage seiner Existenz anzusehen, daß man aus der bestehenden Verfassung heraus mit den gesetzlichen Mitteln in die neue Verfassung übergegangen sei, ohne das Band abzuschneiden, welches das alte an das neue knüpfte. Eben deshalb sei der vereinigte Landtag berufen und ihm das Wahlgesetz vorgelegt worden, auf Grund dessen die Nationalversammlung gewählt sei, mit der Vollmacht, mit der Krone die Verfassung zu vereinbaren. Über die staatsrechtliche Kompetenz der Versammlung könne demnach kein Zweifel bestehen. — Ähnlich, wenn auch weniger entschieden äußerte sich der Minister in der Sitzung am 9. Juni. Camphausen wurde unterstützt von dem Finanzminister Hansemann, der besonders betonte, daß der König schon vor dem Kampfe am 18. März die konstitutionelle Monarchie zugesagt habe, daß also eine Transaktion zwischen der Krone und dem Volke stattgefunden habe. Nach diesen Äußerungen der Minister hatten die Liberalen später nicht unrecht, wenn sie behaupteten, daß die früheren Minister, Camphausen und Hansemann, den späteren, Brandenburg und Manteuffel, nicht nur die Macht, sondern auch das Recht zu ihrem Handeln gegeben hätten, daß die Vertagung und Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg die logische Konsequenz der politischen Theorie wäre, die Camphausen und seine Mitarbeiter vertreten hätten.

Auch die Reichsregierung in Frankfurt a. M. und die daselbst tagende deutsche Nationalversammlung beschäftigte sich mit dem Konflikt in Preußen. In der 114. Sitzung vom 13. November 1848 nahm der Reichsminister von Schmerling das Wort, um die Aufmerksamkeit des hohen Hauses auf die Vorgänge in Berlin zu lenken. Die Versammlung erkannte mit dem Minister die unermeßliche Bedeutung an, die die Ereignisse in Preußen für ganz Deutschland hätten, und beschloß, den Ausschuß, der zur Regelung der Beziehungen zwischen der Zentralgewalt und den Einzelsstaaten eingesetzt war, zu beauftragen, ihre Erörterung im Plenum vorzuberaten. Die Majorität des Ausschusses beantragte:

'die Königliche preußische Regierung zu bestimmen, daß sie die angeordnete Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg zurücknehme, sobald solche Maßregeln getroffen sind, welche ausreichend erscheinen, um die Würde und Freiheit ihrer Beratungen in Berlin sicher zu stellen'.

Gegen den Antrag, und zwar zu Gunsten einer erheblich schärferen Fassung desselben sprach zuerst der als Jurist auch von seinen Gegnern hochgeschätzte Heinrich Simon aus Breslau. Seine Rede war oratorisch glänzend und wurde von seinen Freunden mit stürmischem Beifall aufgenommen. So sehr er sich aber auch bemühte zu beweisen, 'daß Recht und Gesetz' auf Seiten der preußischen Nationalversammlung stehe, so verließ er doch selbst den Boden des Rechts und erklärte, daß in einer so autonomen Zeit, die ihr eigenes Leben und somit auch ihr eigenes Gesetz habe, man sich nicht leiten lassen dürfe von Lehrbuchbegriffen und Definitionen. Dem Breslauer Juristen trat der westfälische Freiherr von Vincke entgegen. Seine Rede war nicht so glänzend, aber dafür um so schärfer und folgerichtiger. Nachdem er zunächst dagegen protestiert hatte, daß die gegenwärtige Zeit ein besonderes Recht und Gesetz habe, da das Recht stets ein und dasselbe sei und nimmermehr durch die Zeitverhältnisse geschmälert und geändert werden dürfe, ging er auf das Wesen, die Bedeutung und historische Entstehung der preußischen Versammlung ein, um zu dem Schluß zu kommen, daß die Krone bei der Lage der Dinge in Berlin nicht nur das Recht, sondern geradezu die Pflicht gehabt habe, die Versammlung zu verlegen. Es gelang Vincke freilich nicht, die Majorität der Versammlung für sich zu gewinnen; ein von ihm gestellter Antrag auf Übergang zur Tagesordnung wurde mit großer Majorität abgelehnt, und der oben erwähnte Antrag des Ausschusses angenommen.

So geringe Bedeutung der Beschuß der Frankfurter Versammlung hatte, so wenig die preußische Regierung sich durch ihn irgend-

wie beeinflussen lassen wollte, so hielt sie es doch für angemessen, einen außerordentlichen Bevollmächtigten nach Frankfurt zu schicken, um der Reichsregierung und der Nationalversammlung Aufklärung über die wirkliche Lage der Dinge in Preußen, sowie über die Gründe zu geben, die die Verlegung der preußischen Nationalversammlung nach Brandenburg notwendig gemacht hätten. Der Abgeordnete Peter Reichensperger, der später bekanntlich mit seinem Bruder das Zentrum begründen half, wurde von dem Minister von Manteuffel zu dieser Mission ausersehen. Reichensperger lehnte es ab, als offizieller Vertreter Preußens nach Frankfurt zu gehen, erklärte sich aber bereit, in Gemeinschaft mit dem ihm befreundeten Abgeordneten Ostermann eine vom Ausschusse der Rechten zu unterschreibende Adresse an den Reichsverweser zu überbringen, in der die Lage in Berlin im Sinne der Regierung dargelegt würde. Da der Minister von Manteuffel damit einverstanden war, begaben sich beide Abgeordnete nach Frankfurt, wo sie eintrafen, als gerade die Versammlung wieder mit den preußischen Angelegenheiten beschäftigt war. Von dem Abgeordneten von Rappard war ein dringlicher Antrag eingebracht worden, daß die Nationalversammlung beschließen solle, die preußische Regierung zur Zurücknahme der von der preußischen Landesversammlung für gesetzwidrig erklärt Verfügungen, namentlich der der Vertagung und Verlegung dieser Versammlung nach Brandenburg, 'zu nötigen'. Nach einer schwülstigen Rede von Rappards wurde trotz seines und seiner Freunde heftigen Widerspruchs sein Antrag an den schon oben erwähnten Ausschuß für das Verhältnis der Zentralgewalt zu den Einzelpaaten verwiesen. Vor diesen wurden die beiden preußischen Abgeordneten geladen, und sie fanden, sowohl hier, wie in den Fraktionsitzungen und Privatgesprächen Gelegenheit, über den preußischen Konflikt nach der tatsächlichen, politischen und rechtlichen Seite hin eingehend zu sprechen. Wie sehr man ihren Angaben vertraute, zeigt am besten der Umstand, daß diele in dem Ausschußbericht aufgenommen und eingehend darin gewürdigt wurden. Der Berichterstatter des Ausschusses war der Abgeordnete W. Jordan, der später als Dichter der Nibelungen und als reisender Rhapsode sich bekannt gemacht hat. Über die Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg äußerte er sich dahin, daß sie eine unbedingte Notwendigkeit gewesen sei, daß die Regierung sie habe verfügen müssen, weil die Versammlung selbst niemals ihre Zustimmung dazu gegeben haben würde. Die Verlegung sei weder eine vom Gesetz verbotene, noch irgendwie gewaltsame, noch an sich inkonstitutionelle Maßregel; sie sei auch das mildeste Mittel zur Erreichung des gebotenen Zweckes und das einzige, um einen blutigen Konflikt zu

vermeiden. In der an Jordans Bericht sich anschließenden Debatte sprach im Sinne der Linken der Abgeordnete Simon aus Trier, dem von der Rechten, wie in der Sitzung am 14. November, der Abgeordnete von Vincke antwortete. Er fasste noch einmal alle Gründe zusammen, die für die Vertagung der Versammlung nach Brandenburg sprachen, und verteidigte mit Eifer und Geschick das Recht der preußischen Regierung. Der Auschlußantrag, der schließlich angenommen wurde, suchte wiederum zu vermitteln, wandte sich aber doch mit Schärfe gegen die Steuerverweigerung, die inzwischen von den in Berlin zurückgebliebenen Mitgliedern der preußischen Nationalversammlung beschlossen worden war. Am folgenden Tage hatten die preußischen Abgeordneten die Ehre, dem Reichsverweser ihre Adresse zu überreichen; der Erzherzog empfing sie freundlich und herzlich und sprach mit ihnen über die Zustände in Preußen und Österreich.

Inzwischen war der 27. November herangekommen, der Termin, für den die Regierung die Wiedereröffnung der preußischen Nationalversammlung in Brandenburg festgesetzt hatte. Als Sitzungsraum für die Versammlung war die Domkirche gewählt worden, die zu diesem Zwecke von dem Baurat Bürde und dem Hoftapezier Hiltl entsprechend eingerichtet worden war¹⁾. Von dem Hochaltar der Kirche, der sich etwa 22 Fuß über das Mittelschiff erhebt, war nach dem gegenüberliegenden Orgelchor eine Bretterdecke gelegt worden, wodurch der obere Teil des Mittelschiffs in einen Saal von etwa 100 Fuß Länge verwandelt wurde. Da das Orgelchor noch etwa 10 Fuß höher liegt als der Hochaltar, so war auf diese Weise ein Ansteigen des Raumes nach hinten erzielt worden. In der Gegend des Hochaltars befanden sich der Sitz des Präsidenten und die des Büros, davor war die Rednerbühne errichtet. Zu ihrer Rechten stand längs der Seitenwand der Tisch der Minister und ihrer Kommissare. Der für die Abgeordneten bestimmte Raum zählte 26 hinter einander liegende Sitze, die alle gleichmäßig der Tribüne zugewandt waren. Die breite Mittelreihe bildeten die früheren aus Berlin hergeschafften Bänke; ihnen parallel lagen zwei Reihen zu je drei Sitzen längs der beiden Wände des Mittelschiffes. Von den Emporen zu beiden Seiten des Hochaltars war die zur Rechten für das diplomatische Korps, die zur Linken für die Journalisten eingerichtet. Der hintere

1) Vergl. Vossische Zeitung vom 28. November 1848. Kreuz-Zeitung vom 28. November 1848. Vgl. auch O. York, Brandenburg im Jahre 1848. Jahresbericht d. Hilt. V. XXIX—XXX S. 33 ff.

Raum beider Emporen zu je 60 Sitzplätzen war ebenso wie das Orgelchor für die Zuhörer bestimmt. Zu Bureauzwecken waren teils die unteren Räume, teils die der damals geschlossenen Ritterakademie eingerichtet. Die Kurien sollten den Staatsministern zur Wohnung dienen. Die Erwärmung des Saales geschah von unten durch eine Röhrenleitung. Der ganze Umbau kostete 2640 Taler. Obwohl er nach Kräften beschleunigt wurde, mußte doch bis zum letzten Augenblick gearbeitet werden, und man kann sich denken, daß die Atmosphäre in dem Saale und in den Nebenräumen infolge der Heizung und des noch frischen Mauerwerks nicht gut war. Auch über die Akustik wurde geklagt. Eine Gruppierung der Abgeordneten nach Parteien im Saale war bei dessen Beschränktheit kaum möglich. Die militärischen Kräfte waren für die Zeit der Verhandlungen ansehnlich verstärkt: zwei Schwadronen des 6. Kürassierregimentes, das Magdeburgische Garde-Landwehrbataillon, das Füsilierbataillon des 31. Regiments, vier Geschütze der Gardeartillerie und eine Abteilung Gardeschützen lagen in der Stadt, dazu kam noch eine Abteilung Konstabler, die aus Berlin geschickt worden war. Die Gathäuser der Stadt reichten selbst für den ersten Anfang nicht aus, um die Zahl der Fremden zu fassen, weshalb in vielen Privathäusern Vorbereitungen zur Aufnahme der Abgeordneten getroffen wurden.

Die Berichte, die die Korrespondenten ihren Zeitungen über die Lage, das Aussehen, das Leben und Treiben in der Stadt Brandenburg schickten, waren fast alle nicht sonderlich günstig. Brandenburg, so heißt es in der Nationalzeitung, ist ein Dorf, krumme Gassen, kerzengerade Offiziere, einige Menschen, viele Soldaten, etwas Wasser, viel Schmutz, das ist es, was dem Fremden zuerst in die Augen fällt. Bei weiterem Umsehen wird man gewahr, daß die Lage nicht übel ist; eine Art von Berg, die weite Wasserfläche des Sees, den die Havel hier bildet, gewähren einen angenehmen Anblick, und man muß einem Brandenburger Notabeln recht geben, der einigen Damen gegenüber lebhaft beklagte, daß die Versammlung nicht in einer besseren Jahreszeit hierher verlegt sei, wo die Gegend den Abgeordneten doch so manche Annehmlichkeit bieten würde. Nun ist es leider nicht die Zeit für solche Genüsse, und so sind die Abgeordneten beschränkt auf den Genuss, den der Anblick des steinernen Rolands uns bietet, der da steht, wie einer von Falstaffs steifleinernen Kerzen und ganz verwundert scheint über das Treiben, das jetzt um ihn vorgeht, beschränkt auf die geringen Reize der Brandenburger Konditoreien, auf die Freuden der Tafel in den Gathöfen, wo wir sehr eng sitzen und mit attischem Salze das erleben, was die spärliche Ausbildung der Kochkunst uns vermissen läßt.

Auch in anderen Zeitungen wird viel geklagt, namentlich über das holprige Pflaster und die ungenügende Beleuchtung der Straßen. Diese Klage schien auch einem Teile der Brandenburger Bürger berechtigt; aber der Antrag, während der Dauer der Tagung der Nationalversammlung die Straßen auch an solchen Abenden zu beleuchten, an denen dies sonst nicht geschah, wurde von der Stadtverordnetenversammlung abgelehnt. Überhaupt scheinen die Einwohner der Stadt für die ihnen erwiesene Ehre, die Nationalversammlung in ihren Mauern zu sehen, kein übermäßiges Verständnis gehabt zu haben. Das Straßenbild unterschied sich nur wenig von dem gewöhnlichen, und die Bürger ließen sich in ihren Geschäften nicht stören. Bezeichnend ist, daß in den beiden Lokalblättern der Verlegung der Nationalversammlung kaum gedacht wird.

Die Hauptfrage, die alle Gemüter in den Tagen vor dem 27. November beschäftigte, war die, ob die Mitglieder der Nationalversammlung, die sich dem königlichen Befehle vom 9. November widersezt und ihre Beratungen in Berlin fortgesetzt hatten, zu den Verhandlungen in Brandenburg erscheinen würden. Da nur die Mitglieder der Rechten in der Frage der Verlegung mit der Regierung übereinstimmten, beide Zentren sich der Opposition angegeschlossen hatten, so waren die Aussichten, ein beschlußfähiges Haus in Brandenburg zu finden, nicht günstig. Am Eröffnungstage herrschte trübes und naßkaltes Wetter, das jedoch nicht verhindert hatte, daß eine verhältnismäßig zahlreiche Zuhörerschar, vornehmlich aus Berlin, sich eingefunden hatte. Militär war nicht aufgeboten, doch standen in den Zugängen zur Kirche Bürgerwehrmänner, mit einer Muskete bewaffnet und einer weißen Binde um den Arm, auf welcher das Wort 'Schußverein' zu lesen war. Um $10\frac{1}{2}$ Uhr erklärte der Ministerpräsident die Versammlung im Namen des Königs für wiedereröffnet, stellte ihr anheim, sich von neuem zu konstituieren, und teilte mit, daß er, wenn dies geschehen sei, unverzüglich eine königliche Botschaft einbringen werde. Die Minister — sie waren vollständig erschienen — verließen darauf den Saal, während die Versammlung den Abgeordneten Oberburggrafen von Brünneck, einen geborenen Brandenburger, durch Zuruf als Alterspräsidenten berief. Der Namensaufruf ergab die Anwesenheit von 154 Abgeordneten; das Haus war also nicht beschlußfähig. Bemerkenswert aber war, daß einige 30 Abgeordneten erschienen waren, die bis zum 15. November in Berlin mitgetagt hatten; sie erklärten in verschiedenen Schriftstücken, daß sie zwar an ihrer früheren Ansicht festhielten und der Krone das Recht, die Versammlung einseitig zu verlegen und zu verfagen, nach wie vor bestritten, daß sie sich aber im Interesse der Sache und auf Grund des Beschlusses der

Frankfurter Nationalversammlung für verpflichtet erachteten, die Verlegung der Versammlung anzuerkennen und an ihren Sitzungen teilzunehmen. Zu den im Dome Anwesenden gehörte auch der Abgeordnete der Stadt Brandenburg und des Kreises Westhavelland Dr. Steinbeck, während der Oberbürgermeister von Brandenburg, Ziegler, der für Zaudt-Belzig gewählt war, sich fern hielt. Auf die Anzeige des Alterspräsidenten an das Staatsministerium, daß das Haus nicht beschlußfähig sei, teilte der Ministerpräsident mit, daß er darüber an Seine Majestät den König berichten und dessen Allerhöchste Entscheidung einholen werde. Diese Mitteilung des Ministeriums, sowie der Umstand, daß die zu Anfang der Sitzung angekündigte königliche Botschaft nicht verlesen wurde, erregte einiges Aufsehen, zumal da die Beschußunfähigkeit des Hauses nach dem Reglement kein Hindernis bildete, eine königliche Botschaft zu verkünden.

Auch in den folgenden Tagen bis zum 30. November, wurde die Beschußfähigkeit nicht erreicht; die Zahl der Anwesenden stieg nur bis auf 182. Die Sitzungen wurden, wie die erste, hauptsächlich ausgefüllt mit Erklärungen der bisher in Berlin verbliebenen und jetzt in die Versammlung eingetretenen Mitglieder, die fast sämtlich allein oder mehrere zusammen das Bedürfnis fühlten, ihr Erscheinen in der Versammlung länger oder kürzer zu begründen. Die königliche Botschaft wurde auch in diesen Sitzungen nicht verlesen, was den zahlreichen Gerüchten, die über die Absichten der Regierung verbreitet waren, neue Nahrung gab. Allgemein glaubte man, daß die Regierung beabsichtigte, die Versammlung noch einmal und zwar etwa bis zum 15. Dezember zu vertagen, andere behaupteten, daß die königliche Botschaft drei Gesetzentwürfe enthalte, die auf ein sehr scharfes Tumultgesetz sowie auf Beschränkung der Presse und des Vereinigungsrechtes hinausgingen. Nach Annahme dieser Gesetze, die die Krone für unerlässlich zur Herstellung der Ruhe und Ordnung wie zur Sicherheit der Versammlung erachtete, sei sie bereit, einem Antrag auf Rückverlegung der Versammlung nach Berlin zuzustimmen. Auch von der Oktroyierung einer Verfassung sprach man, fügte aber hinzu, daß dieser Plan infolge des eifrigen Widerspruchs des Freiherrn von Vincke und des früheren Ministers Camphausen aufgegeben sei. Im Zusammenhang damit wurden die genannten Männer als die künftigen Minister bezeichnet. Sicher war nur eins, daß die größte Unsicherheit herrschte über die Pläne der Regierung, über die Bildung eines neuen Ministeriums und über das weitere Schicksal der Nationalversammlung.

1500 Je weniger Ergebnisse die Beratungen im Dome hatten, um so wichtiger waren die Verhandlungen, die innerhalb der Oppositions-

parteien gepflogen wurden. Die Zahl der Abgeordneten in Brandenburg war von Tag zu Tage so gewachsen, daß nur noch etwa 25 Mitglieder an der Beschußfähigkeit fehlten. Es kam dazu, daß von dem Abgeordneten Simons am 28. November der Antrag angekündigt war, an Stelle der ohne Grund fehlenden Abgeordneten deren Stellvertreter einzuberufen, und daß das Ministerium diesem Antrage zugestimmt hatte. Mit Recht wurde von zahlreichen Mitgliedern der Zentren und selbst der äußersten Linken auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die eine nur gerade beschlußfähige Versammlung ihrer Sache bringen würde; die Rechte würde in diesem Falle in der Lage sein, Beschlüsse zu fassen und Gesetze zu votieren, bei denen jeder liberale Einfluß ausgeschaltet wäre. Ohne daß eine gemeinschaftliche Beratung oder Beschlusffassung zustande kam — sie wurde von der Regierung in Berlin nicht mehr geduldet — einigten sich daher die Zentren und viele Abgeordnete der Linken, nach Brandenburg zu gehen. Am Morgen des 1. Dezember trafen etwa 80 Abgeordnete der Opposition in Brandenburg ein und hatten vor Beginn der Sitzung in einem Privatlokal eine Besprechung, bei der auch mehrere Mitglieder der Zentren, und sogar einige der Rechten, zugegen waren. Nach eingehender Debatte verabredete man, daß einer der Abgeordneten, ebenso wie es in den Tagen zuvor zahlreiche Mitglieder getan hatten, eine Erklärung abgeben sollte, in der man das Festhalten an den früheren Prinzipien betonen und zugleich die beabsichtigte Einberufung der Stellvertreter für ungeseztlich erklären wollte. Dem sollte hinzugefügt werden, daß die in Berlin gebliebenen Abgeordneten deshalb noch nicht erschienen wären, weil sie noch nicht vorschriftsmäßig d. h. durch den Präsidenten der Versammlung eingeladen wären. Mit diesem Zusatz wollte man das Prinzip wahren, daß das Ministerium nicht das Recht habe, die Versammlung einzuladen, daß dies vielmehr nur ihrem Präsidenten zulostehe. Die bisherigen Präsidenten von Unruh, Phillips und Plönnis erklärten sich bereit, ihre Ämter niederzulegen, um alle persönlichen Fragen auszuscheiden. Dagegen verlangte man, daß die Wahl des neuen Präsidiums auf den 4. Dezember verschoben würde, um den noch fehlenden Mitgliedern die Gelegenheit zu geben, an der Präsidentenwahl teilzunehmen. So auffallend es ist, so scheinen doch die Herren geglaubt zu haben, daß die Rechten auf ihre Wünsche eingehen würde. Bestärkt wurden sie in dieser Ansicht durch die Erklärung eines bei der Verhandlung anwesenden Abgeordneten des rechten Zentrums, Dr. Zachariä, der erklärte, es wäre zwar wünschenswert, die Prinzipienfrage zu umgehen; wenn sie aber zur Sprache käme, so würde er, und, wie er nicht zweifle, auch

seine politischen Freunde, mit der Linken stimmen, da sie unmöglich die Sitzungen der Nationalversammlung vom 9. bis 15. November für die Sitzungen eines Klubs erklären könnten. — Die Verhandlungen im Dome verliefen aber anders, als man gedacht hatte. Schon als der Abgeordnete Schneider, der von seiner Partei beauftragt worden war, die erwähnte Erklärung abzugeben, sich zu diesem Zwecke das Wort erbat, traten ihm einige Mitglieder der Rechten entgegen mit dem Verlangen, zunächst die Wahl des neuen Präsidiums vorzunehmen. Erst nach einer ziemlich erregten Debatte konnte der Abgeordnete seine Erklärung verlesen. An sie schloß er die Bemerkung, daß er und seine Freunde auf die Einladung des Präsidenten nach Brandenburg gekommen seien, und daß die noch fehlenden Mitglieder von dem Präsidenten einberufen würden. Da trat der Gegensatz in den Anschauungen der Parteien mit voller Schärfe hervor; es entstand eine Unruhe im Hause, die zu einem förmlichen Sturm wurde, als der Abgeordnete Parrisius den Antrag stellte, die Sitzung und damit auch die Wahl des Präsidiums bis zum 4. Dezember zu vertagen. Bei der allgemeinen Verwirrung, die der wohlmeinende, aber nicht sehr geschickte und energische Alterspräsident nur mit Mühe zu meistern vermochte, kam es zu einer Diskussion über den Antrag Parrisius nicht, bei der Abstimmung wurde er mit 145 gegen 113 Stimmen abgelehnt. Hierauf verließ, wie es vorher verabredet war, der größte Teil der Linken den Saal, womit jeder Weg zu einer Verständigung von neuem abgeschnitten war. Bei dem Namensaufruf, der gleich darauf für den Zweck der Präsidentenwahl vorgenommen wurde, waren nur noch 172 Mitglieder anwesend, das Haus also wieder nicht beschlußfähig. Trotzdem letzten die im Saale verbliebenen Abgeordneten ihre Beratungen fort, und zwar über den Antrag Simons: das Staatsministerium zu ersuchen, die Stellvertreter derjenigen Abgeordneten zu berufen, die bei dem letzten Namensaufrufe sich nicht gemeldet hätten. Dies Verfahren schien auch zahlreichen Mitgliedern der Rechten bedenklich; für den Antrag Simons erhoben sich nur 73 Abgeordnete, während 82 sich der Abstimmung enthielten und einer dagegen stimmte. Darauf vertagte sich das Haus bis zum 7. Dezember.

Die zum 7. Dezember anberaumte Sitzung hat nicht mehr stattgefunden; vielmehr erging am 5. Dezember eine Königliche Verordnung, durch die die Nationalversammlung aufgelöst wurde. In ihr heißt es, daß der König zu seinem tiefen Schmerze die Überzeugung gewonnen habe, daß das große Werk, zu welchem die Versammlung berufen sei, mit derselben ohne Verleihung der Würde der Krone und ohne Beeinträchtigung des davon unzertrennlichen

Wohles des Landes nicht länger fortgeführt werden könne. Dennoch begab sich am 7. Dezember morgens eine größere Anzahl liberaler Abgeordneter nach Brandenburg, in der Meinung, daß die angekündigte Sitzung abgehalten werden und das Ministerium in ihr die Auflösung der Nationalversammlung in formeller Form aussprechen würde. Die Abgeordneten fanden die Türen des Domes geschlossen, die Zugänge und die inneren Höfe mit Soldaten besetzt. In der Kanzlei wurde den Abgeordneten ein Schreiben des Alterspräsidenten von Brünneck eingehändigt, des Inhalts, daß nach Eingang der Allerhöchsten Verordnung vom 5. d. M. die auf den 7. anberaumte Sitzung nicht stattfinde. Die Abgeordneten begaben sich hierauf nach der Bürger-Ressource (Stadtpark) und hielten dort eine kurze Beratung. Der Vorschlag, noch einen Protest gegen die Auflösung der Versammlung einzulegen, wurde abgelehnt mit der Begründung, daß durch die Parteibeschlüsse vom 9. November alles geschehen sei, was zur Wahrung der Rechte der Volksvertretung nötig sei. Am Nachmittage verließen fast sämtliche Abgeordnete unsere Stadt und begaben sich nach Berlin zurück.

Seit dem 12. November war Gottesdienst in der Domkirche nicht mehr gehalten worden. Am 16. November teilte der Kirchenvorstand des Domes dem Domkapitel mit, daß der Gottesdienst der Domgemeinde in die Katharinenkirche verlegt und daß beide Gemeinden im Gottesdienst vereinigt würden, da besondere Stunden für jede Gemeinde sich nicht ausfindig machen ließen; die Geistlichen sollten beim Predigen abwechseln. Auch nach Auflösung der Nationalversammlung wurde die Kirche nicht sogleich in ihren alten Zustand zurückversetzt. Am 24. Februar 1849 zeigte die Königliche Regierung zu Potsdam dem Domkapitel an, daß von mehreren Seiten dringend in Anregung gebracht sei, der Domgemeinde zu Brandenburg die Domkirche funktionsmäßig bald zurückzugeben. Demzufolge beantragte die Regierung bei dem Königlichen Ministerium des Innern und dem der geistlichen Angelegenheiten die Beleistung der für die Sitzungen der aufgelösten Nationalversammlung getroffenen baulichen Einrichtungen und die Wiedergewährung des eigenen Kirchenraumes an die Domgemeinde. Erst am 1. Oktober 1849 fand die Wiedereröffnung der Kirche statt, und zwar wurde sie mit der Feier des neuhundertjährigen Bestehens des Bistums Brandenburg verbunden. So gestaltete sich der erste nach fast Jahresfrist abgehaltene Gottesdienst in der Domkirche äußerst glänzend. König Friedrich Wilhelm IV. und seine erlauchte Gemahlin, die Prinzen Karl und Adalbert, die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, die Prinzessin Friedrich der Niederlande waren zu dem Feste erschienen.

Die Stadt war reich geschmückt, der Weg vom Bahnhof bis zum Dom in eine Triumphstraße verwandelt. In der Annenstraße war eine Ehrenpforte errichtet, bei der der König von den Behörden der Stadt begrüßt wurde; eine zweite Ehrenpforte stand am Eingang des Domes, wo die Mitglieder des Domkapitels den König empfingen. Nach dem Empfange besichtigte Seine Majestät die Garnison und kehrte dann nach dem Dome zurück. Von der Wohnung des Domdechanten begab sich der Festzug in die Kirche. Voran schritten die Domherren mit dem Domdechanten an der Spitze, es folgten Seine Majestät der König, Ihre Majestät die Königin mit den Prinzen und Prinzessinnen; ihnen schlossen sich an die Minister Graf Brandenburg und von Manteuffel, der General von Wrangel, sowie zahlreiche Kammerherren, Hofdamen und Adjutanten. Den Schluß bildeten die hiesigen Militär- und Zivilbehörden und verschiedene hiesige und auswärtige Geistliche. Nach Beendigung des Gottesdienstes kehrten die hohen Herrschaften in der gleichen Ordnung in die Wohnung des Dechanten zurück, wo eine Salatafel stattfand. Bei Tisch trank Se. Majestät der König 'auf das Wohl, Blühen und Gedeihen Seiner treuen, alten Chur- und Hauptstadt'. Um 5 Uhr nachmittags verließen die Majestäten mit ihren Gästen wieder die Stadt. Sieben Jahre darauf besuchte Seine Majestät der König von neuem den Dom von Brandenburg, um in eigener Person der Wiedereröffnung der Ritterakademie bei-zuwohnen, die durch die Stürme der Revolution eine Zeitlang aufgehoben, durch die Gnade und Huld ihres Königs zu neuem Leben berufen wurde.

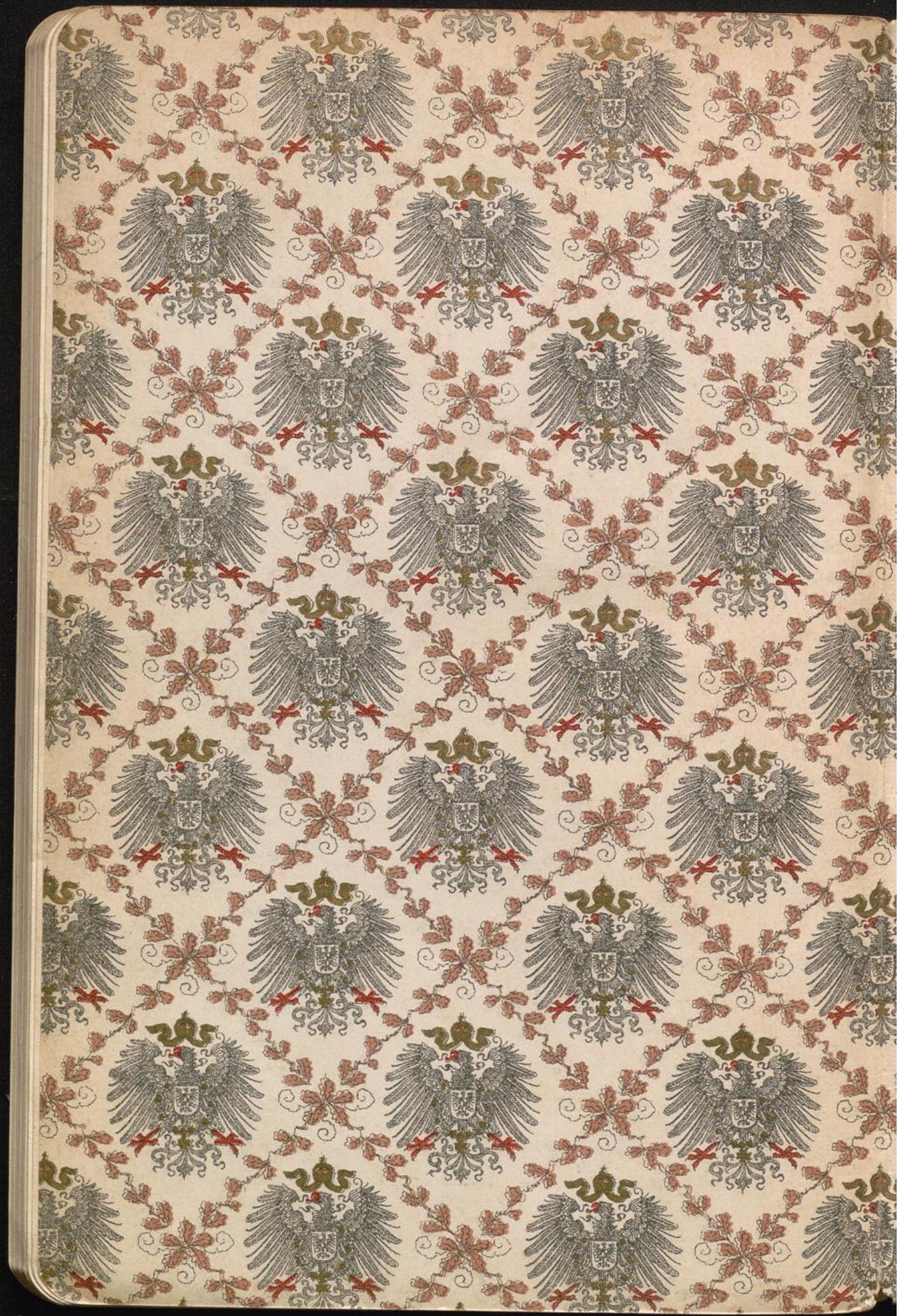


#37209

450g

€85,-

12 b







03M63118

Нд. В'язьмінська державна бібліотека, Івановськ, в/в.

P
03

Festschrift der R.-B. zu Brandenburg a. H. 1905